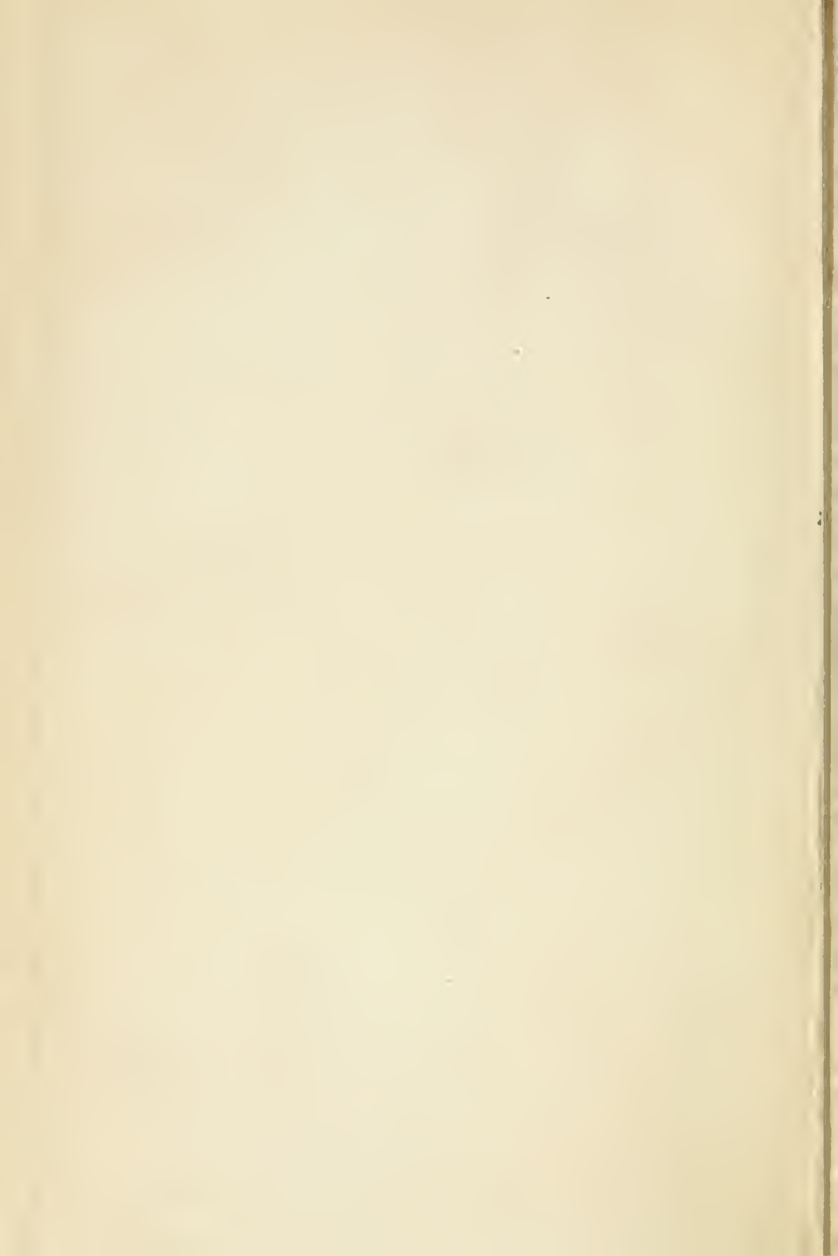
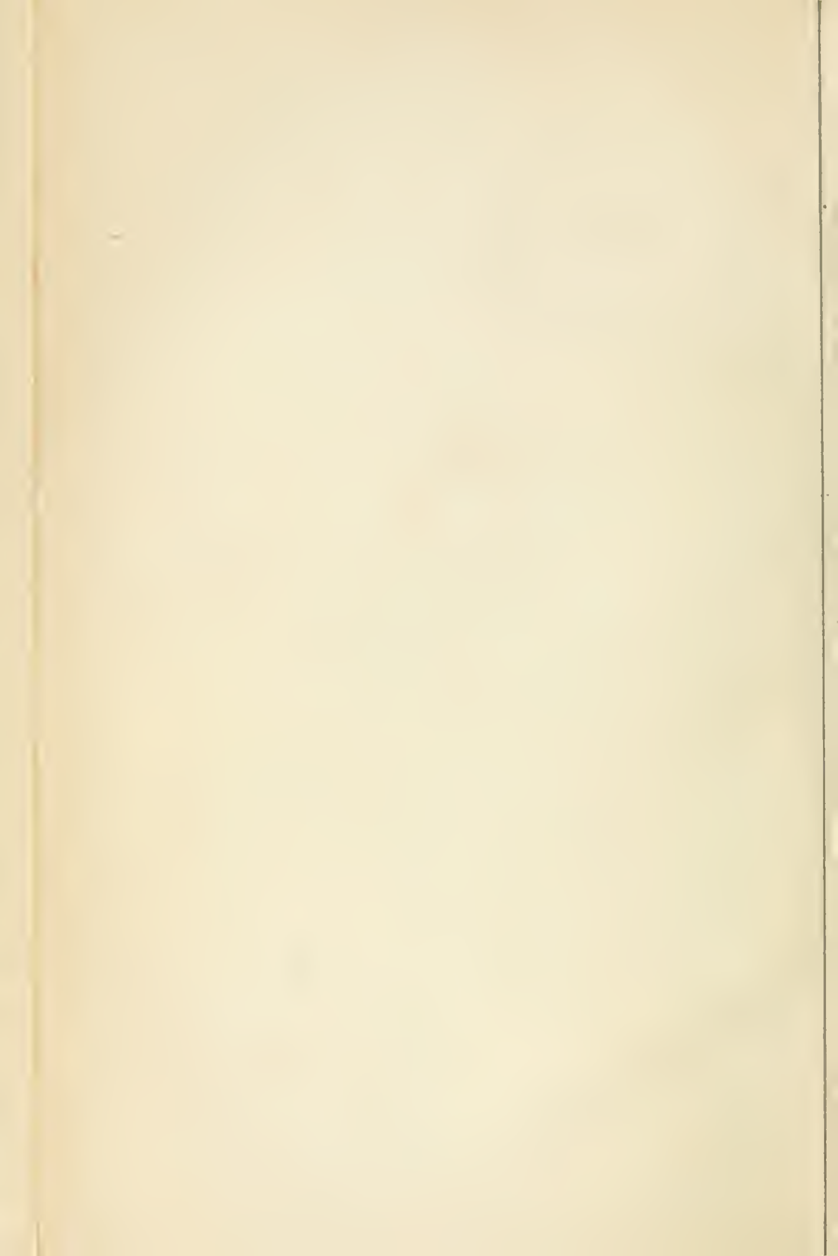
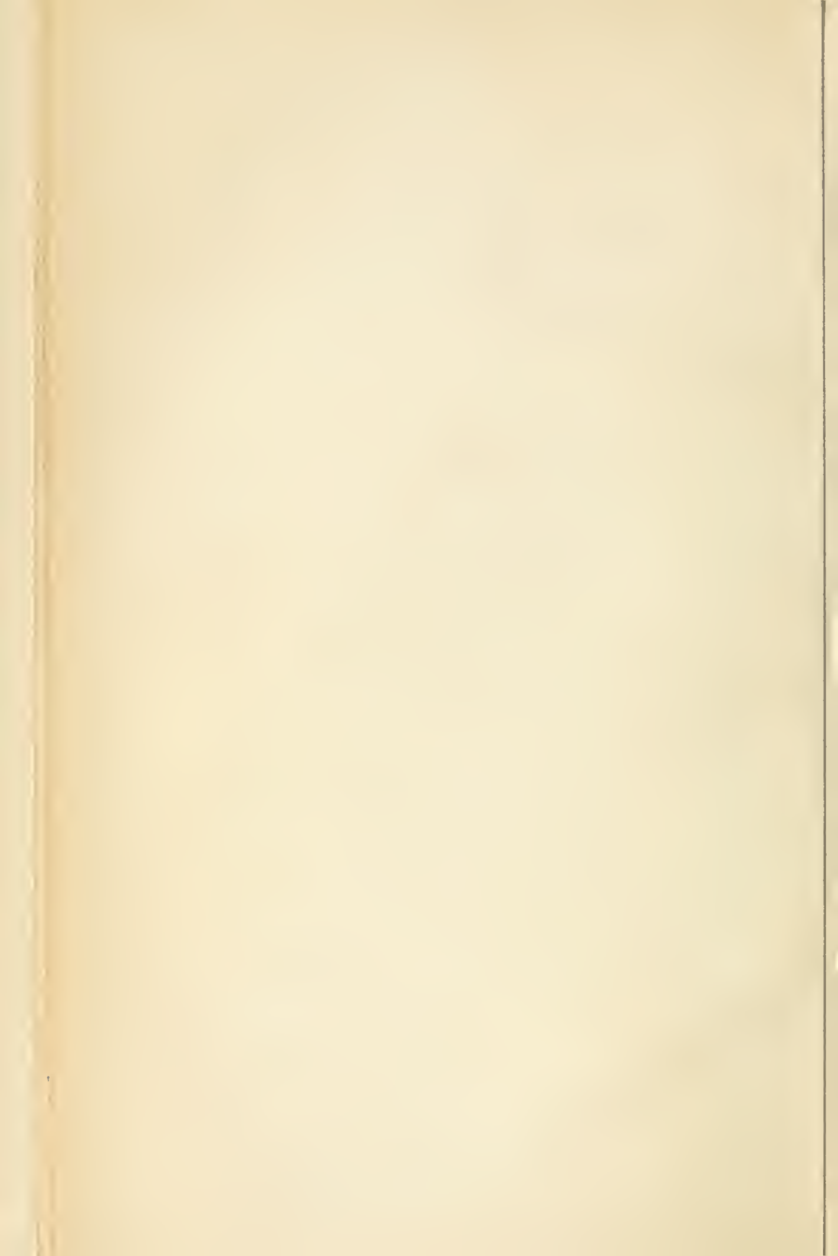
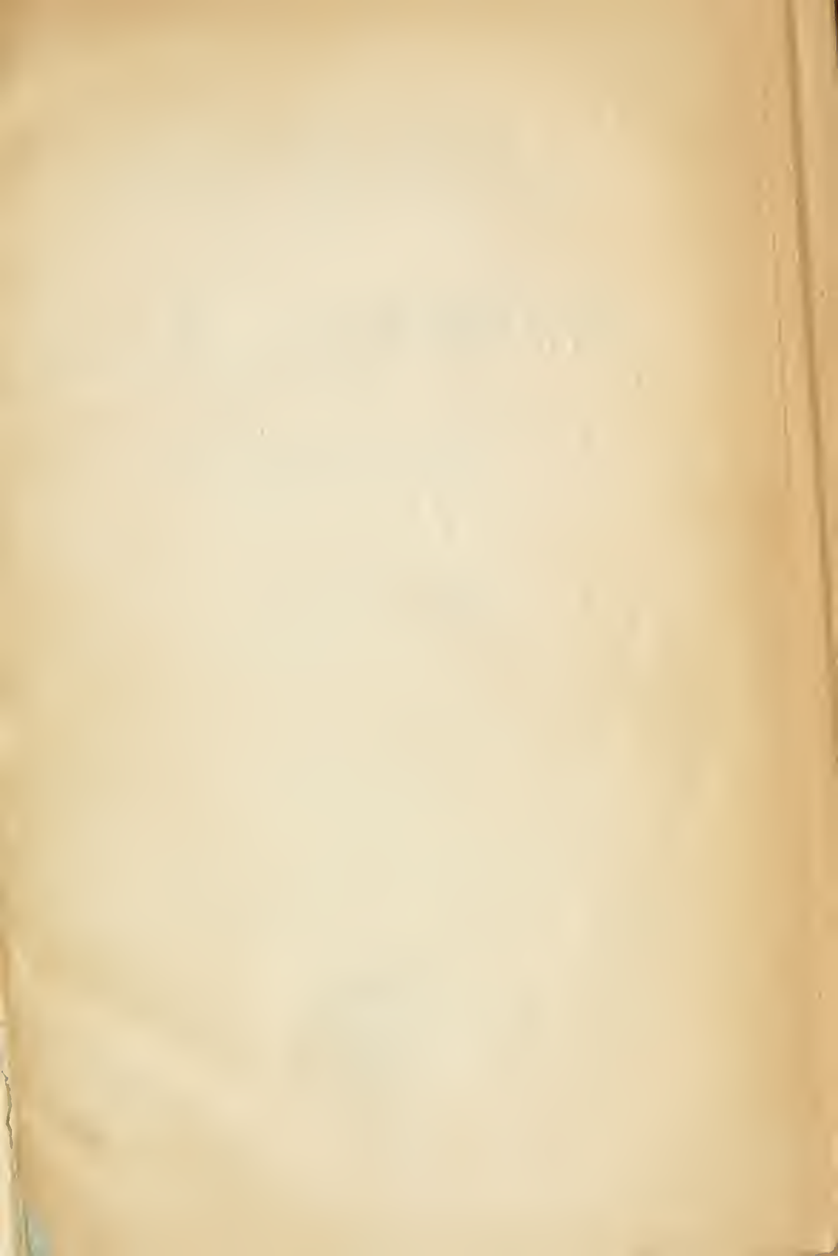


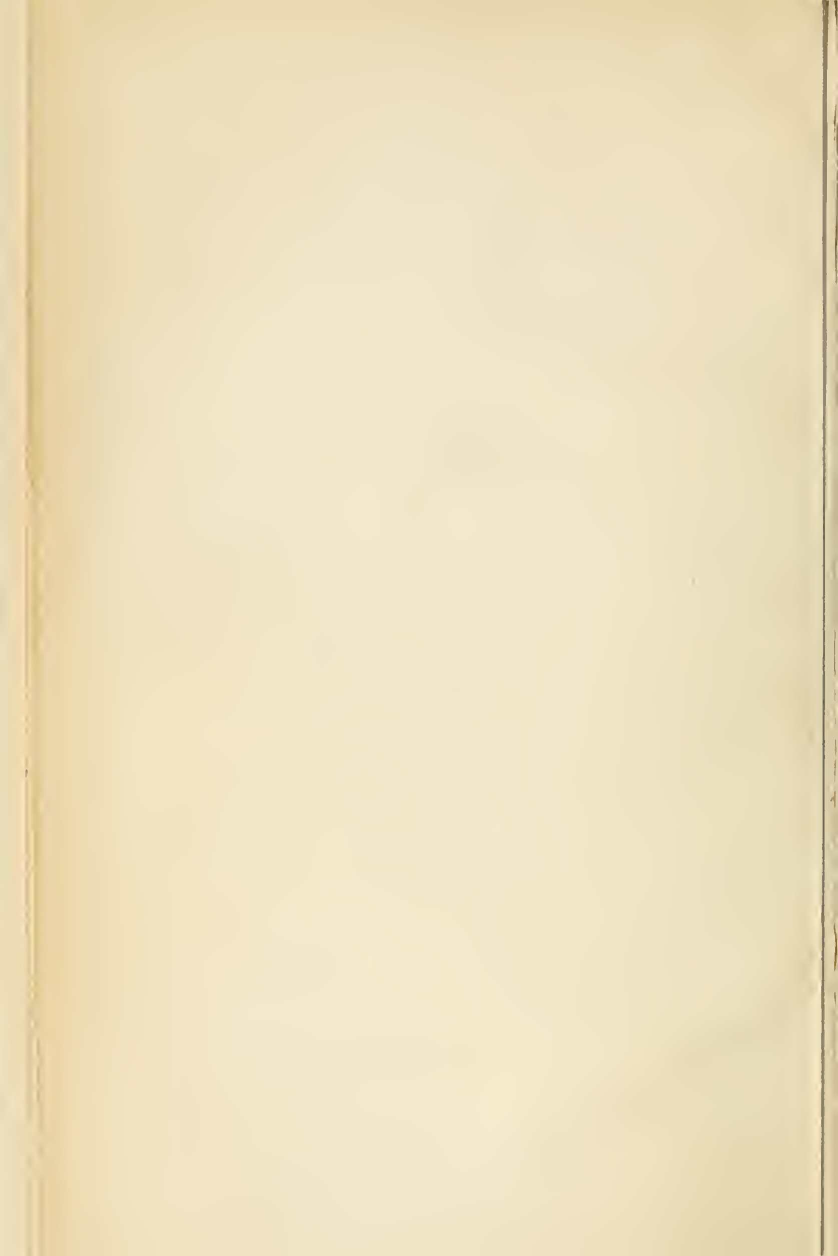


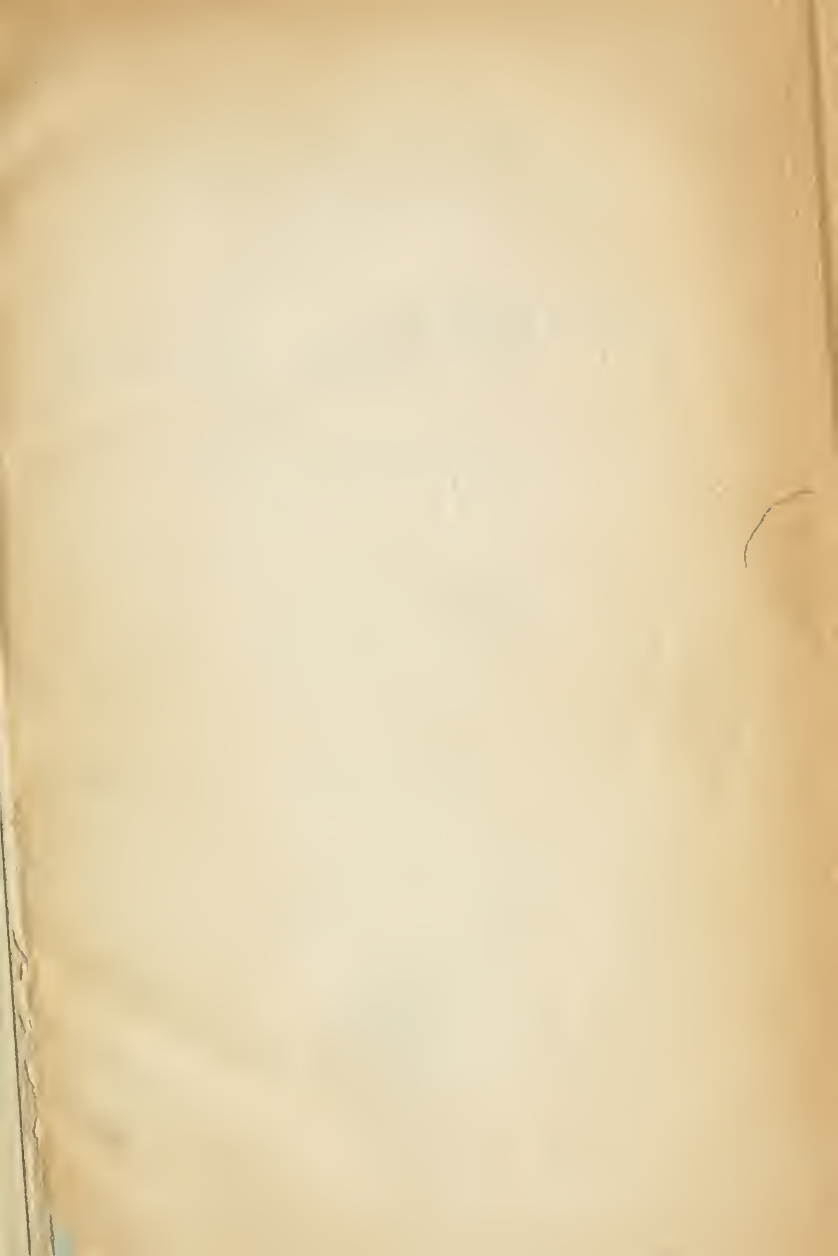












Gesammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyse.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Schiller's Heimathjahre.

Von

Hermann Kurz.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

17.

O Vierge Marie,
Pour moi priez Dieu!
Französisches Volkslied.

Ja, es war wirklich Lottchen, das blonde Pfarrtöchterlein von Illingen, das er heute am Fenster, im Theater und zuletzt im Wagen gesehen hatte! Das gute Kind war der Einförmigkeit des väterlichen Hauses, die sie doch früher nie empfunden, und einem heimlich nagenden Gram entflohen; wenigstens glaubte sie dies zu erreichen, als sie dem guten Vater die Erlaubniß abschmeichelte, eine Woche bei der lang entbehrten Schwester zubringen zu dürfen. Es war nicht ihr einziger Wunsch: sie trug noch einen andern im Herzen, den sie aber dem Vater wie der Schwester sorgfältig verbarg. Nach langem Harren und manchem vergeblichen Blick aus dem Fenster wurde ihr endlich dieser Wunsch, ach, auf eine grausame Weise, gewährt. Sie sah den Mann, an dem ihre Seele hing, mit einer Andern vorüberfahren, und, als ob es an diesem Schmerz nicht genug gewesen wäre, sie mußte auch noch an ihm irr werden; denn was ihm seit Wochen ein Geheimniß war, das hatte das Mädchen, hierin der weiblichen Natur keineswegs ungetreu, schon während eines fünftägigen Aufenthalts erfahren. Dieser eine Blick war genügend, ihr jeden Wunsch eines nochmaligen Zusammentreffens zu beneh=

men und das Heimweh zu steigern, das seit dem ersten Tage ihres Hierseins in ihrem Herzen eingezogen war.

Sie mußte es bitter bereuen, daß sie auch nur auf kurze Zeit die friedliche harmlose Heimath verlassen hatte, wo Alles klar und eben war. Hier war es nicht so; sie konnte nicht heimisch werden. Schon fünf Tage war sie in diesem Hause und wußte immer noch nicht, wie sie dran sei. Ihr Schwager beharrte in seiner rücksichtsvollen Höflichkeit, aber die Ehrenbezeugungen, womit er sie überhäufte, waren ohne Werth für sie, weil ohne Wärme, ja sie wurden dem ungewohnten Kinde lästig; die schweigsamen Spielpartieen, die nach vornehmer Art fast jeden Nachmittag stattfanden, waren ihr fremd und langweilig, und ihre Schwester behielt ein unheimliches räthselhaftes Wesen, aus welchem sie auf keine Weise herauszutreiben war. Jeder Blick, jedes Wort der Liebe prallte von diesem Felsen zurück. Wenn man nur einigermaßen darüber klar gewesen wäre, auf welchem Fuße man mit ihr stehe! Aber der Expeditionsrath schien es selbst nicht zu wissen; auch schien er kein Organ für diese Rechnungsart zu besitzen. Das arme Lottchen mochte ihr zu Liebe thun und reden, was sie wollte, sie wußte nachher niemals, ob sie's ihr zu Danke gemacht oder ob sie angestoßen habe. Ein kleines Versehen, das dem guten Kind auf dem glatten Boden der Gesellschaft widerfahren konnte, wurde eben so aufgenommen wie die freundlichste liebevollste Hingebung. Sie verzweifelte nach und nach, und als sie den Freund auf jener verhängnißvollen Spazierfahrt gesehen, so fehlte wenig, daß sie zum Zimmer und Haus hinaus und athemlos bis in die Heimath gelaufen wäre. Aber eine Zusage band sie: es stand ihr noch eine unwillkommene Ehre für den Abend bevor.

Der Baron war noch immer der unermüdliche Hausfreund. Er hing an Amalien mit einer beharrlichen Ausdauer, welche ihm durch nichts belohnt wurde. Es war, als ob er auf keine Weise davon abzubringen wäre, die Naturgeschichte dieses seltsamen Geschöpfs zu studiren, und so schien er, im Widerspruch mit der Leichtigkeit seines geistigen Ge-

wichtes, doch auf der andern Seite wieder jenen grundfleißigen Forschern zu gleichen, die ihre undankbaren Bemühungen den starren Hieroglyphen zugewendet haben. Lottchen's frischer Jugendreiz brachte einige Verwirrung in diese Studien, und er wußte sehr gewandt zwischen beiden Schwestern seine Huldigungen zu vertheilen, welche von Amalien mit unverändertem Gleichmuth, von Lottchen aber mit verlegener Freundlichkeit aufgenommen wurden. Auch hier stand das arme Mädchen wieder auf einem unbekannten und unsichern Boden: ein reines Gemüth, offen wie Gottes blauer Himmel und allen Künstlichkeiten fremd, wußte sie Convenienz und Herzlichkeit wenig zu unterscheiden. Eine Sprache, die so innig schien, mußte doch, so kam es ihr vor, von Herzen gehen, und dieses Herz verdiente doch einige Anerkennung. Es schmeichelte vielleicht nicht einmal ihrer Eitelkeit — oder, wenn dies unmöglich scheinen sollte, so blieb dieselbe doch sehr im Hintergrunde — daß ein Mann, dessen Aeußeres keineswegs zu übersehen war, daß ein Edelmann sie solcher Auszeichnung würdigte; nein, ihrer redlichen Seele war dieses Hingeben eine Schuld, die sie nicht unabgetragen lassen konnte. Allzu schlicht erzogen, wußte sie nichts von dem weiblichen Königsrechte, sich durch keine Unterwerfung bestechen, durch kein Opfer irgendwie verpflichten zu lassen. So war sie, die Alles anders nahm und Alles anders gab, nach und nach in ein Netz von kleinen, unwillkürlichen Zugeständnissen verstrickt worden, das, als sie es endlich mit Schrecken bemerkte, ihr den hiesigen Aufenthalt noch unheimlicher machte. Denn in diesem Punkte war der junge Mann nichts weniger als verwahrlost; mit hinreichender Feinheit verstand er sich dieser Zugeständnisse zu bemächtigen und dabei fühlbar zu machen, daß es solche seien; rasch wußte er kleine Blößen der Gutherzigkeit zu benutzen und immer neue Folgerungen darauf zu bauen, welche, wenn einmal jene zugegeben waren, nicht mehr mit rechtskräftigen Gründen abgewiesen werden konnten. Wenn aber seine schöne Beute die Tyrannei dieser Folgerungen empfand und das Netz zu zerreißen drohte, so ließ er wieder Züge sehen, die er recht eigentlich ihrem

Herzen abgelauscht hatte, und die alle Gegenwehr dieser Güte und Unschuld wieder auf einige Zeit entwaffnen mußten. Eine solche Diversion war de Einladung zum heutigen Trauerspiel, wobei er ein doppeltes Opfer brachte, ein Opfer des Geschmacks und des Standes, und die von den beiden Frauen angenommen worden war, von Amalien der Ehre wegen, die sie nicht zu verschmähen schien, von ihrer Schwester aus Antheil an der Dichtung, die sie einst von einem geliebten Munde hatte loben hören, und mit einer daran geknüpften Hoffnung, die sie nun seit ihrem unerwarteten und unerwünschten Eintreffen mit heimlichem Jammer von sich stieß.

So vergingen die Stunden bis zum Abend in traurigem Stillschweigen. An Amalien war seit jenem Anblick, den sie mit Lottchen zusammen gehabt, eine eisige Kälte fühlbar, um deren Ursache das Mädchen nicht fragen mochte, wenn sie auch Zeit dazu gefunden hätte, vor der Bemühung ihr leise weinendes Herz zur Ruhe zu bringen. Nun ergab sich aber eine unvorhergesehene Verwicklung. Der Expeditionsrath kam nach Hause, über Frost und Hitze klagend, und obgleich er wenig aus seiner Unpäßlichkeit machte, so mußte er sich doch zu Bette legen. Amalie war also genöthigt, seiner Pflege wegen zu Hause zu bleiben. Lottchen fügte sich gern in dieses Hinderniß, ja, es war ihr, so weit sie die Krankheit als ungefährlich betrachten konnte, sogar willkommen, denn sie hatte nun alle Lust zum Theater verloren. Sie äußerte gegen Amalien ihre Bedenklichkeit, allein hinzugehen. Möglich, daß es dieser mißfiel, eine Verzichtung, die sich von selbst verstehen sollte, in eine bloße Bedenklichkeit verwandelt zu sehen; aber durch ihre niederschlagende Art, alle Anreden aufzunehmen, hatte sie das arme Mädchen schüchtern gemacht, irgend etwas, und wär' es auch das Nothwendigste und Vernünftigste gewesen, geradezu vorzubringen. Genug, sie gab eine lakonische Erwiderung, welche eher so zu deuten war, als mißbillige sie es, daß Lottchen ihre Zusage zurücknehme.

„Aber ich sollte doch zu Hause bleiben, um dir an die Hand zu gehen," sagte Lottchen, die gar zu gern einen Grund gehabt hätte, mit ihrem Herzen ungestört zu sein.

„Ich brauche Niemanden, das darf dich nicht abhalten," versetzte Amalie mit jener tonlosen Gleichgültigkeit, der es unmöglich ist, ihren wahren Sinn abzugewinnen.

In diesem Augenblick der Rathlosigkeit hörte man einen Wagen vorfahren. „Gott, es ist der Baron!" rief Lottchen, die an's Fenster gesprungen war; „er kommt mit dem Wagen!"

„So?" sagte Amalie trocken.

„Sprich, Schwester, was soll ich thun?"

„Das steht dir frei, das ist deine Sache," versetzte jene; „nur wünsche ich nicht, daß du meinetwegen zu Hause bleibest."

So abgewiesen, ging Lottchen halb trotzig, halb gehorsam auf ihr Zimmer, um den angefangenen Anzug zu vollenden.

Der Baron konnte, so sehr er Meister seiner Mienen war, doch kaum seine Freude verbergen, als er hörte, daß er mit dem Mädchen allein sein sollte. Hätte Amalie von Anfang an schärfer zugesehen, hätte sie ihm nicht so oft während ihrer Spielpartieen freie Hand gelassen, gewiß, sie wäre diesmal vorsichtiger und wachsamer gewesen.

Lottchen kam und sagte mit einer Verstimmtheit, die ihrer Schwester zu spät auffiel, „guten Abend," der Wagen fuhr ab, und nach einigen Augenblicken saß sie an der Seite ihres vornehmen Beschützers in der Loge. Gepeinigt von den Schmerzen um ihren Freund, verlegen unter den vielen fremden Gesichtern, die sich nach ihr umsahen, gedrückt unter den vielen geputzten Gestalten, wußte sie seine Galanterieen kaum zu erwidern. Der Vorhang ging auf, und das Drama beschäftigte sie eine Weile, aber die haarscharfen Schrauben und Spitzen des Dialogs drangen ihr nicht in's Herz, und als ihr bei einer zufälligen Wendung Heinrich in's Auge fiel, war sie für die übrige Fabel so gut wie verloren. Er sah verstört aus und stand starr wie eine Bildsäule. Sie sah ihm genauer in's Antlitz; seine Augen gingen nicht auf die Bühne, sie gingen nirgends hin. Was mochte er haben? Diese Frage beschäftigte sie während des ganzen Stücks, und

sie hatte Mühe, in den Zwischenakten ihrem Begleiter die schickliche Aufmerksamkeit zu erweisen. Desto mehr nahm diesen das deutsche Trauerspiel in Anspruch, zu dem er mit so geringen Erwartungen gekommen war. Es schien ihm, als ob hier seine eigene Angelegenheit verhandelt würde, und mit ungemeiner Spannung folgte er den Intriken des schlauen Ministers, dessen rasche Geistesgegenwart er bewunderte, während er dachte, der Dichter hätte nicht nöthig gehabt, ihn so schlecht zu machen. Ein verwegener, wahnsinniger Gedanke stieg in ihm auf, den er immer wieder zu unterdrücken suchte; aber es war, als ob Marinelli ihm alle Zweifel wegscherze, er konnte nicht widerstehen, und wie verzaubert oder trunken stand er endlich auf, um draußen seinen Bedienten zu rufen und zu unterrichten. Selten wohl hat eine Dichtung so toll, so verkehrt gewirkt! Er sprach mit dem Bedienten, schickte ihn zum Wagen und ließ den Kutscher kommen, gab diesem ausführliche Befehle, war zwei halbe Akte abwesend, und als er zurück kam, hörte er eben, wie Emilia von ihrem jugendlichen warmen Blute sprach; mit einem leichten Lächeln wandte er sich zu seiner Nachbarin, aber diese sah in's Parterre und hatte nicht Acht gegeben. Er ließ sie gewähren und dachte seinen Planen nach. Nun wollte ihm doch bang werden, aber er mochte den Schritt nicht widerrufen, er fürchtete sich vor dem unterdrückten Spotte seiner Dienerschaft. Lottchen indessen hing mit unverwandten Blicken an ihrem Freunde; sie konnte sich nicht satt sehen. Er war schöner, voller geworden, seine Haltung hatte etwas Feineres als sonst; ach! da fiel ihr ein, in welchem Umgang er sich dies erworben habe, und ein Seufzer dehnte ihr die Brust bis zum Zerspringen aus.

Das Stück war zu Ende, ihr Beschützer legte ihr den Mantel so langsam als möglich um, und sie verließen die Loge. „Das Stück hat im Ganzen ziemlich kurz gedauert," sagte er draußen und wollte nach der Uhr sehen. Ciel! er hatte sie verloren. Er rief laut und lang, daß alle Vorübergehenden es hörten, nach seinem Bedienten und schalt, als dieser nicht kam, mit gut gespieltem Grimm auf den armen

Teufel, der schon seit einer Viertelstunde im Galopp voraus war. Das gute Landmädchen, besorgt um die kostbare Uhr, die sie noch vor kurzer Zeit gesehen hatte, erbot sich, ihm suchen zu helfen. Sie suchten in der Loge und im Gang, und fanden nichts. Inzwischen hatte sich das Publikum fast verloren, der Baron machte sie selbst darauf aufmerksam und ergab sich mit gezwungenem Lächeln in sein Schicksal. „Was ist die Zeit in Ihrer Nähe?" sagte er.

Sie stiegen ein, und der Wagen fuhr fort. Lottchen, zwischen einer anziehenden Erzählung ihres Begleiters, der mit rasch eingestreuten Fragen ihre Aufmerksamkeit beisammen hielt, zwischen den Gedanken an Heinrich und den Nachwirkungen der Tragödie, so viel sie davon gesehen hatte, getheilt, merkte erst spät, wie lang die Fahrt schon daure. Der Wagen war sehr tiefsitzig, und sie mußte sich erheben, um aus dem Fenster zu sehen. Der Baron kam dieser Bewegung zuvor, sah auf der andern Seite hinaus und rief so laut, daß der Kutscher ihn hören konnte: „Höll' und Teufel! die Pferde sind läufig geworden!" Und wirklich flog in diesem Augenblicke der Wagen wie vom Sturm geführt dahin. Lottchen that einen angstvollen Schrei; er zog sie sanft auf ihren Sitz zurück, bat sie, ja nichts Verzweifeltes zu thun, sondern ruhig den Ausgang des Abenteuers abzuwarten, und versicherte, daß der Kutscher seines Gleichen in der Welt nicht habe, daß ihm noch nie ein solcher Streich widerfahren sei, daß es gewiß keine Gefahr haben werde, und dergleichen mehr. Sein Gleichmuth in dieser mißlichen Lage beruhigte das arglose Mädchen einigermaßen. Dazwischen rief er von Zeit zu Zeit den Kutscher an und erhielt jedesmal eine tröstliche Antwort. „Die Racker," sagte der Bursche endlich lachend, „lassen sich links und rechts führen, wie's beliebt, nur halten wollen sie um's Teufels willen nicht."

„Sie sind zu lang im Stall gestanden," fügte der Baron hinzu, „wenn sie sich müd' gelaufen haben, so werden sie schon gut thun."

„Ach!" jammerte Lottchen: „meine Schwester! mein Schwager! Wie werden sie warten! Was werden sie denken!"

„Das ist noch das Geringste!“ rief der Baron noch kläglicher, „die sind bald und leicht aufgeklärt. Ich bin in weit größerer Verlegenheit: ich habe auf diesen Abend Revanche bei einer Spielpartie zugesagt, und wer wird an eine solche Entschuldigung glauben?“

Der Zeit nach zu urtheilen, hatten sie in toller Eile einen sehr bedeutenden Raum zurückgelegt, als die Pferde auf einmal langsamer gingen. Lottchen fuhr an's Wagenfenster und bemerkte, daß sie von der Fahrstraße abgekommen waren und mitten im Walde einen steilen Berg hinanfuhren. „Gottlob!“ rief sie, „die Gefahr ist vorüber; aber wo sind wir denn?“

Der Baron rief den Kutscher herbei, der abgestiegen war und neben den Pferden herging, und befahl ihm, nähere Auskunft über den Vorfall zu geben.

„Wir waren,“ erzählte der Mensch, „schon an des Herrn Expeditionsraths Haus gekommen, und ich wollte eben anhalten, als einer mit einer Laterne vorübergeht; den reitet der Teufel, daß er sie plötzlich in die Höhe halten muß, der Schein fällt den Bestien in die Augen, und mir nichts, dir nichts brechen sie durch und davon, als ob sie brennendes Stroh im Leibe hätten. Da war nichts zu halten; fast hätten sie mich vom Bock 'runter gerissen. Ich kann noch jetzt nicht begreifen, wie wir um die Ecken herum und zur Stadt hinaus gekommen sind. Der gnädige Herr und das Fräulein,“ setzte er lustig hinzu, „haben's erst so lang nicht gemerkt.“

Eine sehr unangenehme Empfindung stieg bei diesen Worten in Lottchen auf, sie suchte sie zu unterdrücken und sagte: „Da müßten wir der Richtung nach im Schönbuch sein.“

„Ohne Zweifel,“ versetzte der Baron, ihren Irrthum begierig ergreifend, und fragte den Kutscher: „Hast du schon nach Stuttgart eingelenkt, Johann?“

„Gewiß, gnädiger Herr! Ich denk', wir werden bald wieder drunten sein.“

„Ja, ja, ganz recht!“ wandte sich der Baron zu Lottchen,

„sehen Sie, dort geht eben der Mond auf! Er steht uns gerade entgegen: also waren wir nach Westen gefahren und kehren jetzt nach Osten zurück. Kein Zweifel, wir haben die rechte Richtung."

Dies leuchtete ihr ein, aber sie wußte freilich nicht, daß sie schon vom Theater an in einer und derselben Richtung gefahren waren und sich auf einer den westlichen Wäldern gerade entgegengesetzten Seite befanden.

Der Berg war erstiegen, und die Reise ging auf ungebahnten Waldpfaden, die den Wagen von einer Seite zur andern warfen, weiter, bald eben, bald ziemliche Anhöhen hinab und wieder hinauf. Der Baron befahl dem Kutscher einmal über's andere, er solle doch sehen, daß sie wenigstens einen Ort erreichen; aber dieser schien von Allem, was man ihn hieß, das Gegentheil thun zu müssen: sie kamen zu keiner Menschenwohnung, und die Wildniß wurde eher dichter und unwegsamer. Hätte Lottchen genauer hingesehen oder mehr davon verstanden, so würde das Nadelholz, das jetzt häufig mit den Buchen abwechselte, ihr verdächtige Aufschlüsse über die Gegend und über die Entfernung von der Hauptstadt gegeben haben. Sie war, wie der Kutscher auf dem Bock vor sich hin murmelte, sie war schon so weit von Stuttgart weg, daß sie dort keinen Hahn mehr nach ihr krähen hören konnte.

Je mehr die Tannen zunahmen, desto breiter und weicher wurde der Weg. Lottchen, die oft genug vergebens nach Stuttgart gefragt hatte, überließ sich endlich ihrem Verhängniß, da sie zugeben mußte, daß sie jetzt doch jedenfalls zu einer ungewöhnlichen Stunde nach Hause kommen würde. Von der langen Angst und den Stößen des Wagens erschöpft, legte sie sich in die Ecke und ließ sich zur Ruhe wiegen; doch konnte sie nicht schlafen und dachte mit halboffenen Augen ihren Sorgen nach. Da bemerkte sie, daß ihr Begleiter, leise lauernd, näher rückte und sich über sie herabbeugte; aber im Augenblick, wo er sie küssen wollte, stieß sie ihn heftig zurück und bat ihn um Gotteswillen, ihre hilflose Lage nicht zu benützen, wenn sie nicht argwöhnen

sollte, daß er das ganze Abenteuer mit böser List absichtlich angestellt habe.

Er betheuerte bei allen Heiligen, er sei so unschuldig, wie das Kind im Mutterleibe, erklärte aber den Zufall für so wunderbar gütig, und führte so zärtliche Reden, daß das Mädchen ihm mit sehr beklemmtem Herzen zuhörte. Sie rückte weg und duckte sich, so gut sie konnte, in ihr Eckchen. Ein zweiter Angriff ward wie der erste zurückgeschlagen, ein dritter ebenso, aber als die Scene leidenschaftlicher zu werden drohte, nahm sie sich zusammen und sagte: „Wir sind hier allein, und ich kann auf keine Hilfe hoffen, denn Ihr Kutscher wird für solche Bedrängnisse taub sein. Ich habe nur Eine Waffe, sie ist meiner und Ihrer unwürdig. Zwingen Sie mich nicht dazu! So wahr Gott lebt, wenn Sie's nicht anders haben wollen, gnädiger Herr, ich kratze Ihnen die Augen aus!" — Zum ersten Mal, seit der ganzen Bekanntschaft, hatte sie „gnädiger Herr" gesagt, was in diesem Zusammenhange sehr komisch ließ und den jungen Edelmann zum lauten Lachen brachte. Sie ließ sich aber dadurch nicht verwirren, sondern fuhr mit großem Ernste fort: „Oeffnen Sie mir augenblicklich den Wagen, oder ich schlage das Fenster entzwei! Lassen Sie mich hinaus! Ich will lieber im wilden Walde verkommen, als länger so bei Ihnen sein."

Da sie sich auch wirklich anschickte, diese Worte durch die That zu bekräftigen, so bot er Frieden und gab ihr sein aufrichtiges Ehrenwort, nichts mehr, so lang sie sich in diesem Wagen befinde, gegen ihre Ruhe vornehmen zu wollen. Ueberhaupt fing er seinen verzweifelten Einfall zu bereuen an: die tiefe Bestürzung, der hohe Ernst und das ganz verwandelte Wesen der Jungfrau zeigten ihm, wie wenig er zu hoffen habe. Er warf sich mürrisch und verdutzt in seine Ecke und schien endlich zu schlafen. Auch Lottchen, die seinem Ehrenworte vertrauen zu dürfen glaubte, überließ sich nach so vielen Erschütterungen einem späten Schlummer, der nicht weiter gestört wurde.

Ein dumpfes Gerassel erweckte sie. Sie fuhr auf und sah im dämmernden Morgenlichte, wie die ermüdeten Rosse

den Wagen langsam durch einen gepflasterten Thorweg zogen. Auch ihr Entführer hatte sich ermuntert und blickte verlegen zu ihr herüber. Sie sah ihm in die überwachten Augen und fand ihn ganz fremd und verändert: sie konnte gar nichts mehr von dem entdecken, was ihr sonst an ihm gefallen hatte; er kam ihr garstig und abscheulich vor. So gewiß ist es, daß jede blinde Leidenschaft, jede trübe Gluth bei einem reinen Mädchen die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, daß nur natürliche, freie Entwicklung der Neigungen die Liebe zu einem heitern, reuelosen Ziele führt.

Ein Diener kam herbei und öffnete den Wagenschlag. „Du hier, Friedrich?" rief der Baron mit erheucheltem Staunen. „Wo sind wir denn?"

Andre eilten herzu. „Willkommen, gnädiger Herr!" riefen sie, „willkommen auf Ihrem Schlosse!"

„Nun versteh' ich die gescheiten Bestien erst!" sagte der Kutscher lachend, „sie hatten das Heimweh. Wie sie nur den Weg so gut gefunden haben?"

Da fiel es der Jungfrau wie Schuppen von den Augen. Sie stieß den Baron, der inzwischen ausgestiegen war und ihr heraushelfen wollte, zurück und rief: „Also ein abgemachtes Bubenstück war es! Aber es wird noch Gerechtigkeit zu finden sein in Württemberg, ich hoffe es. Ich will, ich befehle, daß Sie mich ohne Verzug in diesem Wagen nach dem nächsten Städtchen bringen lassen — denn weiter mag ich mich Ihren Helfershelfern nicht anvertrauen — und ich verspreche Ihnen, daß Ihr Vergehen keine schweren Folgen haben soll; aber hüten Sie sich, so lieb Ihnen Ihr Kopf ist, die Sache weiter zu treiben. Ich bin in Ihrer Gewalt, wenn Sie ein Verbrechen begehen wollen; unentdeckt wird es nicht bleiben, und die Gesetze werden ein armes, schändlich mißhandeltes Mädchen rächen. O mein Vater! mein alter Vater!" rief sie, und ihr Zorn schmolz in eine Fluth von Thränen hin.

Der junge Mann war bestürzt bei diesem Auftritt: ein solches Ende seines unüberlegten Streiches hatte er nicht erwartet; er erkannte die Jungfrau gar nicht wieder, die ihm erst so leicht in die Schlingen seiner Artigkeiten gegangen war.

Gescholten, wie ein Knabe, stand er vor seinem Gesinde und hatte nicht den Muth, irgend etwas Entscheidendes zu thun. Endlich faßte er sich und bat sie mit sanften, bescheidenen Worten, nur jetzt kein Aufsehen zu machen; das Mißverständniß werde sich ja geben; es solle Alles geschehen, was sie wolle; nur keinen unverzüglichen Aufbruch solle sie verlangen, denn die Pferde seien nicht im Stande, schon wieder Dienste zu leisten, und sie selbst bedürfe der Ruhe sehr. Mit einer geschickten Wendung hob er sie bei diesen Worten aus dem Wagen und wollte sie triumphirend über den Hof geleiten; aber sie hatte sich ihm schon wieder entrissen und rief heftig: „Nicht einen Augenblick will ich mit Ihnen unter Einem Dache sein! Was Sie mit List angefangen haben, mögen Sie mit Gewalt vollenden, aber mit meinem Willen soll nichts geschehen, was einer Beistimmung ähnlich sieht; ich rufe alle diese Leute zu Zeugen auf!"

Sie sah sich im Kreise um und gewahrte eine häßliche alte Frau, in deren Mienen sie Theilnahme zu lesen glaubte. Es war doch ein weibliches Wesen, und mit einem Laut der Freude eilte sie auf sie zu. „Bei Euch will ich bleiben, gute Frau!" rief sie, „sei Eure Wohnung beschaffen, wie sie wolle, mir soll sie anständig sein! Gönnt mir einen Aufenthalt von ein paar Stunden, und dann begleitet mich, am liebsten zu Fuße, nach der nächsten Stadt. Es wird doch Beistand zu finden sein, ich bin ja nicht unter Türken und Tartaren."

Sie nahm sie dringend bei der Hand und zog sie fort, indem sie gegen den herantretenden Junker eine abwehrende Geberde machte. Dieser aber gab der Alten hinterrücks einen Wink und ließ dieselbe ungehindert mit ihrem Schützling gehen. Seinen Dienern nahm er unter freundlichen und strengen Ermahnungen das Versprechen der Verschwiegenheit ab, ließ etwas davon fallen, daß man die Sache auf eine vernünftige Weise wieder in Ordnung bringen müsse, und begab sich, von ihnen gefolgt, in das Schloß.

18.

Weg hast du aller Wegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht.
Altes Kirchenlied.

Lottchen wurde von der Alten wieder durch den Thorweg zurückgeführt, wo sie hereingefahren war; sie gingen seitwärts an einem Meiereigebäude vorüber, dessen freundliche Wände und neue Fenster der armen Verfolgten zu winken schienen. Aber ihre Hoffnung war vergebens: die Alte ging vorbei, ohne sich aufzuhalten, und bedeutete sie mit der Hand, rasch zu folgen. Hinter der Meierei zog sich der Weg längs des Schlosses hin und führte zu einem Thurme, der eine abgesonderte Warte zu sein schien, aber mit dem alten Herrenhause in Verbindung stand. Die Alte schloß eine Thür an seinem Fuße auf und bat das Mädchen, einzutreten; Lottchen aber weigerte sich und wollte in der Meierei ein Unterkommen finden.

„Das geht nicht," sagte die Alte, „wenn Sie bei mir sein wollen, Fräulein, so müssen Sie sich hier bequemen, denn hier ist meine Wohnung; der Meier ist unverheirathet, und Sie finden keine weibliche Seele in seinem Hause."

Lottchen sah ihr genau in's Gesicht; es war nichts Verdächtiges darin zu lesen, und doch konnte sie sich nicht entschließen, ihr zu trauen. Ein rascher Gedanke fuhr ihr durch den Kopf: die Alte schien schwach von Kräften und in diesem Augenblick ohne Beistand zu sein — wie, wenn sie ihr entwischen könnte? Sie schaute schnell umher, aber ach, in der Ferne waren Leute auf dem Feld beschäftigt, gewiß Eigene ihres Entführers, die ihr die Flucht zu versperren drohten.

„Versuchen Sie's einmal," fuhr die Alte fort, „das Nestchen ist nicht so unwohnlich, wie's von außen scheint. Kommen Sie nur, Sie werden sich wundern."

Lottchen war zum Umsinken erschöpft; wenn sie Ruhe finden wollte, so mußte sie sich in ihre Lage fügen. Sie

stiegen zwei Treppen hinan und betraten ein allerliebstes rundes Zimmerchen, mit etwas altmodischem Hausrathe behaglich angefüllt; ein frisch überzogenes Bett auf der einen, und ein großer gemalter Ofenschirm auf der andern Seite vollendeten die Ausstattung. Die Alte sagte, dies sei ihr Gaststübchen, und sie selbst wohne unten. Dann trippelte sie fort, um einen Kaffee zu kochen, brachte dazwischen Hauskleider und war ihrem schönen Gast beim Umkleiden behilflich. Lottchen verwunderte sich über den jugendlichen Schnitt der Gewande und erfuhr, sie gehören einer Nichte, die dann und wann zum Besuch hier erscheine, aber nur, wenn der Herr abwesend sei. Die Alte war, wie aus ihren Reden hervorging, seine Schaffnerin und das einzige Frauenzimmer, das er, einen zweideutigen Anstand beobachtend, in seinen Diensten hielt.

Bald dampfte auf dem Tischchen ein herrliches Frühstück, das überwachte, geängstigte Mädchen von Grund aus erquickend. Ihre Wirthin lud sie ein, sich zur Ruhe zu legen, und verließ das Zimmer. Lottchen ging gedankenvoll auf und ab und trat an's Fenster, von wo sie nach der Meierei und weiterhin über endlose dunkle Waldungen hinsah. Dann warf sie sich auf's Bett, gab sich der Pein ihrer hilflosen Lage hin, dachte an ihren ehrwürdigen Vater, an das Schicksal ihrer Schwester und weinte bitterlich. Endlich aber siegte die bis zum Aeußersten angegriffene Natur, und sie fiel in einen schlummerartigen Zustand, aus dem sie in unruhigen Träumen bald schluchzend, bald schreiend hundertmal wieder emporfuhr.

So zwischen Schlaf und Wachen hinschwebend, glaubte sie auf einmal in der Nähe ein Geräusch zu hören. Sie richtete sich auf und horchte, den Kopf auf den schönen Arm gestützt. Alles war wieder still. Da richtete sich ihr Auge zufällig auf den Ofenschirm, dessen seidene Wand an einigen Stellen zerrissen war, und sie sah ganz deutlich die Bewegung einer dahinter verborgenen Gestalt. Mit einem Schrei sprang sie vom Bett herab und eilte nach der Thüre. Aber diese war geschlossen.

„Um Gotteswillen!" rief Lottchen mit Entsetzen, „wer ist da?"

„Gut Freund!" antwortete die Stimme des Barons. Er entfernte den Schirm, hinter welchem statt eines Ofens eine kleine Thüre zum Vorschein kam. Auch er schien geschlafen zu haben, denn er sah frisch und blühend aus und stand in einem knappen Jagdkleide mit entzückten Augen vor dem Mädchen, in dessen verändertem Anzug eine gewisse Aufforderung zur Vertraulichkeit für ihn zu liegen schien. Eh' er aber einen Schritt näher treten konnte, war sie von der Thüre nach dem Tisch gesprungen, griff zum nächsten besten Gegenstand und schleuderte ihm eine Tasse entgegen, die ihm die Haare streifte und an der Wand in hundert Scherben zerfuhr. Noch hatte diese ihr Ziel nicht erreicht, als Lottchen schon die Kaffeekanne in der Hand hielt und drohend gegen ihren Angreifer schwang.

„Lassen Sie uns Waffenstillstand schließen, meine schöne Gefangene!" rief dieser und nahm sich einen Sessel in beträchtlicher Entfernung von ihr. „Stecken Sie ein, oder vielmehr, setzen Sie ab! Ciel, wenn Sie einen Mord begehen würden! Mein Justizamtmann seufzt schon längst nach einem Maleficanten, und dieser Götternacken wäre doch wahrlich zu gut für ihn. Legen Sie die Waffen nieder und respectiren Sie diese Friedensflagge."

Er schwang sein Taschentuch mit Grazie gegen sie und setzte sich. Auch Lottchen nahm Platz, denn ihre Kniee zitterten, doch rückte sie den Tisch zwischen sich und ihren Feind und sah mit kampfbereiten Blicken nach ihm hinüber, keineswegs beruhigt durch den muthwilligen Ton, den er angenommen hatte.

„Sehen Sie," eröffnete er die Friedensverhandlungen, „ich habe einen dummen Streich begangen; das ist mir jetzt sehr klar, und ich bekenne es freimüthig. Nehmen Sie sich ein Exempel an dieser Aufrichtigkeit und gestehen Sie, daß auch Sie nicht ganz außer Schuld sind. Sie haben mir Hoffnungen eingeflößt, die ich jetzt mit Erstaunen getäuscht sehe, Sie haben mir Avancen gemacht —"

Bei diesen Worten war es der Jungfrau, als ob ihr das Herz von einer kalten Hand in der Brust umgekehrt würde. Sie fuhr empor und unterbrach ihn. „Wie?“ rief sie, „erröthen Sie nicht, ein Mädchen, dem Sie mit gutem Gewissen nicht in die Augen sehen können, so herabwürdigen zu wollen? Hätt' ich geahnt, wie grenzenlos meine vertrauende Freundlichkeit von Ihnen mißdeutet werden würde, o wie wollt' ich Sie von Anfang an nach Verdienst behandelt haben! Trachten Sie nicht, meine unerfahrene Güte bei mir selbst zu erniedrigen. Es ist das Einzige, was ich noch habe, mein gutes Bewußtsein. Vergiften Sie es nicht mit Ihren glatten höhnischen Worten; nein, lieber werfen Sie die Maske ab, die Ihnen so übel steht, und brauchen Sie Ihre ganze Macht gegen mich! Lassen Sie Ihre feilen Knechte kommen —“

Der Baron sprang erbittert auf und stampfte auf den Boden. „Sie dürfen mich nicht lang mehr reizen,“ rief er, „bei Asmodi und Belphegor, ich bin sehr gesonnen, nach Ihren Worten zu thun!“

Lottchen war einer Ohnmacht nahe, aber sie bot alle ihre Kräfte auf und rief emporspringend: „Gehen Sie, werfen Sie zuvor einen Blick in Ihren Adelsbrief, und dann kommen Sie wieder mit Ihren Henkern.“

Er sah ihr mit Bewunderung in die flammenden Augen. „Gott,“ rief er unwillkürlich, „wie schön Sie sind! Nein, fürchten Sie nichts von mir. Aber auch Sie müssen sich mäßigen, wenn Ihre Sprache mich nicht zum Aeußersten bringen soll.“

Er setzte sich wieder und gab ihr einen Wink, das Gleiche zu thun. »Mort de ma vie!« rief er. „Sie kleine Heldin! Sie könnten ja eine ganze Reichsarmee aus der Fassung bringen. Wo haben Sie denn diese prachtvollen Augen her? Wie? was haben Sie da von dem Briefe gesagt? Es war glanzvoll gegeben! Nein, bei allen meinen Ahnen! das alte Pergament dürfte sich Ihrer nicht schämen. Gerade heraus! wollen Sie's mit mir theilen? wollen Sie? — Sehen Sie mich nicht so ungewiß an! Sie verstehen mich wohl. Keine Verstellung! wollen Sie?“

Er streckte ihr die Hand entgegen. Sie wehrte sie ab. „Und wenn ich das für einen neuen Kunstgriff nähme," sagte sie, „könnten Sie mir's verargen?"

Er sprang auf, trat vor sie hin und legte feierlich die Hand auf den Tisch. „Ich gebe Ihnen mein ritterliches Wort, daß es mein Ernst ist!" rief er. „Und im Vertrauen gesagt, es ist die vernünftigste Art, wie wir beide uns aus der Affaire ziehen können."

Sie blickte eine Weile vor sich nieder, denn der letzte Grund hatte seine Wirkung nicht verfehlt; allmählig aber begann sie das Köpfchen zu schütteln, und immer stärker; dann sah sie ihn ernsthaft an und sagte: „Ich habe Unrecht gethan, Sie zum Schwur herauszufordern. Glauben Sie mir, wir taugen nicht zusammen; wir würden nicht glücklich sein."

Er biß sich auf die Lippen und setzte sich. „Auch gut!" sagte er. „Es wäre vielleicht wieder ein dummer Streich gewesen. Nun also, da wir nicht zusammen taugen, wie machen wir's, daß wir auseinander kommen?"

„Geben Sie mich den Meinigen zurück!" rief sie innig bittend, „noch in dieser Stunde lassen Sie anspannen! Ich will Ihnen Alles verzeihen! Sie können sich ja selbst vorstellen, daß das für meinen Ruf das Beste ist."

„Was kümmert sich ein so stolzes Bewußtsein um den?" versetzte er. „So ohne alle Bedingung kann ich Sie nicht loslassen — ich bin zu weit gegangen — wir müssen einen Tractat abschließen. Um Ihren Ruf brauchen Sie nicht besorgt zu sein, Niemand weiß um das Geheimniß als die Ihrigen und ein Paar meiner Leute, die schweigen werden. Und die Ihrigen —"

„Wissen gar nichts, als daß ich nicht nach Hause gekommen bin!" rief Lottchen. „Bedenken Sie doch nur, daß man überall fragen und klagen wird!"

„Wissen Sie was?" sagte er, „setzen Sie sich geschwind und schreiben Sie ein Briefchen, das ich augenblicklich durch einen Courier absende. Sie sagen, Sie seien wohl, man

möchte sich stille halten und die Aufklärung abwarten, oder wie Sie das geben wollen."

„Nimmermehr!" rief sie empört, „das würde mich ja in ein ganz falsches Licht bei den Meinigen setzen. Sehen Sie? da hab' ich Sie wieder ertappt, daß Sie's noch immer nicht ehrlich meinen! Aber nur zu! Sie spinnen Ihre Ränke gegen sich selbst: wenn die Sache Aufsehen macht, so kann man auch Sie nicht schonen."

„Sie können ruhig sein," erwiderte er, „ich habe dafür gesorgt, daß man nicht nachforscht, nicht klagt, und daß überhaupt kein unnöthiger Skandal gegeben wird. Fragen Sie nicht, ich sage nichts weiter. Und nun, meine schöne Freundin oder Feindin, welches von beiden Sie sein wollen, das hängt nicht so ganz von Ihnen ab, wie Sie meinen; denn je länger Sie hier mein Gast gewesen sind, desto mehr haben Sie Ursache zur Verschwiegenheit, und desto weniger hab' ich nachher von Ihrer Verfolgung zu fürchten. Auch gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf, das Trotzköpfchen doch noch etwas zahmer zu machen; vielleicht taugen wir am Ende besser zusammen, als Sie sich bis jetzt schmeicheln wollen. Auf Wiedersehen, meine liebenswürdige Arrestantin — und, Scherz bei Seite, Unritterliches haben Sie nichts von mir zu fürchten."

Er verbarg Verdruß und Verlegenheit hinter einem imponirenden Lächeln, grüßte mit einer Handbewegung und verschwand nach der Seite, von welcher er gekommen war. Lottchen ließ es ihr Erstes sein, an die von der Alten verschlossene Thüre zu eilen und den Riegel von innen vorzuschieben. Hierauf setzte sie sich, um die völlige Entfernung des Barons abzuwarten und dann zu versuchen, ob der geheime Zugang, dessen er sich bedient, nicht auch für sie einen Ausweg hoffen lasse. Unruhig sprang sie wieder auf, ging nach allen Richtungen im Zimmer hin und her und trat endlich an's Fenster. Sie ließ die Augen ungeduldig und in die Wette mit den beneidenswerthen Vögeln über die Wälder hinschweifen, da erblickte sie — nein! War er's, oder war er's nicht? Dort am nahen Waldsaum! Er war's! In

dem Jagdkleide von vorhin, von einem Bedienten begleitet, der zwei Gewehre trug, ritt er in den Wald hinein, um die mißlungene Jagd mit einer glücklicheren zu vertauschen.

„Fort! fort!" riefen tausend Stimmen in ihr, „der Augenblick ist gekommen!"

Es klirrte an der größeren Thüre; sie hörte, wie man von außen aufschloß und dann klinkte und drückte, da der innere Riegel widerstand. „Machen Sie doch auf!" rief die Stimme der Alten, „ich bringe Ihnen zu essen."

„Ich begehre nicht zu essen!" erwiderte Lottchen und befahl dem verrätherischen Weibe mit harten Worten, sich zu trollen.

Nun erst wagte sie, die unbekannte Gegend hinter dem Ofenschirme zu untersuchen. Das Thürchen gab dem leisesten Drucke nach; es war nicht verschließbar, konnte also nicht zu ihrer Einsperrung, aber auch nicht zu ihrem Schutze dienen. Sie gelangte durch dasselbe in eine schmale Galerie, die in's Schloß hinüberführte, und deren Anblick ihr beim Kommen durch den Thurm entzogen geblieben war. Am Ende der Galerie öffnete sie eine Thüre und trat in eine Waffenkammer, wo rostige Schwerter, Lanzen, Morgensterne und Hellebarden mit neuen Jägerwaffen in bunter Zusammenstellung durch einander lehnten und hingen. Einen flüchtigen Blick warf sie auf diese Geräthschaften und schritt ohne Verzug hindurch. Mit klopfendem Herzen flog sie auf die entgegengesetzte Thüre zu, um ihr Heil an derselben zu versuchen. Aber ach, die Thüre war von außen verschlossen, und verarmt an Hoffnung mußte Lottchen den Rückzug in ihr Thurmgefängniß erwählen. Sie trat jedoch diesen nicht an, ohne zuvor den Riegel vor die Thüre gestoßen zu haben. Indem sie durch die Kammer zurückging, hatte sie den Einfall, ein paar Pistolen, die leichtesten, die sie finden konnte, und einen schön gearbeiteten Hirschfänger mitzunehmen, und sie erschrack vor sich selbst, als ein spiegelblanker Schild ihr zeigte, wie seltsam sie, die schüchterne Jungfrau, in dem Waffenschmuck erschien. Zum Ueberfluß verschloß sie auch die nach der Galerie zurückführende Thüre fest, indem sie den rostigen

Schlüssel mit äußerster Anstrengung mehrmals umdrehte. Dann untersuchte sie die Galerie genau. Dieselbe hatte keinen andern Ausgang, und so überzeugte sie sich, in ihr Zimmerchen zurückkehrend, daß auf diesem Wege an kein Entkommen zu denken sei; doch hatte sie in ihrer Niedergeschlagenheit den Trost, in der Rüstkammer sich gegen jeden weiteren Ueberfall vom Schlosse her gesichert zu haben, und hoffte nun für ihre Erlösung auf eine spätere, stillere Stunde; denn die Nacht war sie fest entschlossen, nicht mehr in diesem Kerker zuzubringen. Sie setzte sich an das Tischchen, um ihren Plan zu machen. Es gab nur Einen, und zur Durchführung desselben, in welcher Art auch diese erfolgen mochte, erkannte sie es für nothwendig, die Alte, von deren Wiederkommen sie überzeugt sein durfte, friedlich in's Zimmer hereinzulassen. Sobald sie diesen Entschluß gefaßt hatte, verbarg sie ihre Waffen im Bette und legte sich im Gefühl der vollkommensten Sicherheit nieder, um den lang entbehrten Schlaf in die Arme zu schließen und Kräfte für die bevorstehenden Anstrengungen und Stürme zu sammeln. Aus diesem tiefen gesunden Schlummer wurde sie endlich durch ein anhaltendes Pochen aufgeweckt. Es dämmerte schon, als sie sich aufrichtete; sie rief, und die Stimme der Alten ließ sich zur Erwiderung vernehmen. Sie bat dringend um Einlaß: „Der Herr ist fortgeritten," sagte sie, „und wird erst spät in der Nacht zurückkommen; er jagt mit einem Freunde. Nehmen Sie doch um Gotteswillen einen Bissen zu sich: Sie müssen ja umkommen vor Schwäche! Und werfen Sie Ihren Zorn nicht auf mich: ich bin unschuldig und thue nur, was mir befohlen ist, aber auch kein Haarbreit darüber."

Lottchen ging an die Thüre und unterhandelte mit der Alten. Erst als diese bei allen Erzvätern und Propheten, bei den heiligen Wunden und beim Brief Pauli an die Korinther geschworen hatte, daß sie allein sei, schob das Mädchen den Riegel zurück. Die Alte war allein; sie trug ein Abendessen nebst einer Flasche köstlich duftenden Weines auf. Lottchen ließ sich das Essen herzlich schmecken; die Alte setzte sich ihr gegenüber und sah mit Behagen zu. Ihrer Ermahnung,

den Wein zu kosten, wollte aber die Jungfrau keine Folge leisten, weil sie fürchtete, es möchte irgend etwas Hinterlistiges darin enthalten sein. Die Alte, um ihr diesen Verdacht zu benehmen, holte ein zweites Glas aus der Tasche hervor, schenkte sich ein und trank mit so handwerksmäßigen Zügen und so vergnügtem Schnalzen, daß die Gefangene sich alsbald das Mittel an die Hand gegeben sah, durch welches sie ihren Anschlag am sichersten und ohne alle Gewalt ausführen konnte. Sie überließ der Alten den Wein gänzlich, ohne ihr auf eine auffallende Weise zuzusprechen, verwickelte sie aber in ein lebhaftes Gespräch, das sie beständig nöthigte, Lippen und Zunge anzufeuchten. An den Reden des dankbaren, treuherzig gemachten Weibes, das den gegen ein so rechtschaffenes junges Blut geübten Muthwillen bitter tadelte, merkte sie, daß sie von dieser Seite keine böse Absicht, keine freiwillige Feindseligkeit zu besorgen habe. Aber aus den redselig ausgesponnenen Mittheilungen der Alten über die Familienverhältnisse und sonstigen Beziehungen des Schloßherrn, selbst aus dem Freimuthe, womit sie von ihm Gutes und Böses durch einander sprach, klang zugleich fortwährend eine Unterwürfigkeit heraus, die das vorsichtige Mädchen überzeugte, daß sie bei einer solchen an unbedingten Gehorsam gewöhnten Seele nicht auf Einverständniß und Hilfe rechnen dürfe.

Die Flasche stand leer auf dem Tisch, und noch war keine Wirkung von dem Weine zu verspüren. Die Zeit verrann, die Nacht rückte vor, der Verfolger konnte nun bald zurückkommen: und wie, wenn bei ihm ein inzwischen mit dem befreundeten Nimrod genossenes Glas auf andre Weise wirkte, als sie bei der alten Schwätzerin beabsichtigte?

Da war keine Zeit zu verlieren. Lottchen blickte ein paarmal lüstern nach der leeren Flasche und äußerte endlich ihr Bedauern, den Wein verschmäht zu haben, der vielleicht Arznei für sie gewesen sein würde. Dies gab der Alten Flügel; mit freudefunkelnden Blicken stand sie auf und eilte fort, eine neue Ladung zu holen. Lottchen rief ihr nach und bat, ihre Kleider mitzubringen, die sie morgen wieder anzu-

ziehen gedenke; denn nicht ein Fetzen von ihr sollte als Trophäe in diesem Neste zurückbleiben!

Die Alte kam zurück mit den Kleidern und mit einem ziemlich großen Kruge Weins. Lottchen gab es zu, daß sie ihr das Glas bis oben füllte, und nippte zuweilen ein wenig daraus. Aber ein Höllengeist schien in dem Wein zu sitzen, denn die Alte, obgleich sie nachgerade kaum die Zunge mehr zu rühren vermochte, saß immer noch mit hellen Augen da. Der Krug war beinahe auf der Neige, als endlich der armen Gefangenen die Geduld zu schwinden begann. Schon blickte sie entschlossen nach dem Bette, wo die Waffen lagen, und war im Begriff, den Quälgeist mit vorgehaltener Pistole zu meistern, da begann die Alte laut und unanständig zu gähnen, noch einmal und zum dritten Mal; ihre Augen wurden gläsern, und sie ließ das matte Haupt auf den Tisch sinken. Lottchen wartete noch ein wenig; aber nach einigen Minuten erklang eine heroische Schlafmusik, unter deren Orgeltönen das Mädchen getrost ihre Kleider zu einem Bündel zusammenmachte.

Ehe sie Weiteres zu unternehmen wagte, öffnete sie das Fenster und horchte in die Ferne nach den Jägern. In den Wäldern war Alles still, aber von der Meierei her vernahm sie lautes Gespräch und Gelächter. Sie suchte sich die Gegend und die Richtungen, die sie der Alten abgefragt hatte, genau einzuprägen. Dann schnallte sie sich den Hirschfänger um, steckte die Pistolen in den Gürtel, ergriff das Licht, nahm der Alten ihren Schlüsselbund von der Seite, wandte die Augen flehend gen Himmel, dann noch einmal auf die Schlafende und eilte zur Thüre hinaus und die Treppen hinab. Unten war die Thurmthüre geschlossen, aber einer der Schlüssel öffnete. Sie löschte das Licht, schloß den Thurm wieder zu, blieb einen Augenblick lauschend stehen, warf dann Licht und Schlüssel weit von sich, und hast du gesehen? war das Vögelein entflogen.

19.

> Mit Widerwillen
> Betret' ich schaudernd diesen Pfad,
> Allein ich muß. —
> Ein schauerlicher Ort, ein traurig Licht —
> Ihr Götter, welch ein Nachtgesicht!
>
> Goethe.

Alle himmlischen Gestirne hatten die Wacht bezogen, als Lottchen den Thurm verließ, es war hell genug, um auch das kleinste Steinchen unterscheiden zu können. Der Abendstern stand noch am Himmel und schien ihr freundlich den Weg zu zeigen, den sie wählen sollte. Sie umging einen kleinen Hügel, an welchen die Meierei sich lehnte, und fand einen sanft ansteigenden Fußpfad, auf welchem sie nach der Seite, die sie sich vom Fenster aus gemerkt hatte, zu dem Walde kam. Ein tiefer Schauer faßte sie, als sie sich, zum ersten Mal in ihrem Leben, ein hilfloses Mädchen, in einsamer Nacht seinen geheimnißvollen Schatten überließ. Aber die Gefahr, die sie hinter sich fürchtete, trieb sie unaufhaltsam durch die Schreckbilder, die ihr entgegen traten, hindurch.

Ihr Bündel wurde ihr beschwerlich, sie hielt an einem Gebüsche und öffnete es, um ihre eigenen Kleider über die andern anzuziehen. Kaum war dies geschehen, so vernahm sie Stimmen in der Ferne und bald Fußtritte aus der Tiefe des Waldes. Sie verbarg sich hinter dem Gebüsch, aber wie ward ihr zu Muth, als sie beim Näherkommen die Stimme ihres ärgsten, gefährlichsten Feindes erkannte! Er war es wirklich; er kam zu Fuß, von seinem Jäger begleitet, der einen Hund an der Leine führte. Sie glaubte eine finstere Entschlossenheit in seinem Gesichte zu lesen; verzweifelnd zog sie den Hirschfänger und hielt eine der Pistolen, ach! mit ungespanntem Hahne, vor sich hin.

Der Hund schlug an; er hatte sie gewittert, so sehr sie auch den Athem zu unterdrücken strebte. „Hier steckt etwas, gnädiger Herr!" sagte der Jäger.

„Laß stecken!“ versetzte der Baron verdrießlich. „Es ist kein Glückstag; ich mag nichts mehr heute.“

„Das ist kein Wild,“ hub jener wieder an. „Sehen Sie, wie der Hund sich anstellt, er will ja das Seil zerreißen.“

„Nichts da!“ rief der Edelmann lachend. „Was wird's am Ende sein als ein ehrlicher Kerl, der mir einen Hasen stiehlt! Leben und leben lassen! Vorwärts!“

„Das möge dir Gott vergelten!“ flüsterte das Mädchen und sank, während die Schritte sich entfernten, halb ohnmächtig zu Boden; sie glaubte die Schläge ihres Herzens von allen Enden widerhallen zu hören. In der Ferne winselte der Hund, der an der Leine weiter gerissen wurde.

Der feuchte Thau, der ihr die Wangen netzte, und der kühle Nachtwind, der ihr durch die Locken säuselte, erfrischten sie und gaben ihr Muth, sich zu erheben und ihre traurige Pilgerschaft fortzusetzen. Sie stützte sich auf die blanke Waffe und wanderte dahin, so gut ihre wankenden Glieder sie tragen wollten. Der Steig führte zu Gründen nieder, wo es so finster war, daß sie über Baumwurzeln strauchelte, dann wieder zu freieren Anhöhen empor, wo die Lichter des Himmels ihr neues Vertrauen einflößten. Auch schwebten da und dort aus den Gebüschen grünschimmernde Leuchtkäferchen hervor; sie konnten ihr die öde schauerliche Finsterniß nicht erhellen, doch begleiteten sie die Verlassene mit ihrem tröstlichen Lichte und mit der willkommenen Gesellschaft lebendiger Wesen. Zuweilen kreuzten sich die Pfade; sie wählte den ihrigen auf gut Glück und war bald über die eingeschlagene Richtung völlig ungewiß.

Lang, lang war sie so durch den Wald hingeirrt, von jedem Busch, der einen Arm in die Höhe streckte, von jedem fallenden Blatt, von jedem aufrauschenden Wild, oder wenn ein Vogel im Schlaf einen Laut von sich gab, bis auf den Tod erschreckt, als sie endlich einem breiteren Wege, den die Bauern zu ihren Holzfuhren benutzen mochten, begegnete. Die Sterne, allmählig von Wolken da und dort überzogen, beleuchteten ihn kümmerlich. Sie eilte auf ihm fort und fort und horchte zuweilen erschrocken zurück, wenn der Wider=

hall ihres Ganges sie mit dem Geräusch nacheilender Tritte betrog. Kaum konnte sie sich mehr auf den Füßen halten, als endlich der Wald wie zu einer Thorwölbung auseinandertrat und sie in's Freie sehen ließ. Mit beflügelten Schritten, als ob der letzte Baum noch ein Ungethüm verbärge, flog sie über die Waldöffnung hinaus, und als sie das Reich des Schreckens hinter sich hatte, setzte sie sich auf einen Stein und weinte vor Hoffnung und Furcht.

Der Weg senkte sich von da aus schroff in's Thal hinab. Es war etwas heller als zwischen den Bäumen, aber der Himmel umwölkte sich mehr und mehr, und ihre Augen, die forschend drunten umherschweiften, konnten nur so viel erkennen, daß dort freies Feld sich ausbreitete, so daß sie den größten Aengsten entronnen zu sein hoffte. Auch glaubte sie das Rauschen eines Wassers zu vernehmen. Dort unten mußte doch eine Menschenwohnung, ein menschlicher Empfang und Schutz vielleicht zu hoffen sein. Von Verfolgung hatte sie noch keine Spur wahrgenommen: sie lauschte noch einmal nach dem Walde hin: kein Ruf, kein Hundegebell weckte das nächtliche Schweigen auf, und nur der Nachthauch bewegte mit leisem Sausen die Wipfel der Bäume.

Sie verließ ihren Sitz und begann langsam den Berg hinabzusteigen. Je tiefer sie kam, je kälter wehte ihr die Luft entgegen, so daß sie ihre aufgelösten und verwirrten Kleider fest um sich zusammen zog. Es schien, als sollte dieser letzte Rest ihrer Reise noch schauerlicher und leidensvoller sein; denn die himmlischen Lichter, die sie so lang tröstend begleitet hatten, verließen sie jetzt ganz, und sie tappte in völliger Nacht auf einem ungewissen Boden fort. Dazu rauschte das Wasser näher und näher; sie erreichte es endlich und wagte keinen Schritt weiter zu gehen. Aber die Kälte ward trotz der doppelten Kleidung empfindlich, und noch immer fürchtete sie Gefahr im Rücken. Die Nacht, in welcher ihr Auge nach und nach sehen lernte, ließ sie einen Steg erkennen, auf beiden Seiten ohne Geländer, aber breit genug, um auch in der Dunkelheit ohne allzu großes Wagniß hinüberzukommen. Mit Hilfe des Hirschfängers, der ihr

als Stab diente, betrat sie ihn; er krachte und dröhnte unter ihr; die eine Angst trieb sie, blindlings dahinzulaufen, die andere hieß sie angewurzelt still stehen, und lang dauerte es, bis sie wieder sichern Boden unter sich hatte. Nun konnte sie den Weg rascher fortsetzen, dessen Grenzen Gehege zu beiden Seiten ihr bezeichneten und sie mit ihrer abstechenden Dunkelheit auch durch Krümmen und Wendungen richtig hindurchführten.

Sie mochte so einige Büchsenschüsse weit gegangen sein, als auf einmal eine große schwarze Masse vor ihr auftauchte und eine Menschenstimme, die sie schon seit einiger Zeit vernommen zu haben glaubte, näher und deutlicher ihr zu Ohren drang. Es waren tiefe feierliche Töne wie eines Betenden, die aber in dem Augenblick, da sie anhielt, verstummten. Sie stützte sich auf ihre Waffe und hielt Rath mit sich. Am liebsten wäre sie in den Himmel geflohen und hätte sich dem ewigen Vater weinend an's Herz gelegt, so bang und weh war es dem verlassenen, geängstigten Erdenkinde. Aber sie mußte doch vorwärts; sie konnte ja nicht hier in der Nacht umkommen wollen, und Gott ist überall, dachte sie, und gute Menschen auch.

Sie ging auf den formlosen Riesenschatten zu, ihre Hand griff an Stein, und sie tastete längs einer endlosen Mauer fort, von Pfeilern unterbrochen, bis sie eine halb offene Thüre fand, vor welcher sie wieder zögernd stehen blieb.

Leise trat sie endlich ein, den Hirschfänger vor sich hinstreckend, und während dieser etwas Eisernes traf, daß es klirrte und wie ein Haken schwankte, fand sie mit der Linken etwas wie eine Bank, worauf sie sich, zusammenfahrend über das Geräusch, mit einbrechenden Knieen niedersetzte. Da begann die nämliche tiefe und feierliche Stimme von Neuem.

„Horch! da klirrt es wieder," sprach sie, „da rasselt wieder einer an den Riegeln seines Grabes. Seid ihr noch nicht alle beisammen? Wankt noch da und dort einer verschlafen hervor, den die grenzenlose Leerheit und die ewige Sehnsucht aus seinem Kerker treibt? Noch verzeucht das Licht. Noch ist die Nacht nicht hin."

Das Mädchen klammerte sich, angefesselt von Entsetzen, an ihren Sitz und starrte, von kalten Schauern durchrauscht, athemlos in das Dunkel hinein. War sie im Haus des Wahnsinns? War sie in eine Versammlung nächtlicher schlafloser Geister gerathen? Jeden Augenblick fürchtete sie von einem angerührt zu werden, aber sie konnte nicht vorwärts und nicht zurück. Ihre Gedanken begannen zu kreisen, sie fühlte sich dem Wahnsinn nahe.

„Den kenn' ich," sprach es weiter, „aber er gehört nicht hieher. Bist du mir nachgezogen aus der Ferne, herrschsüchtiger Vogt? Sieh mich nicht so finster und ingrimmig an! Ich war dir nicht feind, ich habe nur deinen Gewaltthätigkeiten gerechte Dämme gesetzt. Was du leidest, leidest du nicht von mir; in dir selbst wohnet dein Gericht. — Da kommt noch einer, der jüngste derer, die da schlafen. Noch ist er nicht verfault, und schon treibt ihn das innere Gericht wieder unruhig hervor aus seiner Kammer. Armer Amtmann! Nicht wahr, die äußere Güte macht's nicht aus, und der äußerliche Anstand und das Wohlleben? Nun ist er verschwunden, der prachtvolle Weltsinn und der höfliche Stolz, dem der Geist Gottes eine Thorheit war; nun ist der Anstrich abgefallen vom übertünchten Grabe; betroffen stehst du da und schüchtern, wie einer, der nicht das Herz hat, in vornehme Gesellschaft zu gehen. Deine Galakleider sind zu Lumpen geworden: flicke sie alle zusammen, sie geben kein hochzeitlich Kleid."

Eine tiefe Stille entstand. War es der Nachtwind, war es etwas Anderes, was schauerlich durch die öden Räume hinseufzte?

„Seid ihr nun alle da?" fuhr die Stimme fort. „Ich übersehe sie, die langen Reihen, die von den nimmer sättigenden Vergnügungen, von den nimmer beschwichtigenden Mühen des Lebens Ruhe suchen und keine Ruhe finden. Da sind die Kuttenträger von dem alten Baalsdienst her, eine ansehnliche Versammlung; sie haben ihre Todten begraben Jahrhunderte lang und sind ihnen nachgefolgt im geistlichen Tode; sie haben sich durstig getrunken am Weine Babylons

und lechzen nach den Wasserströmen der ewigen Stadt. Harret eine kleine Weile! denn das Ende ist nahe. — Da sind auch meine eigenen Schafe, die ich, o nur allzuschlecht! gehütet habe. Euer Treiben ist verkehrt, ihr trotzige und verzagte Herzen. Einst schliefet ihr, da ich euch das Wort verkündigte; mit gähnendem Mund und gläsernen Augen ließet ihr meine väterlichen Ermahnungen vorüberwehen wie leichten Wind: aber jetzt, da ihr schlafen solltet in euern stillen Betten, jetzt wachet ihr und höret mit hungriger Aufmerksamkeit meinen Worten zu. Wie kommt das? Hättet ihr damals nicht geschlafen, so schliefet ihr jetzt. Darum bin ich zu euch gekommen, daß euer keins verloren gehe. Denn dazu, sagt Petrus, ist auch den Todten das Evangelium verkündiget, auf daß sie gerichtet werden nach dem Menschen am Fleisch, aber im Geist Gott leben. Ja, Meere von Nationen, die keine Zunge mehr zu nennen vermag, strömen in ihre Geisterkirchen und horchen auf ihre Prediger, daß sie alle vorbereitet werden auf jenen Tag, daß keines sich rechtfertigen kann: wir haben es nicht gewußt. Wie auch Er einst hinabgefahren ist nach seinem Tode und hat gepredigt im Gefängniß den Geistern derer, die ertrunken sind in der Fluth. Seht ihr sie da, die Heiden, eure Väter, die einst in diesen Wäldern hausten? Sie sind alle da und hören mit aufrichtigem Herzen das Wort! Sie sind schon besser denn ihr. — Schüttelst du den Kopf? Geht es dir schwer ein? Freilich, du gingest mit den Kindern Gottes und hieltest dich für besonders gezeichnet. Auch andre Fromme sieht mein Auge, die ich nicht hier gesucht hätte. Warum ruhet ihr nicht von eurer Arbeit und habt eure Werke zur Decke und euren Glauben zum Kopfkissen? Ist die Decke kalt, ist das Kopfkissen hart? O, ihr wahrhaft Armen, ihr Bettler am Geist! Ihr habt nicht recht geglaubt, ihr seid nur dem Schall der Worte gefolgt und habt geklebt am Buchstaben! Ihr seid nicht christlich: ihr seid paulisch und kephisch und apollisch! Herunter mit der Hülle, die euch nichts hilft zum Seligwerden! Dazu verkündige ich euch das Evangelium, daß ihr gerichtet werdet am Fleisch. Denn jede Sünde kommt jetzt wieder und ist ein Hinderniß.

Nach Menschenweise habt ihr's verfehlt, und nach Menschenweise müßt ihr's büßen, zweifach, vierfach, siebenfach, je nachdem die Sünde gewesen ist: wie die Krankheit so die Heilung. Aber je mehr ein Versehen geistlicher Natur ist, desto schwerer ist es, den Verlust wiederzubringen. Und muß doch Alles hergestellt werden, Alles vom Anfang der Welt; eher kann das Reich Gottes nicht kommen. Ich sehe ja Bergleute unter euch: laßt's euch von ihnen sagen, wie man das edle Metall von dem unreinen Erdenstoff scheidet. Das ist der Proceß, den der große Chemiker mit euch vorhat. O, seid aufrichtigen Herzens, damit euch die unermeßliche Pein verringert werde! Es thut weh, wenn Alles ausgeschmolzen wird, woran die thörichte Seele hing. Sehet auf das ewige Gut, auf das gediegene Metall, das keinen Rost annimmt, und lasset die nichtigen Schlacken fahren!"

Er seufzte und betete; dann fuhr er fort: „Manche Nacht habe ich euch das Evangelium verkündigt, daß ihr sollt gerichtet werden am Fleisch, aber vernehmet nun auch, daß ihr darnach Gott leben sollet im Geist. Siehe, ich verkündige euch eine fröhliche Offenbarung und ein großes Geheimniß! Ein Geheimniß, das den Lebendigen verborgen sein soll, weil sie sonst in Sicherheit wandeln würden. Höret, was der Geist den Gemeinden sagt! Euer Gericht wird nicht ewig dauern. Der große Chemiker wird seinen Proceß vollenden: er ist kein Zuchtmeister, sondern ein Arzt, und eure Strafen sind keine Strafen, sondern eine Heilung, und das Höllenfeuer ist nicht nur ein Feuer der Qual, sondern ein Feuer des Schmelztiegels, in dem ihr rein werdet, um würdig einzugehen in die ewige Stadt. Siehe, ich rede von dem Geheimniß der Wiederbringung aller Dinge. Noch eine Zeit, und Zeiten, und eine halbe Zeit, dann werden die Schalen seines Zornes ausgeleert und die Plagen werden vorüber sein und eure Schlacken ausgebrannt, und seine heilige Tinctur wird euch ein neues gesundes Blut schaffen. Dann werden alle Nationen der Erde zu ihm kommen, und die Sterne werden ihre Völker hergeben, der Himmel wird auf Erden sein, und der zweite Tod wird seinen Raub herausgeben

zum ewigen Leben, das Nichtige wird nicht mehr sein und Gott Alles in Allem. Selig, selig alle Völker! Danket Ihm, der den Tod verwandelt hat in's Leben! Heilig, heilig ist der Herr! Sein Tag ist nahe, und seine Dämmerung rieselt durch die Nacht. Sein Friede sei mit eurer Angst, und sein Licht wehe in eure Schatten! Amen! Amen!"

Die Jungfrau lauschte noch der furchtbaren und doch lieblichen Stimme, als sie schon lang verklungen war. Da rasselte es hoch über ihr, ihre Haare sträubten sich — es hob aus, und zwölf Glockenschläge fielen hinter einander; sie mußte sie widerstrebend nachzählen, und von jedem glaubte sie sich tiefer in den Boden geschlagen zu fühlen. Mit dem letzten Schlage ward es glänzend hell um sie; sie meinte schon den schrecklichen Tag anbrechen zu sehen, von welchem die Stimme gesprochen hatte. Aber es war der Mond, der hinter den Bergen heraufsteigend und die Wolken zerstreuend in das Fenster trat. Sein Licht zeigte ihr, wo sie war: eine Kirche dehnte ihre unermeßlichen Räume über ihr aus — so schienen sie wenigstens in der phantastischen Beleuchtung — und leere Stühle umgaben sie rings; sie selbst aber saß — nie hatte ein Mädchen es so unverdient eingenommen! — auf dem Armensünderbänkchen.

Nachdem sie die nächsten sinnlichen Wahrnehmungen geprüft hatte, wagte sie die Augen weiter schweifen zu lassen. Von der schauerlichen Zuhörerschaft war nichts zu sehen. Sie blickte schüchtern nach der Kanzel und dem Prediger. Dort stand er! Abgewandt von ihr ruhte er mit dem Angesicht auf den gefalteten Händen und schien still zu beten; eine schwache Zugluft spielte mit seinen weißen Haaren. Es schien der Geist eines alten Seelenhirten zu sein, den der Berufseifer nächtlich aus seiner Ruhe hervortrieb, um seinen stillen Nachbarn Aufmunterung und Trost zu bringen.

Aber wie ward ihr, als er sich erhob und vor seinem Abgang noch einmal die Kirche übersah, ob an seiner unsichtbaren Gemeinde noch eine Pflicht zu erfüllen wäre. Sein Auge fiel auf sie und ruhte prüfend auf ihr. Sie wagte sich nicht zu bewegen.

Er öffnete den Mund. „Bist du allein noch da," sprach er, „du bange Seele? Siehe, die andern sind in ihre Kammern gegangen, geh' auch du in deine Kammer. Warst du vielleicht eine unkluge Jungfrau und hast deine Lampe mit falschem Oel genährt, mit Augenlust und Fleischeslust? Sei getrost, deine Sünden sind nicht die schwersten, sie sterben ab mit diesem schwachen irdischen Leibe. Du wirst aus dieser Wurzel des Todes in ein neues verherrlichtes Leben aufwachsen. Fülle deine Lampe mit dem Oel der Gnade und gehe heim in deine Kammer."

Er streckte die Hand wie zum Segen gegen sie aus, verließ die Kanzel und ging langsam an den leeren Kirchenstühlen herunter. Als er ihr gegenüber war, wandte er sich nach ihr und blieb verwundert stehen. „Noch immer nicht zur Ruhe?" sagte er, „hast du denn ein besonderes Anliegen? — Wie? du trägst ein Schwert in deiner Hand? Und das Malzeichen der Liebe, nicht der schwachen, sündigen, ist auf deiner Stirne? Bist du ein Bote der ewigen Gerechtigkeit und bringst eine strenge Botschaft, scharf wie ein zweischneidig Schwert? Thue deinen Mund auf, ich bin bereit zu hören."

Er wartete auf eine Erwiderung; da das zitternde Mädchen aber schwieg, so schüttelte er das Haupt und schritt ruhig auf sie zu. Es war ihr, wie man von den kleinen Vögeln erzählt, die durch den Blick der Schlange gebannt sind, sie mußte die immer näher kommende Erscheinung unverwandt anstarren und vermochte kein Glied zu rühren. Erst als er nur noch zwei Schritte von ihr entfernt war und die Hand ausstreckte, da wich der Zauber von ihr, sie that einen gellenden Schrei und ergriff die Flucht. In der furchtbaren Angst aber verfehlte sie den Ausgang und gerieth mitten zwischen die Stühle, wo sie in Ohnmacht sank.

Als sie wieder zu sich kam, fühlte sie zuerst eine Hand auf ihrer Stirne, kalt zwar, aber doch von Fleisch und Bein; sie fühlte die Eindrücke der Finger und aller Theile einzeln und zusammen, und dies gab ihr ein Gefühl der Wirklichkeit. Sie wagte, die Augen aufzuthun, und sah in zwei scharfe feurige Augen, die sie liebreich anblickten. Sie saß

in einem Kirchenstuhle neben dem Prediger, den Kopf an seine Brust gelehnt; er hatte ihr die Hand aufgelegt und beugte sich über sie herab. Sie überzeugte sich, daß es ein Lebendiger sei, ein Greis von ehrfurchtgebietendem Aussehen und von einer Milde, die jeden unheimlichen Gedanken verbannte. Ruhe und Vertrauen drangen aus diesen Augen in ihr Herz, aber ihr Körper bebte vor Frost unter den Nachwehen des Schreckens und in der nächtlichen Kälte. Der Greis, von dessen Worten vorhin die große Kirche widerhallt hatte, sprach jetzt nichts mehr; er stand auf, nahm sie stillschweigend bei der Hand und führte sie fort. Sie verließen die Kirche und kamen über ein Steinpflaster, das mit Gras fast überwachsen war, zu einem weitläufigen Gebäude, welches ein Kloster zu sein schien.

Ein schwaches Licht brannte hinter einem Fenster. Sie trat an der Hand ihres Führers ein. Oben an der Treppe kam ihnen eine Frau mit dem Licht entgegen, dem Aussehen nach eine Haushälterin; sie war in mittlern Jahren, Stille und Rechtschaffenheit sprachen aus ihrem Gesichte, das jetzt von Besorgniß zu Verwunderung überging. Sie schien aber nicht gewohnt, unnöthige Fragen zu thun, empfing gelassen das Mädchen aus der Hand des alten Herrn, der sich stumm entfernte, und führte die Zitternde, Erschöpfte in ein einfaches Zimmer mit einem bereit gehaltenen Bett, wo sie ihr beim Auskleiden half und sie nach wenigen Minuten schlafend verließ.

Aus einem tiefen todtähnlichen Schlafe wurde Lottchen durch die Sonnenstrahlen geweckt, welche durch einen offen gebliebenen Fensterladen auf ihr Bette fielen. Sie fuhr auf, erschrocken über die fremde Umgebung, und hatte Mühe, sich auf die Ereignisse des gestrigen Tages zu besinnen. Noch blieb ihr vieles räthselhaft, aber ihr erstes Gefühl war, dem unsichtbaren Lenker ihrer Schicksale zu danken, und ihr zweites Anliegen, einen Boten nach Stuttgart zu schicken. Sie kleidete sich schnell an. Daß sie in guten Händen sei, sagte ihr schon ein gewisses Etwas in der Ausstattung des Zimmers, die anständig, bescheiden, heimathlich war und ein

Gefühl der Sicherheit hervorrief. Sie öffnete eine Nebenthüre und trat in ein leeres Studirzimmer, das mit Schreibgeräthe reich versehen war. Als ob sie zu Hause wäre, setzte sie sich, wie sie beim Vater dann und wann zu pfuschen gewagt hatte, in den Lehnstuhl am Schreibtisch, kritzelte drei Zeilen hin, faltete den Brief und ging hinaus, um sich jetzt nach ihren Wirthen umzusehen.

Auf dem Gange kam ihr die Haushälterin entgegen, mit einem Gesicht, das so frisch gewaschen, ehrlich und wohlwollend aussah, daß man ihr auf den ersten Blick freundlich gesinnt sein mußte. Sie war verwundert, den seltsamen Gast schon so früh wach zu finden.

„Ich habe sogar schon einen Brief geschrieben," erwiderte Lottchen, „und bitte Sie dringend, ihn sogleich durch einen Reitenden nach Stuttgart zu senden. Der Bote darf auf eine gute Belohnung rechnen. Er soll mündlich hinzusetzen, wo ich sei und wo man mich abzuholen habe. Dasselbe wünschte ich jetzt von Ihnen zu erfahren." Die Haushälterin rief einen Knecht, dem sie den Brief zur Besorgung übergab, dann führte sie Lottchen zum Frühstück und befriedigte ihren Wunsch umständlich. Das Mädchen erstaunte nicht wenig, zu vernehmen, daß sie sich im Hause eines vielgenannten, wegen Mysticismus angefochtenen, weit allgemeiner aber um seiner lautern Frömmigkeit willen verehrten Würdenträgers der Landeskirche befinde, von welchem sie bei ihrem Vater oft als von einem Manne der alten Zeit reden gehört und den sie schon längst todt geglaubt hatte.

„Auch ist er todt," sagte die Haushälterin, „aber es scheint nur äußerlich so. Innen ist er noch voll Lebens; jedoch von der Welt weiß er nichts mehr, auch thut er selten den Mund auf, und niemals kommt ein Wort über seine Lippen, das vom täglichen Leben handelt."

Lottchen dachte dem wunderbaren Verhängniß nach, das ihr diesen Mann vor seinem Ende noch zu schauen vergönnt hatte.

„Da können Sie ihn in seiner ganzen Art sehen," rief die Haushälterin vom Fenster her und winkte ihr.

Sie trat hinzu und sah in den Hof hinab. Dort saß der Mann, dessen Wissenschaft manchen Gelehrten beschäftigte, in all' seiner Ehrwürdigkeit am Boden mitten unter einer blühenden Kinderschaar, die ihn fröhlich umgab und mit ihm spielte. Zuweilen kroch eines an ihm hinauf, streichelte seine weißen Locken und küßte ihn.

Lottchens Augen füllten sich mit Thränen. „Wohl dem, den Gott lieb hat!" rief sie aus.

„Sie sagen, er sei kindisch geworden," fuhr die Haushälterin fort, „denn mit diesen spricht und spielt er Stunden lang. Auch gibt es unnütze Leute, die mir zureden, ich solle es nicht leiden. Ich möchte ihm nur auch so was sagen! Da würde er mich mit einem einzigen Blick ansehen, daß ich den Mund hernach nicht wieder aufthäte. Wer ihm in die Augen gesehen hat, der wird nicht behaupten, daß er kindisch sei. Oft und viel geht er bei Nacht in die Kirche, daß ich in großen Sorgen auf ihn warten muß. Man hört ihn dann oft lang predigen; was er aber predigt, darauf bin ich nicht fürwitzig, denn es ist nicht meines Amts."

Lottchen hätte es ihr sagen können, aber sie schwieg und sah zum Fenster hinaus. Ihr Auge verweilte auf den waldigen Höhen, von welchen sie in der vergangenen Nacht herabgekommen war. Es lag nichts Schauerliches mehr in ihrem Dunkel: sie waren ernst aber freundlich, und die Engel der Heimath schienen darüber zu schweben.

In der Ferne hörte man durch die stille Gegend den Hufschlag des Boten, der nach Stuttgart ritt. So heimisch sie sich in diesem Hause fühlte, so lag ihr doch daran, mit ihrer Rechtfertigung nicht zu zögern, und bald fand sie noch einen andern Grund, dem Boten Flügel zu wünschen. Schon beim Frühstück hatte sie keinen Appetit empfunden; jetzt aber fühlte sie, wie ein jäher Schwindel ihr nach dem Haupte emporstieg. Die Gegenstände verschoben sich vor ihren Augen; sie wankte und mußte zu Bette gebracht werden, wo sie in heftige Fieberschauer verfiel.

Gegen Abend siegte ihre kräftige Natur; die sorgsame Pflegerin flößte ihr einen kühlenden, von ihrem Herrn be=

reiteten Trank ein, und sie sank in einen sanften Schlummer, in welchem sie vom elterlichen Hause, vom Vater und von Heinrich träumte. Als sie erwachte, saß der alte Geistliche an ihrem Lager; er hatte ihr wieder die Hand auf die Stirne gelegt und sah ihr mit freundlichem, tief dringendem Blick in die Augen. Endlich erhob er sich und beugte sich über ihr Antlitz. „Selig," sagte er mit seiner feierlichen Stimme, „selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Er verließ das Zimmer. Sie stand auf, genoß eine kräftige Erquickung und fühlte sich vollkommen genesen. Kaum hatte sie Speise zu sich genommen, so fuhr ein Wagen in den Hof, und der Expeditionsrath stieg aus, der sie, nachdem er ihr in die hellen Augen gesehen, achtungsvoll, ja mit einer gewissen Demuth behandelte. Er schickte sogleich einen Boten zu dem verwegenen Edelmann und beschied ihn hieher.

Der Expeditionsrath und seine Frau hatten an jenem Theaterabend zu ihrem großen Befremden durch einen unbekannten Diener die Nachricht erhalten, daß Lottchen im Theater eine Freundin getroffen habe, mit der sie noch in derselben Nacht heimgereist sei. Sie warteten den folgenden Tag auf eine nähere Erklärung und Entschuldigung, und als diese ausblieb, wurden am nächsten Morgen ihre Kleider zusammengepackt und ein spitziges Schreiben beigeschlossen, welches eben abgehen sollte, als der Bote mit Lottchens Briefe kam. Der Expeditionsrath, von seiner leichten Unpäßlichkeit hergestellt, machte sich in größter Eile auf den Weg zu ihr, so daß er die nicht unbeträchtliche Entfernung mit Anbruch der Nacht zurückgelegt hatte. Sie brachte diese noch in dem ihr so lieb gewordenen Hause zu, bat aber ihren Schwager, sie den andern Tag auf dem nächsten Wege zum Vater zu geleiten, wozu er auch nach einigen dringenden Einwendungen willig war. Er fühlte, daß er ihr, wenn auch mehr im Namen seiner Frau als in seinem eigenen, ein großes Unrecht abzubitten hatte.

Nicht so nachgiebig zeigte er sich gegen den Baron, welcher am Morgen gehorsam und demüthig wie ein Lamm

herüberkam. Der von Natur nicht bösartige junge Mann, welchem Lottchen's zu spät entdeckte Flucht in unwirthlicher Nacht einen tödtlichen Schrecken eingejagt hatte, zeigte sich von Reue ganz zerknirscht und bot wiederholt jede beliebige Genugthuung an; der Expeditionsrath aber schien die Gelegenheit gern zu ergreifen, um den Hausfreund los zu werden, der ihm in mehr als Einer Hinsicht lästig geworden sein mochte. Dieser mußte sein Ehrenwort geben, das Land auf zehn Jahre zu verlassen und die Diener mitzunehmen, welche bei seinem unsinnigen Streiche betheiligt gewesen waren; beiderseitige Verschwiegenheit verstand sich von selbst. Nur unter dieser Bedingung versprach der ernste, vom Herzog persönlich vorgezogene Geschäftsmann, von der bittersten, mit seinem ganzen Einfluß unterstützten Verfolgung, ja von öffentlicher Beschimpfung abzustehen. Eine ehrenvolle Entlassung aus den fürstlichen Diensten erbot er sich zu vermitteln.

Lottchen kehrte nach Hause zu ihrem Vater zurück, der jedoch, so lang er lebte, kein Wort von diesen Begebenheiten erfuhr. Ihre Gesundheit hatte mit dem schnell vorübergegangenen Sturme alle weiteren Folgen abgekauft, aber in ihrem Gemüthe blieb ein tiefer Eindruck haften. In allen Lagen und Stimmungen des Lebens, selbst in den fröhlichsten Stunden, ruhte fortan ein Geist des Ernstes auf ihrem schönen Angesicht, der Alle, die ihr nahe kamen, wunderbar ergriff.

20.

> Wir sind so arm, wir sind so müd;
> Warum, wir wissen's kaum,
> Wir fühlen nur, das Herz verblüht,
> Und alles Glück ist Traum.
>
> E. Geibel.

Wer vermöchte es, die traurigen Tage und Nächte, die unser armer Freund seit jenem verhängnißvollen Abend durchlebte, zu beschreiben? Das Mädchen, mit dem er einst Aug' in Auge eins gewesen, sollte über dem hohlsten aller Schwätzer ihn und sich selbst vergessen haben! Er mußte sich das immer wieder vorsagen und that es mit verwundertem Kopfschütteln; es war nicht wie eine Ueberzeugung, die von Grund aus den Geist durchdringt, es war wie ein oberflächlicher Glaube, der buchstäblich nachgesprochen und hundertmal wieder weggeworfen wird. Oft versuchte er, um sich in mathematischer Gewißheit zu erhalten, alle einzelnen Umstände, die er mit angesehen, ihr Einsteigen, den triumphirenden Blick ihres Begleiters und das Davonrollen des Wagens sich vorzumalen; mit einem seltsamen Lächeln schaute er seinen qualvollen Bemühungen zu, dann fühlte er einen Schlag, der sein ganzes Wesen umkehrte, und immer wieder brach der gewaltige Schmerz durch alle Dämme hindurch. Jetzt erst fühlte er, wie tief sie ihm in's Herz gewachsen war, und in stillen Stunden, wo die Außenwerke, welche der Mann gegen Seinesgleichen aufführt, keine Dienste zu thun hatten, glich dieses Herz einem weinenden, bloßgegebenen Kinde, das seine Mutter verloren hat.

Dazwischen raffte er sich mit ingrimmigem, höhnendem Stolze wieder auf, um dann und wann einen raschen Schritt in's Leben hinein zu thun. Seine jungen Schüler, durch welche er mit der Welt zusammenhing, traten nach und nach aus der Akademie und bekamen Civil- oder Militärstellen, theils in der Residenz, theils in der Nähe. Dem langen, unnatürlichen Zwang entnommen, ließen sie die unterdrückten

Neigungen fessellos walten und gaben ihre Jugend an ein wildes, tolles Treiben hin. Auch Heinrich nahm an diesem Räuberleben, wie es genannt wurde, eine Zeit lang Theil. Es ging ihm wie dem Beraubten, der, wenn er gestern durch einen Heerzug Haus und Hof verlor, sich heute den verwilderten Horden anschließt, um vom Opfer zum Genossen der Zerstörung zu werden. Der Kelch war bald geleert und eine bittere Hefe blieb zurück.

Er lernte sich endlich wieder fassen und sagte sich, daß ihm nichts Ungewöhnliches widerfahren sei. Er sah sich um und erkannte, daß unter den tausend Herzen, die um ihn schlugen, keines hoch auf den Wellen ging. Glück und Unglück sind nur Stimmungen, pflegte er zu Schiller zu sagen, wenn das Gespräch diese Richtung nahm. Wagte sein Herz dabei leise zu widersprechen, so wies er es mit strengen Worten wie ein albernes Kind zum Schweigen. Er wartete seines Berufs mit aller Treue und sah ohne Wunsch und Hoffnung den Ereignissen zu.

Eine sonderbare Erfahrung machte er, als er gewahr wurde, daß eben dieser Zustand, den er als die reinste Theilnahmlosigkeit zu empfinden glaubte, zum Beobachten geeigneter war als jeder andere. Nie hatte er die Einrichtungen der Akademie und das Erziehungssystem ihres Stifters mit so scharfen Augen angesehen. Freilich stand das Wort, das der Herzog einst gesprochen, daß die Erziehung mitten in der Welt stattfinden müsse, mit der That in starkem Widerspruch; denn er hielt seine Zöglinge so klösterlich abgesperrt, daß sie nicht einmal mit ihren nächsten Verwandten frei verkehren durften, ja daß selbst die Briefe, die sie an ihre Eltern schrieben oder von diesen empfingen, der strengsten Aufsicht unterlagen und vom Intendanten, als ob er der Vorsteher eines Gefängnisses wäre, erbrochen wurden. Nun war jenes Wort zwar nicht ganz leer gewesen, da er auch außer den großen jährlichen Prüfungen, bei welchen er sich und seine Akademie mit einer zahlreichen und glänzenden Versammlung umgab, die jungen Leute zuweilen auf seine Weise einen Blick in die Welt thun ließ, aber die Art, wie dies

geschah, war nicht eben sehr zu empfehlen, denn wenn es ihm einfiel, so wurden sie truppweise in das Theater oder auf die Redoute commandirt, und wehe dem, der etwa aus religiöser Bedenklichkeit von dem Zwangsvergnügen zurückbleiben wollte. Einem Solchen ging es nicht besser als dem, der aus Gewissensskrupeln, wirklichen oder vorgeschobenen, gegen ein kirchliches Gnadenmittel zu protestiren wagte. Denn auch mit den Religionsübungen wurde es streng gehalten, um so mehr, da der Herzog als Katholik die eifersüchtige Wachsamkeit der protestantischen, auf der Tübinger Universität beruhenden Landeskirche zu berücksichtigen hatte; aber der Besuch des Gottesdienstes trug denselben uniformirten und commandirten Charakter wie das übrige Getriebe der Anstalt: die Haltung in der Kirche, das Zusammenlegen der Hände beim Eintritt und Ausgang, die Verbeugungen bei den betreffenden Stellen der Predigt, Alles hatte seinen vorgeschriebenen, gleichmäßigen, militärischen Gang; und wenn auch ausdrücklich dabei befohlen war, daß die innere Gesinnung dem äußeren Verhalten entsprechen müsse, so konnte begreiflicherweise nur dieses letztere vermittelst des nie fehlenden Reglements zu gehöriger Taktfestigkeit gebracht werden. Fast in allen Dingen sah er die geistige Seite der Erziehung unter dem ertödtenden Drucke einer unerbittlichen „Propreté" erliegen. So war denn für den abgekühlten Beobachter, der jeder Illusion den Krieg erklärt hatte, das ganze akademische Leben Aeußerlichkeit, Schein, starre Form, und der Gedanke, ein Theil dieser allgemeinen Versteinerung zu sein, trug nicht besonders zu seiner Glückseligkeit bei. In seinen Hoffnungen auf einen freisinnigeren Geist, der aus der Anstalt hervorgehen würde, glaubte er sich völlig getäuscht, hing ja doch der Herzog, wenn er auch bei mancher Gelegenheit den Geburtsstolz demüthigte, gleichwohl so sehr an aristokratischen Dogmen, daß er, wie die jungen Freunde sich lachend sagten, aus Rücksicht auf den Rang des Akademiestallmeisters im Adreßkalender an der Spitze des gesammten Instituts die Reitkunst figuriren ließ, während die „Artisten" in der untersten Abtheilung das Verzeichniß beschlossen. Arm, wie das Talent

fast immer ist, waren diese ihrem Versorger, der sie meist beim Theater und Bauwesen zu äußerlichen Zwecken verbrauchte, willenlos verschrieben, ein Schicksal, das auch andere Zöglinge in andern Fächern theilten; denn wen der Herzog zur unentgeltlichen Aufnahme in die Anstalt auswählte — und dies war eine Gnade, die aus Furcht vor gefährlicher Ungnade von den Eltern nicht leicht abgelehnt wurde — der mußte sich ihm durch förmlichen Revers zu lebenslänglichem Dienste verpflichten. Diese Verschreibung war, wie Heinrich wohl wußte, der Kirche abgelernt, welche gleichfalls ihre Klosterschüler mit Leib und Seele sich zu eigen machte; aber die Kirche durfte über ihre Pfleglinge nicht so rücksichtslos verfügen; auch konnte man, wie Beispiele genug bewiesen, aus ihrem Joche weit eher entkommen, als aus dem eines in seinem selbstgeschaffenen Kreise schrankenlosen Gebieters, der die Willkür, die er in seinem Staate nicht mehr so schreiend walten lassen durfte, häufig auf sein Institut übertrug. Wohl mußte der herbe Beurtheiler, der den Geistesdruck der Klöster aus eigener Erfahrung kannte, in unbefangenen Stunden sich bekennen, daß der Herzog Manchem, der nach seiner oder seiner Eltern Wahl den bisher für die begabteren Söhne des Landes geläufigsten Nahrungszweig, den geistlichen nämlich, vorgezogen haben würde, mit der Durchkreuzung dieser Absicht und mit der Eröffnung eines verhältnißmäßig jedenfalls weit größeren Gesichtskreises, eine, wenn gleich aufgedrungene Wohlthat erwiesen habe; aber dennoch verletzten ihn diese Eingriffe in die Freiheit des Menschen, und mit Unwillen sah er es an, wie junge Leute durch Anwendung jener Gewalt, die dem Herzog, auch ohne unmittelbaren Machtspruch, zu Gebote stand, in die Anstalt gezogen, nach der Körpergröße eingetheilt, unter die Aufsicht dressirter Corporalsseelen ohne geistige Bildung gestellt, an die Kette eines oft widerstrebenden Faches geschmiedet und nur unter besondern Umständen zu einem Tausche zugelassen, mitunter aber auch gegen ihren Willen zu einer andern Fakultät versetzt wurden; mit Empörung aber war er in einzelnen Fällen Zeuge, wie ein Eleve, dem die Wohlthat in dieser Form zu

drückend wurde, durch offene Bedrohung seines Vaters, dessen Wohl und Weh in den Händen des Herzogs lag, mit nackter Gewaltthätigkeit also, in der Akademie festgehalten wurde. Und doch mußte er diesem herrischen Manne, so oft er ihn sprach, eine eigenthümliche Macht über sein Gemüth zugestehen, obgleich er es ihm kaum verzeihen konnte, daß er den Dichter der Räuber, dessen Vater, als Aufseher der Anlagen bei der Solitude, unbedingt von der Laune des Herzogs abhing, gleich den übrigen Geschöpfen seiner Erziehung am Drahte hielt, ohne seinen hervorragenden Geist nach Gebühr zu würdigen.

Schiller verließ jetzt gleichfalls nach vollendetem Cursus die Akademie und wurde als Regimentsmedicus mit kümmerlichem Gehalte angestellt. Unser Freund kam häufig mit ihm zusammen, und wenn über Poesie verhandelt wurde, so glaubte er oft einen Blick in seinen verlorenen Himmel zu thun. Er traf jenen schüchternen jungen Mann, den er einst bei dem akademischen Mittagsmahl gesprochen, oft in dem Zimmer des Dichters an und lernte in ihm den jungen Musikus Streicher, einen Menschen von seltener Herzenseinfalt, kennen. Sie pilgerten manchmal zusammen nach der Solitude und wurden von des Dichters Eltern mit der freundlichsten Bewirthung für ihren Gang belohnt.

Heinrich erlebte es halb im Traum, wie die Akademie vom Kaiser zur Hochschule erhoben wurde; er mußte die Festlichkeiten, welche der entzückte Herzog deßhalb an seinem Geburtstage veranstaltete, mitmachen und drückte dabei seinem alten Freunde, dem hiezu abgeordneten Bürgermeister von Reutlingen, die Hand. Aber wie er auch thätig oder leidend die Schuld seiner Zeit abtragen half, der innerste Puls seines Herzens stand still; Niemand sah ihm äußerlich an, wie völlig er verwandelt war.

Durch Beschäftigung jeder Art suchte er Meister über sich zu bleiben, und als Schiller, bald nach Veröffentlichung der Räuber, seine Anthologie unter dem wunderlichen Titel einer sibirischen Gedichtesammlung begann, so zeigte er den lebhaftesten Antheil an dieser Arbeit und suchte eifrig für

seinen Freund nach poetischen Stoffen. Aber wie man auch unter einem grauen Himmel, wenn die Sonne lang nicht geschienen hat, sich anstrengen und abarbeiten mag, der Mensch, des freundlichen Lichtes gewohnt, hat ein Gefühl, als ob kein Segen seine Mühen begleite, als ob sein Gott ihm das Angesicht entzogen hätte. So grau und lichtlos war es unserem Freunde zu Muth, der, als er in einer scherzhaften Epistel von der Redaction der Anthologie um eigene Gewächse ersucht wurde, ein paar unbedeutende Epigramme hergab und das Bessere, als schämte er sich seiner wahren Gefühle, in der Brieftasche behielt.

21.

Sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet.
Wallenstein.

In der Stube, welche Schiller bei dem Professor Haug zur Miethe bewohnte, fanden sich eines Abends verabredetermaßen seine akademischen Freunde, der Lieutenant Scharffenstein, der Actuarius Lempp, der Doctor Hoven von Ludwigsburg, der Bibliothekar Petersen und Heinrich Roller ein. Das Zimmer war in einer gewaltigen Unordnung: in einer Ecke ruhte noch ein guter Stoß Exemplare von der ersten unspekulativen Ausgabe der Räuber, halbzerbrochene Schüsseln mit den Ueberresten einer sehr frugalen Mahlzeit lagen darauf und daneben umher, einige Flaschen, auf welche Petersen sogleich ein forschendes Auge warf, standen dabei, und an den Wänden hingen die disjecti, oder, wenn man will, dissoluti membra poetae, das heißt die zerstreute und hart strapazirte Garderobe des Regimentsmedicus.

Der Genius in seiner ersten Entfaltung ist dem neugebornen Kinde gleich, ungesäubert und hilflos, aber in dem groß aufgeschlagenen Auge verkündigt sich der Geist, der über den Wassern schwebt, und die Prophezeiung einer herrlichen Zukunft.

So war der Bewohner dieser genialen Wirthschaft. Er trat den Ankommenden in einem durchlöcherten Hausrock entgegen. „Willkommen," rief er lustig, „willkommen, meine Sibirier, in der Räuberhöhle!"

„Welche den versöhnenden Strahlen der Civilisation nachgerade einigen Eingang zu gewähren verspricht!" erwiderte Heinrich.

„Wie so?" fragte Schiller und sah sich zweifelhaft um.

„Er merkt es nicht einmal in seiner wilden Unschuld, dieser Urteutonier, wie anständig es bei ihm riecht, seit sein Stubengenosse Kapff ihn verlassen hat! In der That, man könnte eine Jungfernvisite herbitten, seit die Qualmwolken des virginischen Krautes sich aus dieser göttlichen Spelunke hinausgezogen haben."

„Dann würd' ich aber doch rathen, diese angestrichenen Beinkleider vorher zu verbergen," rief Scharffenstein dazwischen, indem er das besagte Kleidungsstück an der Wand ergriff und schüttelte.

„Nun, was geht in Genua vor?" rief Scharffenstein.

„Was macht der Fiesco?" fragte Petersen.

„Er spielt noch immer den Brutus," antwortete Schiller verdrießlich, „das heißt, er rückt um keinen Schritt vorwärts. Es sind neuerdings bei diesem ungesunden Wetter so viele Erkrankungen unter meinen Grenadieren vorgefallen, daß ich die Bursche erst wieder auf den Beinen haben muß, eh' ich an eine offene Rebellion denken darf."

„Auf den Beinen oder unter dem Boden," fiel Lempp ein.

„Ja, ja!" rief Scharffenstein, „man will wissen, du machest verzweifelt revolutionäre Stücke und wüthest mit Purganzen und Laxanzen in den Leibern deiner Myrmidonen, als ob's die böhmischen Wälder wären."

„Futter für Pulver!" lachte Heinrich, „Freund Schiller

hat den Fallstaff in die Apothekersprache übersetzt, und in so weit muß man zugestehen, daß seine Mordthaten wenigstens classisch sind."

Schiller, der anfangs ein krauses Gesicht gemacht hatte, mußte hier in das Gelächter der Andern einstimmen. „Um übrigens auf den Fiesco zurückzukommen," sagte er, „will ich euch anvertrauen, daß ich doch, ohne eine Feder einzutauchen, einen großen Schritt darin gethan habe: ich bin nämlich über den Schluß mit mir einig geworden."

„Nun, da bin ich begierig!" rief Roller; „von der Geschichte mußt du jedenfalls abweichen."

„Versteht sich," sagte Schiller, „der Zufall ist nicht tragisch."

„Also bleibt der Held am Leben?" fragte Petersen.

„Eben so wenig; man soll der Geschichte nicht geradezu widersprechen."

„Also stirbt er doch!" rief Petersen.

„Schon wieder ein Mord!" sagte Lempp.

„Donner und Doria!" rief Scharffenstein, „der Herzog von Genua, höchst grausamlich hingerichtet vom Regimentsmedicus Schiller in Stuttgart! An was stirbt er denn? An einem Pulver? einer Latwerge? einer Mixtur?"

Der Dichter wandte sich etwas verstimmt zur Seite.

„Wer wird lang nach der Todesart fragen?" rief Petersen sehr laut, „sterben muß er, obgleich er Herzog ist! Kein Gott soll ihm helfen!"

„Ich glaube, du kommst aus dem Ochsen, Petersen!" sagte Lempp, indem er ihm den Mund zuhielt; „schrei' doch nicht so gräßlich! Du könntest uns bei den Vorübergehenden in den Verdacht bringen, als hätten wir ein württembergisches Staatscomplott vor."

„Dann," rief Roller, „würde Schiller vollends ein zweiter Shakespeare werden, denn diesem ist in der That einmal ein solcher Streich passirt. Als er einst mit einigen andern Dichtern und Schauspielern im wilden Schweinskopf zu Eastcheap fröhlich und guter Dinge saß, hörten einige friedliche Londoner Bürger, die eben nach Hause gehen wollten, eine lär-

mende, höchst verdächtige Berathung in der Taverne. ‚Laß den König leben!‘ hörten sie einige Stimmen rufen; ‚du könntest ihn ja mit einem blauen Auge davon kommen lassen,‘ und dergleichen mehr. ‚Nein, er muß sterben!‘ erwiderte eine sanfte aber entschiedene Stimme und brachte allerlei Gründe vor, welche vielleicht damals auf den König Jakob ihre besondere Anwendung finden mochten. Genug, die Zuhörer liefen nach der Wache, und es dauerte nicht lang, so drang der Sheriff mit seinen Leuten im wilden Schweinskopf ein, als eben Shakespeare's Votum für den Königsmord einstimmig durchgegangen war; die Verschwörer wurden ergriffen und vor Gericht geführt, wo es sich dann freilich ergab, daß man einem dramatischen Tyrannen nach dem Leben gestrebt hatte und nicht seiner geheiligten Majestät von England."

„Gott bewahre mich vor einer solchen Aehnlichkeit!" rief Schiller. „Das könnt' ich eben noch brauchen! Das würde mir den Rest geben! Ich werde an einem Mißverständniß dieser Art noch lang zu schlucken haben. Weißt du noch, Roller? in der Nacht, da ich euch die Räuber vorlas" —

— „Und mich vom Galgen rettetest" —

— „Ja, und wie der verwünschte Nies dazu kam und die Flüche des Franz mir zuschrieb, als sakermentirte ich über das Institut" —

„Wahrhaftig, du könntest Recht haben!" rief Heinrich, „aber wie kommst du darauf? Hast du etwas erfahren?"

„Nein, aber gestern dachte ich zufällig der Sache nach, und da ging mir plötzlich ein Licht auf. Der Nies muß rapportirt haben; denn es ist auffallend, wie sehr der Herzog seit jenem Abend seine Gesinnungen, die freilich längst nicht mehr die gnädigsten waren, gegen mich geändert hat."

„Es kommt mir auch so vor," sagte Heinrich, „und jetzt fang' ich erst an, einige Reden, die der Herzog gelegentlich gegen mich fallen ließ, zu begreifen."

„Aber, was zum Teufel!" rief Schiller auf einmal, „setzt euch doch, Kinder! Das ist mir eine trockene Unterhaltung! Geschwind!" — Mit einem einzigen Strich der Hand

hatte er den großen Tisch abgestreift, von welchem viele Blätter, mit Versen und dazwischen mit dicken Strichen bedeckt, herunterfielen, und schleppte ihn donnernd und krachend vor die Bank, die an der Wand festgenagelt war; auf dieser nahmen seine Freunde neben einander Platz, Schiller stellte den einzigen Stuhl, der im Zimmer war, ihnen gegenüber für sich und begann aufzutischen. „Hier sind ein paar Würste!" rief er, „doch theilt euch brüderlich darein! Und hier drei Flaschen, denen wir jetzt die Hälse brechen wollen. Nur eins zur Warnung: laßt keine zu nah bei Petersen stehen! Ich fürchte viel von seinem wissenschaftlichen Eifer, er könnte zu seinem Werk über die Nationalneigung der Deutschen zum Trunk, woran er jetzt arbeitet, höchst einseitige Studien machen wollen."

Die Gesellschaft griff zu und ließ es sich bei dem bescheidenen Schmause trefflich munden. Als die Würste verzehrt waren, sagte Scharffenstein: „Ueber Genua wären wir belehrt! Jetzt fragt es sich nur noch, wie unsere Angelegenheiten in Tobolsko stehen; wie ist's, seid ihr fleißig, daß die Anthologie bald zu Stande kommt?"

Jeder rückte auf dieses Commando mit ein paar Beiträgen hervor. Die Andern hatten sich mit kleinen Epigrammen ihrer Pflicht entledigt; nur Schiller konnte einige größere Gedichte aufweisen, die er mühsam auf dem Boden zusammensuchen mußte, um sie vorzulesen. Eines derselben war an die Fürsten gerichtet und enthielt eine Stelle, welche unschwer zu deuten war:

> „Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
> Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,
> Die — Hanswurst erfand!"

Scharffenstein schüttelte den Kopf, als diese Zeilen vorkamen, Roller hörte nachdenklich zu und sann in der Stille auf ein freundschaftliches Auskunftsmittel, die Uebrigen aber zollten dem herben Gedichte den lautesten Beifall.

„Im Ernst, Schiller," sagte Heinrich zu dem Dichter, „du hast es so kräftig gemacht, daß ich, da ich ohnehin nichts

von deiner Hand besitze, mir dein Manuscript zum Andenken ausbitte; ich kann es ja dann für die Anthologie abschreiben."

„Da hast du es mit Haut und Haar, das heißt mit allen Strichen und Emendationen; ich kann es auswendig und habe es bald wieder geschrieben."

Heinrich steckte das gefährliche Blatt sorgfältig in die Brieftasche, innerlich nicht sehr erbaut, daß ihm seine wohlgemeinte Absicht mißlungen war; denn er hatte dem Dichter, dem in solchen Dingen schwer beizukommen war, nicht bloß die Handschrift, sondern auch ihren Inhalt mit guter Art aus den Händen spielen wollen, um den Druck zu verhüten und den Freund vor Schaden zu bewahren.

„Jetzt aber," rief dieser, „schenkt ein! Erzählt Neuigkeiten! Wer weiß mir zu sagen, was in der Welt vorgeht? Wie viel Zoll hoch tragen unsre Frauenzimmer neuerdings den Kopfputz? Ich brauche so was für den Fiesco. Wie viel Puder verbraucht General Washington täglich zu seinem Heldenkopf? Oder, was mir lieber zu hören wäre, hat er die Engländer wieder tüchtig gepudert?"

„Er bereitet sich vor," sagte Hoven, „Frankreich hat ihm Geld gegeben, das ihn auf einmal aus dem Schlummer aufgeweckt hat."

„Ah, eine Nervenstärkung!" rief der Dichter, „wir Mediciner wissen dieses tonische Mittel zu schätzen, und wenn ihr es in diesem Augenblicke nicht, wie alles Andere, bei mir unordentlich herumliegen seht, so kommt das bloß daher, daß kein Tractat zwischen mir und der Krone Frankreich ist. Aber dennoch auf mit den Gläsern! Die republikanischen Waffen hoch! Und hoch das Kronengold, das ihre Siege fördert! Und Frankreich — wohl bekomme ihm die Allianz mit der Freiheit, die es aus Neid und mit falschem Herzen geschlossen hat!"

Die Gläser klangen heftig zusammen, und das Motto der Räuber: In tyrannos! bildete den Kern fulminanter Trinksprüche, welche gegen die Machthaber der Erde, selbst in der nächsten Nähe, geschleudert wurden.

„Die Republik in Ehren!“ sagte Scharffenstein, als der Dichter das Zimmer verlassen hatte: „aber Schiller spricht neuerdings oft über seine Lage und den Herzog in einem Tone, der mehr sagt, als seine Worte, und das Gedicht, das er vorhin las, hat Ausdrücke, daß man glauben könnte, er wolle sich an ihm rächen. Es scheint, er mache im Stillen sehr starke Anforderungen an den Herzog, und könne es diesem nicht verzeihen, daß er sie nicht erfülle.“

„Du thust ihm Unrecht,“ nahm Roller das Wort. „Schiller ist viel zu edel, zu bescheiden und zugleich zu stolz, als daß er dem Herzog eine Unterstützung, wie du anzunehmen scheinst, zumuthen sollte. Desto mehr haben jedoch Andre, zum Beispiel wir, dieses Recht, und ich für meine Person muß gestehen, ich finde es unverantwortlich, daß der Herzog für dieses unverkennbare Genie rein nichts thut, da er doch prunksüchtig genug gewesen ist, nichtsnutzigen Talenten und Halbtalenten eine Menge Geldes nachzuwerfen. Wenn er auch die Poesie nicht schätzt, so sollte er, der erleuchtete Regent, für den er angesehen sein will, doch wissen, was er den geistigen Kräften seines Landes schuldig ist.“

„Der Herzog erkennt dieses Genie nicht,“ erwiderte Scharffenstein, „und das aus mehreren Gründen, die man in Anschlag bringen muß. Einmal hat er bekanntlich ein Aber gegen diese ganze Art von Dichtkunst, und es heißt Uebermenschliches von einem schwachen Sterblichen gefordert, wenn er das belohnen soll, was ihm mißfällt. Dann hat Schiller, bei allem Schönen, was er geleistet, doch selbst für diese Gattung noch besonders wilde und rohe Auswüchse, die einen Verehrer der gallischen Muse eher abschrecken als gewinnen können; er ist ein Vulkan, der mitunter starke Schlacken auswirft, was auch wohl Ursache sein kann, daß die Räuber bis jetzt noch nicht diejenige Anerkennung gefunden haben, die der Autor vielleicht im Stillen erwartet hat. Es sind jetzt doch einige Monate her, daß sie erschienen sind, und die Wirkungen dürfen nicht mehr lang ausbleiben, wenn ich nicht fürchten soll, das Buch sei durchgefallen. Endlich aber kommt noch etwas Persönliches hinzu. Ihr wißt, Freunde, daß ich

Schiller liebe und achte, und so hoffe ich, von euch nicht mißverstanden zu werden. Er ist auch in seinem Benehmen, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein ungeschlachtes Genie; seine Formen sind von der Art, daß sie dem Geschmack des Herzogs nicht zusagen können; dazu sind ihm in der Akademie, zum Theil schon früher, einige lächerliche Malheurs begegnet, die der Herzog gewiß nicht vergißt, und die ihm den Respekt vor einem sonst so bedeutenden Geist in etwas benommen haben mögen. Ich möchte es ihm nicht in's Gesicht sagen, aber in der That, sein Auftreten hat oft etwas, das einen Spötter an den Don Quixote erinnern könnte."

„Das ist zu arg!" rief Petersen, „ein Don Quixote!"

„Ich finde keinen so großen Anstoß an dem Namen," sagte Roller. „Quixote ist bei allen seinen Lächerlichkeiten eine hochherzige Erscheinung, und der Dichter desselben scheint mir wohlbewußt dafür gesorgt zu haben, daß die wirkliche Welt, mit der er so oft in Collision kommt, meist recht ärmlich neben seiner idealen erscheint; ja ich glaube, daß jeder bedeutende Mensch, der noch nicht ganz ausgegohren hat, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem ingeniosen Junker aus der Mancha haben wird. Uebrigens sind hier nach und nach solche Mißverhältnisse und Mißverständnisse eingetreten, daß der Herzog und sein Regimentsmedicus sich schwerlich je wieder zusammenfinden werden."

„Schon diese geringe Stelle," rief Petersen, „beweist deutlich, daß er ihn aufgegeben hat."

„Und doch," sagte Scharffenstein, „konnte er nicht mehr von ihm verlangen. Wie ich es nach dem strengen Recht ansehen muß, sollte er ihm dankbarer sein. Wenn nun jenes Gedicht dem Herzog vor die Augen käme, wenn er erführe oder erriethe, daß Schiller der Verfasser ist, was würde er denken? Wenn Schiller es vollends mit ihm ganz verdirbt, wie soll es dann werden? Ich sehe keinen Ausweg für ihn! Könnte ich ihn nur bewegen, eine mildere Denkungsart in dieser Sache anzunehmen, aber er spricht gar nicht darüber, er verschließt seinen Unmuth in sich. Das größte Unglück ist, daß er nicht berechtigt ist, etwas vom Herzog zu fordern;

Alles, was er erhält, muß er als eine Gnade ansehen, so groß sind die leidigen Verpflichtungen, die er gegen ihn hat; er verdankt ihm nun einmal seine ganze Erziehung, und er bedenkt nicht, wie viel das heißen will, wie viel er dieser Anstalt schuldig geworden ist."

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und Schiller trat herein. Er hatte die letzten Worte noch gehört und setzte stillschweigend eine Flasche auf den Tisch, die er in eigener Person aus dem nächsten Wirthshause geholt hatte. Die Gesellschaft schwieg etwas verlegen, eine bittere Empfindung malte sich in den Zügen des Dichters, und nach einer Pause, als keiner der Andern reden wollte, begann er:

„Man verlangt Dankbarkeit von mir. Es ist wahr, die Welt kann mir Verpflichtungen vorhalten, und ich werde sie vor der Welt nicht abläugnen. Hier aber, wo wir allein sind, lüstet mich's doch einmal, diese Verpflichtungen vor mein Tribunal zu ziehen, und ihr sollt meine Geschwornen sein. Man hat mich in einem Alter, wo ich noch nicht fähig war, über meine Bestimmung nachzudenken, aus den Träumen meiner Kindheit herausgerissen, man hat mir, ohne mich zu fragen, ohne einen Blick in die magna charta zu werfen, die Gott in meine Wiege gelegt hat, die Gnade der Erziehung zu Theil werden lassen. Was heißt das? Es heißt mit andern Worten, man hat den Kitzel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, die berühmte Raserei, Menschen zu drechseln, an mir ausgeübt, man hat Deukalions Kunst an mir versucht, welche denn auch gewöhnlich so gut anzuschlagen pflegt, daß man aus Menschen Steine macht, wie jener aus Steinen Menschen gewann. Ob das bei mir gelungen ist — ich glaube nicht ganz, ob ich aber je wieder meine ursprüngliche von Gott empfangene Menschennatur erringen werde, die ich gratis und ohne unterthänigste Danksagung mit auf die Welt gebracht habe, das weiß ich nicht. Dabei hat man obendrein mit meiner Berufsneigung wie mit Würfeln gespielt. Meine unmittelbarsten Rechte hat man mit Füßen getreten und durch neunjährige Dressur in der Erziehungsfabrik mich zu der Puppe gemacht, welche jetzt

Regimentsfeldscheerer und Creatur der fürstlichen Gnade heißt, die mich freilich gnädigst verhindert hat, etwas Besseres zu werden. In dieser Lage gibt es nur Einen Dank, und das ist der, den ich mir selbst schuldig werden muß. Mir will ich es verdanken, daß ich diese alberne Puppe abstreife, mir allein! Keine Unterstützung, keine Befreiung will ich ansprechen, ohne fremden Beistand will ich meine Ketten zerbrechen! Meinen Geist will ich anrufen in meiner Noth, ich will arbeiten, schaffen! Was mir angeboren ist, was in mir lebt, meine innere Welt will ich hervorzwingen an das Auge des Tages und den Menschen ein neues Leben aufthun, in dem sie wandeln mögen! Und zwar" — setzte er hinzu, indem er, Scharffenstein's Bestürzung gewahrend, mit bezaubernder Herzensgüte plötzlich aus seiner zornigen Begeisterung in einen scherzhaften Ton heruntersprang — „will ich das Machwerk, Fiesco genannt, so bald als möglich zu Ende bringen und dann, ohne viel nach dem Urtheil der Leute zu fragen, gleich wieder etwas Andres vornehmen, damit diese neue Welt recht bald in Reih' und Glied auftritt."

„So ist's recht!" rief Scharffenstein und schüttelte ihm herzlich die Hand, „mit diesen Truppen ficht deine Sache aus und erobere dir die Welt! Du kannst dann von denen, die dich hätten unterstützen können und nicht unterstützt haben, um so unabhängiger denken. Und nun, gute Nacht! Es ist schon spät."

„Nichts da!" rief Schiller, „keiner darf sich von der Stelle rühren, bis diese Flasche geleert ist!" — Die Freunde blieben sitzen, Schiller machte mit der liebenswürdigsten Heiterkeit den Wirth, die Spannung war gelöst, alle Saiten der Geselligkeit wurden noch einmal angeschlagen und klangen in einem heitern Schlusse aus. Als die letzte Flasche leer war erhob sich die Gesellschaft, Schiller begleitete sie auf die Straße, und nahm dort gute Nacht.

Dann kehrte er in sein Zimmer zurück, öffnete das Fenster und sah aus der Tiefe der Erdenwelt gedankenvoll an den Himmel empor. Wolken, vom Winde gepeitscht, zogen schnell vorüber. Vom Thurme der Stiftskirche ertönte jetzt

das mitternächtige Zeichen, ein Ueberbleibsel aus jenen rauheren Zeiten, wo dem Wanderer in Frost, Wildniß und auf ungebahnten Wegen mancherlei Gefahren drohten, das silberne Glöckchen, dessen heller Klang dem Verirrten draußen anzeigen sollte, daß ein Asyl in der Nähe sei, das ihn gastlich in die schützenden Mauern lade. Ein unnennbar bitteres Gefühl von Heimathlosigkeit durchdrang den Dichter, durch alle unbewehrten Pforten seiner Seele stürmten die nächtlichen tückischen Dämonen der Muthlosigkeit und Verzweiflung herein, er sah sich als einen Flüchtling an, der auf Erden nirgends eine Stätte hat, einem schmählichen Ende blickte er entgegen, er hatte sich noch nie so elend gefühlt! Von Schauern geschüttelt, eilte er, sein Lager zu gewinnen, wo ein wohlthätiger Schlaf sich seiner bald erbarmte.

In diesem ärmlichen Stübchen, o Deutschland! schlummert einer deiner größten Geister. Noth und Sorge haben ihre Schlangenarme um ihn gewunden, Verkümmerung droht seinem Genius – aber getrost! während er schläft, weichen die Wolken leise vom Firmament, die ewigen Sterne treten hervor und wachen freundlich über seinem Schlummer. Getrost, auch *sein* Stern ist unter ihnen.

Die strengen Züge des Schlafenden verklärten sich zu einem unbeschreiblichen Frieden, und von den goldnen Funken, die durch den Himmel wandelten, thauten lichte Bilder auf seine gedankenvolle Stirn herab. Ein Traum kam über ihn.

Er ward im Geiste auf einen Weg versetzt, dergleichen er im Vaterland schon oft betreten zu haben meinte. Der Pfad ging zwischen Weinbergen empor, volle Trauben lockten ihn, aber er ließ sie hinter sich und schritt leichten Fußes aufwärts. Die Weinberge gingen zu Ende, eine steinige Haide folgte, über die der Weg schroff und zerrissen hinaufstieg. Endlich führte er in einen Wald und lief unter hohen Buchen in vollem Blätterschmucke fort, immer den Berg hinauf, immer enger und steiler. Zuweilen schlüpften furchtsame Mondstrahlen zwischen dem Laub hindurch und fielen auf den Weg. Endlich ging der Berg zu Ende, und der Wanderer betrat eine Hochebene. Er wandte sich um und

blickte nach der Seite, wo er hergekommen war, aus dem Wald hervor, über Wiesen, an einem klaren Teich vorbei wand sich der Pfad herauf, und über den Wipfeln des Waldes erschienen in deutlicher Ferne die Berge der Alp, wie er sie oft von der Solitude aus gesehen hatte, aber sie waren höher, und er konnte die ganze Kette überschauen. Sie standen im klarsten Lichte da, die Vormauern, die Bollwerke traten sanft hervor, er unterschied jede Gruppe, er sah in die Seitenthäler hinein, und immer heller tauchte die Landschaft vor ihm auf, und die Mondnacht wurde zu einem schönen Frühlingsmorgen, und er wußte, daß es Sonntag war. Aus dem Thal herauf drangen die Klänge der Sonntagsfeier aus vielen Ortschaften, und auf den Klängen ward er im Geist wie auf einer Wolke emporgehoben. Er schwebte über dem Thale hin, das in seligem Frieden unter ihm ruhte, weiter und immer weiter, bis er eine große Stadt unter sich sah, größer als er je eine gesehen. Sie schien ihm bekannt, und doch wußte er sie nicht zu nennen, so sehr hatte sie sich verändert, aber er erkannte auf einmal, daß es Stuttgart war. Er suchte zu entfliehen, denn er gedachte der vielen Leiden, die er in dieser Stadt erduldet, aber er konnte nicht. Jetzt befand er sich vor dem neuen Schlosse, dessen abgebrannter Flügel endlich ausgebaut war, und siehe, eine Königskrone schimmerte statt der herzoglichen von den Zinnen. Verwundert wandte er sich und erblickte das alte Schloß, das in ehrwürdiger Düsterheit vor ihm aufstieg. Er schwebte vorüber, da fesselte ihn der Anblick eines ehernen Monuments: hat man endlich, dachte er, dem Herzog Christoph hier ein Denkmal errichtet? Aber es war kein Fürstenbild, er sah eine Gestalt in faltigem Gewande, einen Lorbeerkranz in den Locken, und als er näher schwebte, erkannte er, o Wunder! in den mächtigen Zügen des Antlitzes sein eigenes Bild, mit dem schwer errungenen Lorbeer gekrönt. Er weilte staunend über der Statue, da nahte sich unten eine festliche Menschenmenge und versammelte sich um sein Bild, zu dessen Füßen tausend Kränze gelegt wurden; Musik ertönte, und ein liebliches Lied schwebte zu ihm empor, aus welchem eine sanfte Klage sprach. Er wußte, daß es

ihm galt, und erhob sich lächelnd auf den Tönen in die Lüfte, wo ihn ein noch höheres Wunder erwartete. Denn jetzt erfüllte sich mit einer Herrlichkeit, die nicht von dieser Welt war, der leiseste Wunsch seiner Brust, den er noch nie auszusprechen gewagt hatte. Aus einer Wolke trat ihm das Bild des unbekannten Freundes, des Retters, entgegen, auf den er so lang in bangem Schweigen geharrt. Wie oft, wenn er auf der Straße ging, meinte er, der Ersehnte folge ihm auf den Fersen und werde ihn jetzt gleich freundlich auf die Schulter klopfen, oder wenn er auf der Bibliothek saß und in den Quellen zum Fiesco studirte, wie oft unterbrach er sich mit der stillen Hoffnung, ein Fremder, den doch sein Herz so gut kannte, der so ganz anders und höher war als Alle, mit welchen er umging, müsse jetzt eintreten und ihm auf einmal über die Schulter in's Buch sehen — aber er hatte immer vergebens gehofft, und nun! Ein Lichtstrahl drang ihm aus den Augen des hohen Mannes entgegen, in die er irgend einmal auf dieser Erde schon geblickt zu haben glaubte, olympische Locken wehten um seine ernste Stirne, er reichte ihm lächelnd die Hand, zog ihn zu sich und sagte: „Es ist nicht zu spät! So wollten es die Götter." Und jetzt saßen die Beiden auf goldnen Stühlen neben einander, alle Noth dieser Welt war von ihnen hinweggeschmolzen und floß als ein leichter Regen zur Erde hinab. Durch die Wolken hindurch aber sahen sie, wie tief unten das Getümmel der Welt sich um ihre Bilder drängte und stritt. Sie aber lächelten und drückten sich die Hände fester. Und immer höher schwebten sie empor, bis ein reiner starker Lichtglanz sie umgab, in dem der Geist des Traums verschwebte. Die Augen des Schlafenden schloßen sich zu einem tiefen Schlummer ohne Gestalt und Erinnerung, er erwachte spät und fand sich verwundert in seiner elenden Höhle, deren Unordnung die Spuren des ärmlichen Gelags von gestern trug.

Ein heiterer Morgen sah herein, im Hause und auf der Straße war es still, die Sonne schien dem Langschläfer durch das offene Fenster auf's Bett, und er wiegte sich träumerisch im Gemurmel des nahe rauschenden Brunnens. Nun läu=

teten die Glocken zur Kirche, der Jüngling lauschte dem herrlichen Klang und fühlte sich dichterisch angeregt; er nahm das immer bereit liegende Blatt mit dem Bleistift von dem Wandgesims neben dem Bett und begann, seiner Empfindungen von gestern Abend gedenkend, jene Klage des Flüchtlings: „Frisch athmet des Morgens lebendiger Hauch".

Da klopfte es an der Thüre. Der Briefträger kam herein. „Guten Morgen, Herr Doctor!" rief er, „ei! ei! noch in den Federn, und ich bin schon in der halben Stadt herumgaloppirt — aha, ich sehe, man hat gestern eine lustige Nacht gehabt! Hier ist ein Brief aus Weimar, einer aus Mannheim und ein Paket aus Frankfurt; die Briefe sind halb frankirt, Alles zusammen thut fünfundvierzig Kreuzer."

„Lieber Freund," sagte Schiller hocherröthend, „Sie sehen, ich liege noch im Bett und —"

„Versteht sich, dahin nimmt man die Börse nicht mit!" versetzte der Briefträger lächelnd, „nun, das ist in guten Händen, werde bald wieder meine Aufwartung machen. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, Herr Doctor!" Er grüßte mit soldatischem Anstand und ging ab.

Schiller griff mit fieberischer Eile nach dem Briefe mit dem Postzeichen Weimar. Er wußte wohl, von wem er war, er hatte vor einiger Zeit ein Exemplar der Räuber an Wieland gesendet, die schwäbische Landsmannschaft in Anspruch nehmend, und hier war die Antwort. Er erbrach das Schreiben, sah nach der zierlichen Unterschrift und las dann langsam mit großen Augen und stolzer Freude die Lobsprüche, die ihm der feine Dichter des Oberon ertheilte. Es war die erste Stimme von Gewicht — jetzt durfte er sich für etwas halten!

Er öffnete den zweiten. „Alle Wetter!" rief er, „das kommt ja hagelsdicht!" — Es war eine Aufforderung von Herrn von Dalberg in Mannheim, die Räuber für die dortige Bühne zu bearbeiten.

„Jetzt bin ich nur noch auf das Paket begierig. — Immer besser und schlimmer!" rief er, als er es aufgemacht hatte, und schleuderte es in's Zimmer, daß die Blätter umher=

flogen. Es waren einige Exemplare der Räuber, von einem Frankfurter Nachdrucker in tiefstem Respect und unfrankirt übersandt. „Da erwach' ich nun," sagte der Dichter nachdenklich lächelnd, „frühmorgens als ein berühmter Mann, kann für die Hymnen meiner Gönner nicht einmal das Porto bezahlen, und meine halbgewachsenen Lorbeern hat mir der vermaledeite Frankfurter Preßbengel schon für seine Küche gestohlen! Doch halt, es hat Alles seinen Nutzen, ich habe eben noch bemerkt, daß er mich auf solideres Papier gedruckt hat, als ich zu *meiner* Edition aufzuwenden vermochte; das kann ich nun zu dieser Bearbeitung brauchen. Wohlan, ‚dem Manne kann geholfen werden!'"

Er sprang eilends aus dem Bette, suchte ein Exemplar des Nachdrucks auf dem Boden zusammen und ging gleich daran, Dalberg's Vorschläge zu vergleichen, wobei ihn bald diese, bald die reichlichen Druckfehler des größten unter allen Druckfehlern, des Nachdrucks, gewaltig in Harnisch jagten.

22.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist Alles, was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh —
Ach, wie kamst du nur dazu!
Goethe.

Auch unser Freund hatte in der gleichen Nacht eine Vision, obwohl von anderer Art. Denn als er auf dem Wege nach seiner Wohnung am alten Schlosse vorüber kam, sah er einen Wagen, von ermüdeten Pferden gezogen, langsam auf dasselbe zufahren. Er begegnete ihm ganz in der

Nähe, und eine weibliche Gestalt beugte sich etwas heraus. Der Schein einer Laterne fiel auf sie und zeigte ihm ein Gesicht von so wunderbarem Ausdruck, daß er in ein Märchen hineinzusehen glaubte; zwei frische, prächtige Augen funkelten ihn fragend an. Es war wie ein Blitz, dem Lichtschimmer folgte ein Schatten und nahm die Erscheinung hinweg. Der Wagen fuhr in's Schloß.

„Ein doppelter Lichtblick!“ sagte Heinrich, der auf dem Platze stehen blieb und in das dunkle Portal des Schlosses hineinstarrte. Er wäre noch lang so gestanden, aber auf der Stiftskirche nebenan schlug es zwölf Uhr, und das silberne Glöckchen erinnerte ihn, seine Gedanken aus der Irre zusammenzurufen und heimzubringen.

Den andern Tag wurde er zu der hohen Protectorin der Ecole des Demoiselles berufen. Er traf im Vorzimmer mit dem alten Balthasar Haug zusammen, und Beide wurden zu gleicher Zeit eingelassen, um dem neuesten Mitgliede des Instituts, einem jungen Fräulein, vorgestellt zu werden, welches der ältere Lehrer in der Religion und Moral, der jüngere in der Geschichte und Geographie unterrichten sollte. Heinrich konnte ein elektrisches Zucken und eine aufsteigende Röthe nicht bemeistern, als er die Erscheinung von gestern Nacht erblickte; auch über das Gesicht des Fräuleins schien ein Blitz des Erkennens zu fliegen. Hätte nicht in diesem verhängnißvollen Augenblick der greise College zu einem schicklichen Sermon den Mund geöffnet, er würde seine Fassung gänzlich verloren haben. Nun gewann er Zeit, sich zusammenzunehmen und mit verstohlenen Blicken sich der Wirklichkeit dieses Tagtraumes zu versichern. Denn traumhaft war die Erscheinung noch immer: eine Gestalt, zum Zerbrechen schlank; ein Gesicht von seltsamer, regelloser Schönheit, das eine Fülle kastanienbrauner Locken neckisch umflog; und unter der weißen Stirne zwei kohlschwarze Augen, die wildfremd in die Welt hineinsahen, Räthsel aufgaben und oft plötzlich mit einem unsagbar innigen Blick um ihre Lösung zu flehen schienen. Aus einer feinen Andeutung Francisca's konnte man schließen, daß die fürstlichen Manieren der jungen

Dame mehr der Natur als der Erziehung zuzuschreiben wären. Heinrich war wie gefesselt, und doch wurde es ihm wohl, als die Audienz zu Ende ging; niemals hatte er eine so seltsame Spannung in seinem Innern wahrgenommen. Auch der alte Balthasar schien das Fremdartige der Erscheinung empfunden zu haben; denn er machte im Fortgehen die gelehrte Bemerkung: es sei ihm so wunderlich zu Muth, als ob er eine von den egyptischen Sphinxen gesehen hätte, und die erlauchte Beschützerin habe daher wohl mit Recht zu verstehen gegeben, daß das Fräulein von einem alten Geschlechte sei.

Von nun an ging unserem Helden ein neues Leben auf, und er fragte sich bald, ob denn wirklich wieder ein Lenz für ihn anzubrechen beginne. Das Verhältniß zwischen einem jugendlichen Lehrer und einer jungen Schülerin hat seines Gleichen nicht, und noch sind wenige ihrem Schicksal entgangen, das ihnen gebot, die Herrschaft in die Hände des anfangs so ehrfurchtsvollen und gehorsamen, zuletzt aber siegreichen und gebietenden Zöglings zu legen. Fräulein Laura — so wurde sie genannt — war sehr bevorzugt und empfing den Unterricht meist unabhängig von den übrigen Töchtern der Ecole, nur in Gegenwart der Gräfin von Hohenheim. War nun die Aufsicht dieser gefürsteten Frau zwar geeignet, eine gewisse Entfernung zu unterhalten, so hatte dagegen ihre Güte, ihr Wohlwollen eine Sonnenwirkung auf das Gemüth, welche mancherlei schüchterne Blumen und Pflanzen daselbst hervorkeimen machte. Francisca stand nicht nur als ein schützender Wetterableiter zwischen ihrem raschen Gemahl und den Menschen; sie wußte auch persönlich ihren Umgebungen auf's Freundlichste und Liebevollste zu begegnen, und so hatte es in mancher guten Stunde das Aussehen, als ob Mutter und Tochter mit einem begünstigten Freunde zusammensäßen, dem vielleicht noch größere Rechte bevorstehen sollten. Und wie im Leben oft unbeachtete Umstände folgenreich werden, so kam eben um diese Zeit eine drückende, nie erlebte Sommerhitze hinzu, welche die vortreffliche Dame mitunter etwas in Schlummer versenkte, und das Fräulein ver=

fehlte niemals, einen solchen Augenblick zu einer plötzlichen Kreuz- und Querfrage zu benutzen, wodurch die Gedanken des bedrängten Lehrers noch mehr in Verwirrung kamen. Des Lehrplans hatte sie sich schon nach den ersten Stunden bemächtigt, denn ihrer eigenthümlichen, beweglichen Anschauungsweise war nicht zu widerstehen. Sie fand die Geographie langweilig, und der junge Instructor, der dieses Fach selbst in der Geschwindigkeit sich aneignen mußte, um es wieder mitzutheilen, mochte in der Stille derselben Meinung sein. Nun hatte sie eines Tages eine Gemäldesammlung beschaut und rief ihm, als er zur gewohnten Stunde kam, schon von Weitem mit all' ihrer Lebhaftigkeit entgegen, sie sei so glücklich gewesen, eine neue Methode zu erfinden! Man müsse die Geographie als ein interessantes landschaftliches Gemälde behandeln und darauf die Geschichte als Staffage erscheinen lassen! Sie wußte ihm dies so anmuthig vorzusagen, daß er überrascht und hingerissen in den Gedanken einging. Als dieser aber zur Ausführung kommen sollte, fand er seine Kenntnisse sowohl als seine Hilfsmittel so unzulänglich, daß er in große Verlegenheit gerieth. Das Fräulein kehrte sich nicht daran: mit Witz und Phantasie wußte sie sich die trockenen Fachwissenschaften mundgerecht zu machen, und so pfuschten sie sich manche artige Unterhaltung zusammen. Der Herzog, der gelegentlich examinirte, schien sehr zufrieden, aber der eigentliche Unterricht war zerstört, und unser Freund hatte seine liebe Noth mit der selbstherrlichen Schülerin. Da der landschaftliche Boden häufig unter ihm wankte, so mußte er sich's gefallen lassen, wenn sein schöner Zögling ihn gelegentlich auf ein anderes Terrain führte, nämlich auf das des reinen Plauderns. So benützte sie namentlich jene Schlummerpausen zu Einfällen, blitzartig und wunderseltsam, wie ihr ganzes Wesen. Sie war auf einem einsamen Waldschloß aufgewachsen, was sie oft plötzlich, irgend einen andern Gegenstand unterbrechend, mit einem hingeworfenen Wort berühren konnte, und das Gerücht nannte sie die Tochter eines Hauses, dessen Andenken der Herzog ehren wollte.

So war die Gefahr beschaffen, welche dem Herzen unseres Freundes drohte. Dieses Herz bebte noch von den leisen Nachwehen einer verletzten Neigung und stand auf jener empfindlichen Stufe des Genesens, welche die Dichter als die gefährlichste schildern. Zuerst gab das Ungewöhnliche, das Unerhörte der neuen Erscheinung einen Reiz, und so gerieth er von einer Fessel in die andere. Nicht die geringste dieser Anziehungskräfte lag in einer gewissen süßen Heimlichkeit, die ihn mit ihr verband: denn wenn sie auch, bei aller Rücksicht auf das Schickliche, der strengen Hofetikette manches für ihre mütterliche Freundin erschreckende Schnippchen schlug und überhaupt des Heuchelns unfähig war, so ließ sie doch ihre unbeschreiblich entzückende Natürlichkeit und die phantastische Freiheit ihres beweglichen Geistes nur in jenen vertrauten Augenblicken vor dem Lehrer ganz schrankenlos walten, wodurch sie ihn in eine Art stiller Verschwörung verstrickte und nach und nach unvermerkt gefangen nahm. Daß Fräulein Laura hierin, so einzig sie auch sonst sein mochte, den Gesetzen der weiblichen Natur gefolgt sei, läßt sich leicht erachten; hatte ja doch schon die erste Begegnung jenen eigenthümlichen Blick entladen, mit welchem sie zu fragen und heranzurufen verstand. Am kürzesten ist sein Schicksal ausgesprochen in den Worten: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin.“

Daß er aber darum, wie die Ballade schließt, nicht mehr gesehen worden wäre, folgt nicht daraus: vielmehr war er um diese Zeit sichtbarer als je. Er fühlte, daß er etwas geheim zu halten habe, und so verbarg er sein Geheimniß unter der lautesten Fröhlichkeit im Kreise der jungen Gesellen. Dies gelang ihm um so leichter, da Schiller für den Augenblick die Zielscheibe der Witze war, welche durch seine Lauralieder in vertrauter Gesellschaft hervorgelockt wurden. Der Dichter selbst war offenherzig genug, es nicht gerade zu bestreiten, daß hier eine unzulängliche Wirklichkeit zum Ideal habe herhalten müssen, und Heinrich, der das magere Frauchen, mit etwas Seele in den wasserblauen Augen, mehrmals gesehen hatte, stimmte lustig in die Neckereien ein, obgleich er

den Namen nie ohne eine gewisse Bangigkeit über die Lippen bringen konnte.

Die Räuber hatten auch bei Hofe Aufsehen gemacht, obwohl nicht zu Gunsten des Dichters. Französische Schriften, worin der Zustand der Gesellschaft in Frage gestellt war, wurden, wenn auch mit einiger äußerlichen Apprehension, doch im Stillen gern gelesen; die neueren deutschen Erzeugnisse aber, welche den Boden der Gesellschaft ganz verließen, waren zu fremdartig, um ein Verständniß oder gar einen Beifall in Anspruch nehmen zu können. Doch hatte Franciska, die im Bücherkaufen nicht verschwenderisch war, sich von Heinrich die wilde Tragödie zum Lesen geben lassen, und seit dieser Zeit begann das Fräulein sich mit einiger Lebhaftigkeit nach dem Dichter zu erkundigen.

Er hatte schon mehrmals versprochen, ihr den außerordentlichen Jüngling bei einer der Paraden auf dem Schloßplatze zu zeigen, und eines Tages, als die erlauchte Duenna eben schnell zum Herzog berufen worden war, zog sie ihn an's Fenster und fragte: „Sind das nicht Augé's Grenadiere?"

Die Parade begann so eben. Heinrich, mit Farben und Waffengattungen nicht sonderlich vertraut, sah sich nach bekannten Gestalten um und entdeckte bald den dithyrambischen Arzt. Der Regimentsmedicus stand in diesem Augenblick den beiden Zuschauern gegenüber fast in der Mitte des Platzes, mit etwas gesenktem Haupte, den Befehl erwartend, der ihn zur Abstattung des Rapports berief.

„O ja," antwortete Heinrich, „denn dort steht Freund Schiller."

„Wie? welcher? wo?"

Er zeigte hin. Sie betrachtete den Dichter eine Weile und brach dann in ein lautes Gelächter aus. „Was? dieser Storch?" rief sie. „Steht er nicht da, gespreizt, als ob er just einen Familiensegen zu bescheren hätte? — Jetzt, jetzt! Sehen Sie, wie er mit dem Zopfe rudert! — Und die beiden unförmlichen Walzen mit den schwarzbeklexten Camaschen drüber! Pfui! Das ist der Dichter der Räuber?"

Die Freundschaft war in diesem Augenblick nicht die

oberste unter den Mächten, die das Herz des jungen Lehrers besaßen; denn sonst wäre er der muthwilligen Spötterin gram geworden. Doch lachte er nicht mit, sondern erwiderte ernsthaft: „Wer ihn näher kennt, sieht über diese Außendinge hinweg. Aber wenn Sie das nicht können, so erblicken Sie wenigstens darin den Jammer unserer Tage! Was in dieser unangemessenen Hülle steckt, das ist ein herrliches Werden: das andere ist nur eine Satire auf unsere Zeit."

„In der That, eine gute Vertheidigung!" sagte sie, noch immer lachend. „Wissen Sie auch, was mir am besten an ihm gefällt? Daß er seine Heldin unter die Räuber gehen läßt. Das ist ein Gedanke, der die Hofdamen zur Verzweiflung bringt."

„Es ist auch etwas stark für eine von Edelreich. Sie werden doch nicht den Geschmack haben, mein gnädiges Fräulein, so weit von der Höhe Ihres Standes herabsteigen zu wollen?"

„Stand! Rang!" rief sie. „Das Weib hat keinen Stand, oder vielmehr sie haben alle nur Einen. Wissen Sie wohl, daß ich Anfangs Alles, was man von Unterschieden, Mesalliancen und dergleichen sprechen hört, für thörichte Ammenfaselei hielt, bis mich mein Eintritt in die Welt belehrte, daß es bittere Wahrheit ist?"

Bei diesem unumwundenen Glaubensbekenntniß ging in Heinrichs Herzen eine Hoffnung auf, wie ein helles Meteor. Wie ward ihm aber, als das Fräulein lachend fortfuhr: „Und wissen Sie auch, daß ich schon eine Amour mit einem Zigeuner gehabt habe?"

Er stutzte, aber es fiel ihm bei, daß es ihre Gewohnheit war, den Leuten mit Märchen und Flunkereien in die Quere zu kommen und sie zu verblüffen. Daher versetzte er gleichfalls lachend: „Doch wohl nur im Traume?"

„Versteht sich, daß es ein Traum war!" antwortete sie, indem sie ihn bedeutend ansah. „Es wird nächstens an der Zeit sein, die Augen zu schließen und den alten Traum fortzusetzen."

„Also, gute Nacht, meine Gnädigste!"

„Nein!“ rief sie, plötzlich ausbrechend, „nein, mein Freund, Sie können sich nicht vorstellen, wie ich mich ennuyire! Dieses Ceremoniell! Diese abgeschmackten Fratzen! Wozu denn? Wenn ich doch nur wüßte wozu? Er hat doch Witz und Geist! Warum hat er sich denn so ein steifes Leben zugerichtet? O, daß ich hexen könnte! Ich möchte mich in einen Vogel verwandeln, und wenn ich mich unter der Hefe des Pöbels, wenn ich mich Zeitlebens unter den Sperlingen umhertreiben müßte!“

„Da möcht' ich noch eher rathen, das Genre der Bachstelze zu ergreifen,“ sagte Heinrich unwillkürlich.

„Keine schlechten Witze! Ich bin wirklich unglücklich, ich bin sehr unglücklich. Ihr seid noch der einzige Mensch hier — ach geht, und Ihr seid auch nur ein halber!“

Sie hatte ihn heftig am Arm gefaßt und dann wieder weggestoßen. Jetzt trat sie zu ihm und sagte mit dem zärtlichsten Tone: „Kommt, wir wollen das Räuberhandwerk ergreifen! In die böhmischen Wälder! Oder lieber auf den Schwarzwald, wo's noch lustiger ist! La bourse ou la vie!«

Sie hatte sich an ihn angelehnt und sah schelmisch an ihm empor. Indem sie sich rückwärts beugte, öffnete sich das ausgeschnittene Kleid über der Brust und ließ ihn in einen blendenden Himmel schauen, so daß er vor Ueberraschung fast die Augen schloß. Es war ein Augenblick. Er hatte ihre Hand ergriffen. »Ma vie!« rief er und drückte einen feurigen Kuß darauf.

Sie konnte ihm kaum noch die Hand entreißen, als die Gräfin von Hohenheim wieder in's Zimmer trat. Francisca schien zerstreut und hatte nichts bemerkt. Die Stunde schlug; der Lehrer wurde von den Damen gnädig entlassen.

Es war ihm, als ob tausend Raketen um ihn zischten, und in verworrenen Gedanken ging er aus dem Schlosse.

———

23.

Sie war ein wildes keckes Blut,
Als soll's ein Knabe werden.
J. G. Fischer.

Und unter verworrenen Gedanken verging ihm der Sommer und ein großer Theil des Winters, der zu Anfang des Februar mit einem kurzen Schnee und einigen Regengüssen Abschied nehmen zu wollen schien.

Der Geburtstag des Herzogs war diesmal feierlicher als gewöhnlich begangen worden, und noch immer wiegte sich der Hof in mancherlei Freuden der Nachfeier. Die gelinde Jahreszeit gestattete schon Lustbarkeiten im Freien, aber auch Abends im geschlossenen Saal entzündete sich der bunte Glanz, und unter der Maske wagte sich das Leben mit seinem Haß und seiner Liebe freier zu bewegen. So war auf den nächsten Abend eine Redoute angesagt, zu welcher außer dem Hofe nur wenige Glückliche den Zutritt haben sollten. Heinrich war nicht unter diesen, und doch hatte er tausend Gründe, die es ihm unmöglich machen wollten, wegzubleiben. Durch die Festlichkeiten war der Unterricht bei dem Fräulein seit geraumer Zeit unterbrochen worden, und es schien ihm, so wenig er die Schuld davon trug, als hätte er seine Pflichten verletzt. Er wußte, sie war unzufrieden, und diese Krankheit wuchs immer mehr, so daß sie selbst ihn zuletzt mit fühlbarer Gleichgültigkeit behandelt hatte: wie konnte er nun die Aufgabe abweisen, die ihm von der Freundschaft, vom Gewissen, und wie diese zarten Behörden alle heißen mögen, gestellt wurde! Er mußte sich von ihrem Zustand überzeugen, er mußte sehen, ob sie eines Trostes bedürftig sei. So treffen wir ihn denn auf einem Gange, den er nicht unter der Eingebung der Weisheit Salomonis angetreten hat.

An geheimen Mitteln und Wegen fehlte es nicht, um auch ungeladen zu dem Feste zu kommen, wo er gewiß war, mit ihr zusammenzutreffen. Vorsichtig hatte er sich zwei

Maskenanzüge verschafft, um sich mit deren Hilfe aus jeder Verlegenheit zu ziehen. Schon war er als Zitherschläger gekleidet: als solcher wollte er vor sie treten, wenn er erst die nöthige Kunde und Sicherheit erlangt haben würde. Er warf eine braune Mönchskutte über die malerische Tracht und eilte fort, da seine Uhr ihm sagte, daß die glänzenden Räume nunmehr gefüllt sein würden.

In einem spärlich beleuchteten Gange, wo man die Musik leis und fern vernahm, stieß er auf zwei Zigeunermasken, deren Aussehen und Haltung ihm täuschend gelungen schien. Sie mochten auch ihr Geheimniß haben, denn als er sich ihnen näherte, hörte er die eine zur andern sagen: „Pass' ja recht auf, Duly, und entferne dich keinen Augenblick von hier."

„Wohl, wohl!" entgegnete die andere Maske.

Heinrich drückte sich an ihnen vorüber. Der fremdartige Name war ihm aufgefallen, aber er hatte keine Zeit zum Grübeln, denn schon war das Pförtchen erreicht, das ihn einlassen sollte. Er öffnete sachte und begünstigt von dem blendenden Schein der Kronleuchter war er unbemerkt in den Saal getreten. Die Aufmerksamkeit der bunten Versammlung war nach einer andern Seite gerichtet, wo ein hoher Venetianer, den Hut mit blitzenden Steinen geziert, einhergeschritten kam. Alles wich ihm aus, und Heinrich, sein Terrain übersehend, schlug sich zu einer Gruppe, wo er ihm vorerst weit genug aus den Augen war. Um seine Befangenheit zu überwinden, ging er dreist auf einen untersetzten Sarazenen zu und bot ihm den frommen Gruß, der im Charakter seiner eigenen Maske lag.

Der Heide wandte sich erschrocken um und machte mehrere Verbeugungen. „'Fehl' mich ganz gehorsamst!" stotterte er endlich verlegen heraus.

„Mich auch!" erwiderte Heinrich laut lachend. Er glaubte an der Stimme einen alten Kanzleiherrn erkannt zu haben, mit dem er schon sonst wo zusammengetroffen war.

Der komische Auftritt hatte ihm Muth gemacht. Er

fühlte seine Gestalt unter dem Umfang der doppelten Kleidung hinlänglich versteckt, und viel zu lebhaft für einen Kapuziner begann er sich im Saal umherzutreiben. Er suchte, fand aber nirgends. Unter keiner dieser prachtvollen, stummen Masken, die mit ruhiger Haltung an einander vorüberwandelten, höchstens einige Worte flüsterten und dann weiter gingen, konnte er Sie vermuthen. War sie nicht da? Nein, denn gewiß hätte sie in dieses Hadesleben Aufregung und bunte Mannigfaltigkeit gebracht. Er bereute, sich hier unnützer Weise in Gefahr begeben zu haben.

Da fühlte er sich leicht angestreift. Ein wunderschlanker Zigeunerknabe, an dessen Schmuck ein Juwelier seinen Vorrath erschöpft zu haben schien, war neben ihn getreten und zwei muthwillig funkelnde Augen bohrten ihm durch seine Doppelmaske hindurch. „Gelobt sei Jesus Christ!" sagte eine holde Stimme, vergebens bemüht, einen jugendlichen Baß zu erzwingen.

„In Ewigkeit!" erwiderte Heinrich, den beim Klange dieses Grußes ein freudiges Zittern befiel.

„Ihr habt Euch verirrt, mein frommer Vater," fuhr der Knabe fort. „Was hat Euer Fuß zu suchen auf diesem Schauplatz der bunten Narrheit?"

„Und ist es nicht passend," antwortete er, „der Fröhlichkeit den Ernst und dem bunten Schimmer jenes Grau vorzuhalten, das, wie man meint, die Grundfarbe des täuschenden Regenbogens ist?"

„Gut gesagt, mein Vater. Aber wenn es, wie ich schon gehört habe, Menschen gibt, welche die Sprache dazu erschaffen glauben, um die Gedanken und den Charakter zu verbergen, so seid Ihr der völligste Gegenfüßler von diesen, und wenn Ihr Euren Stil nicht besser zu verstellen und Euren Kopf nicht gelenkiger zu halten vermögt, so fürchte ich, Ihr werdet nichts als ein lebendig wandelnder Steckbrief sein."

Er nahm schnell eine gebeugtere Haltung an. „Du redest die Wahrheit, mein Sohn," sagte er, „empfange dafür meinen Segen."

„Dank, heiliger Vater. Also Ihr seid gekommen, uns von unserer unheiligen Thorheit zu bekehren? Soll ich Stille ausrufen, damit Alles Eurer Predigt lauschen möge?"

„Nein, nein! Ich bin zufrieden, Eine Seele gefunden zu haben, der ich meinen Zuspruch und die Tröstungen anbiete, die mein theilnehmendes Herz zu geben vermag."

„Diese Seele ist Euch sehr verbunden. Wie aber, wenn ich Euch vertraue, daß sie bereits — ich will nicht sagen getröstet, aber bekehrt ist? Daß sie mit Nächstem gerettet sein wird aus dieser argen, schlimmen Welt?"

„Ich verstehe dich nicht, meine — mein Sohn! Du redest, als ob diese Seele in ein Kloster gehen wollte."

„Und wenn es so wäre? Ich weiß ein Kloster mit viel tausend hohen Säulen, eine blaue Wölbung spannt sich drüber her, und seine Bauart hat ihres Gleichen nicht. Gar schöne Musik ist darin zu hören, und eine Riesenorgel füllt den weiten Bau mit ihrem Athem aus."

„Du redest in Räthseln, mein Sohn. Gott erleuchte dich — oder mich!"

„Das wird er, mein Vater, beides zu seiner Zeit. Für jetzt aber ein leises Wort, neigt Euch tiefer, tiefer: Schweigen und — Nachfolgen! Ja, mein frommer Vater, ein solcher Beichtiger wie Ihr wird dort willkommen sein. Wollt Ihr folgen, wann es an der Zeit ist? Wollt Ihr?"

„Ich will!" rief er, ergriffen von dem innigen Ton der Stimme, obgleich er kein Wort von Allem verstand. Der anmuthige Knabe legte sich seine Hand auf's Haupt, wie zum Segen, und huschte davon.

„Was dieser Geist immerwährend wundersame Blasen aufwirft!" sagte er, der zierlichen Gestalt nachsehend, wie sie durch die Reihen dahinschlüpfte. Er konnte sich's nicht versagen, ihr von Weitem zu folgen; noch einen Blick, vielleicht noch ein Wort, dann hatte er ja seinen Wunsch erreicht und konnte gehen. Was sie nur gemeint haben mochte? Doch er war ja ihre phantastischen Reden gewohnt.

Da sah er sie auf einmal mit einem Zigeuner im Gespräch und glaubte dieselbe Maske zu erkennen, die ihm im

Corridor begegnet war. Das Gespräch schien lebhaft geführt zu werden, der Zigeuner hatte eine Stellung angenommen, als ob er Befehle empfinge. Heinrich konnte die Augen nicht abwenden, unwillkürlich näherte er sich ihnen, und ein eifersüchtiges Gefühl hatte ihn beschlichen. In diesem Augenblick wurde er hart am Arm gefaßt, und wie er sich umwandte, vermochte er kaum einen Ausruf der Bestürzung zu unterdrücken, denn er sah niemand Geringeres als den leibhaftigen Satanas. Der höllische Fürst war so vollständig costümirt, wie ihn nur der alte Köhlerglaube erdacht und dargestellt hat, und seine Larve so ausdrucksvoll gemalt, daß gleich der erste Anblick den Verdacht erwecken mußte, diese Erscheinung sei nicht aus den Kreisen des Hofes, sondern möge wohl eher eine Ausgeburt der Akademie oder ihrer kaum flügge gewordenen Kinder sein.

Satan schwang seinen Schürhaken wie ein Scepter über die Versammlung und sagte mit einer tiefen gequetschten Stimme: „Willkommen, ehrwürdiger Pater, in meinem Territorio! Du hast mir allein noch gefehlt, nun ist meine Freude vollkommen. Sind wir ja doch von jeher natürliche Verbündete gewesen! Wenn dieser euer Menschenocean von Grund aus umgerührt werden soll, so werden wir beide wohl die unentbehrlichsten Werkzeuge sein. Ich für meine Person bin nie verlegen, wie ich den alten Sauerteig anbringen muß, und du, in welche Jacken und Uniformen sich auch die Geister der Sterblichen stecken mögen, du weißt deine Tracht zu accommodiren und tauchst allzeit wieder empor, thronend mit der finstern händelsüchtigen Prophetenmiene oder mit dem lächelnden Vollmondsgesicht! Sei mir gesegnet, du besondrer Liebling meiner guten Großmutter! Komm, wollen eine Runde machen und unsre Leutchen mustern. Das Hofgelichter ist meine tractabelste Waare, da treib' ich nun so zu meinem Privatvergnügen einen Trödelkram mit abgetragenen Kleidern, in die man Alles hineinstecken kann, nur nichts Capitales."

Er faßte ihn traulich unter dem Arm und schleppte ihn mitten durch das Maskengewühl. Das Gemurmel über die auffallende Erscheinung wich dem allgemeinen Gelächter, als

man sah, wie der corpulente Kapuziner sich aus Leibeskräften sträubte, seine Brüderschaft mit dem verschrieenen Gesellen öffentlich zu declariren.

„Laß dich's nicht anfechten, Ehrwürdigster!" sagte Satan zu ihm, „laß dich's nicht verdrießen, daß sie dich so unanständig verlachen. Im Gegentheil, nur recht viel Hohn, nur recht viel Märtyrerthum! Da liegt der größte Gewinn für den, der seinen Vortheil versteht. Das Verspottete, Abgeschmackte übt eine geheime Anziehungskraft —"

Er wollte weiter reden, als die Menge sich theilte und der venetianische Nobile mit Einem Mal vor ihnen stand. Erschrocken riß sich der Kapuziner los, sein schwarzer Gefährte aber, von einem diabolischen Gedanken durchzuckt, ging frech auf den Venetianer zu, indem er sich anstellte, als ob er ihn mit dem Schürhaken fassen wollte. Ein Schrei des Zorns entfuhr der Maske, und Satan, den Schürhaken dahinten lassend, begab sich eiligst auf die Flucht. Ein allgemeiner Aufruhr entstand im Saale. „Greift ihn!" riefen viele Stimmen, und von allen Seiten begann die Verfolgung gegen den wunderlichen Sohn des Chaos. Heinrich sah es noch, wie er den Ausgang gewann und wie ihm von der zuschlagenden Thüre der Schweif abgekippt wurde, aus welchem eine Menge Sand auf den Boden rollte. Er sah, wie die beiden Reliquien des bösen Geistes von dienstfertigen Masken aufgehoben und herbeigetragen wurden, und vernahm ganz in seiner Nähe den lauten Vorschlag, die Thüren zu schließen und sämmtliche Anwesende sich demaskiren zu lassen. Da schien es ihm nicht mehr geheuer zu sein, zumal er selbst eine Rolle in diesem Drama mitgespielt hatte. An dem Pförtchen wagte er es noch einmal, seine Blicke durch den Saal schweifen zu lassen; er sah den Zigeunerknaben nicht mehr, und mit einer bittern Verwünschung gegen den dummen Teufel, der ihn um diesen Abend gebracht, schlüpfte er fort.

Laura's Fenster waren noch nicht erleuchtet; sie mußte noch auf der Redoute sein. Er kämpfte mit sich, ob er nicht noch einmal als Zitherspieler hinschleichen sollte; aber er wollte die Gefahr nicht allzu verwegen herausfordern und ging

endlich zögernd nach Hause, um den schattenhaften Traum wachend und schlafend fortzusetzen. Der Schlaf wollte jedoch nicht lang bei ihm verweilen; seine Gedanken quälten ihn unablässig, und er erhob sich früh am Morgen, die holde Sonne begrüßend, die ihn wieder wie einst mit Hoffnung und Lebenslust erfüllte. Sein Herz trieb ihn hinaus in die schöne Morgengegend; ein Feiertag war angebrochen, und er beschloß, ihn nicht auf seinem Zimmer zu verseufzen.

24.

— Wollen wir uns lustig machen?
— So lustig, wie Heimchen, mein Junge. —
— Ich bin jetzt zu allen Humoren aufgelegt, die sich seit den alten Tagen des Biedermanns Adam bis zu dem unmündigen Alter der gegenwärtigen Mitternacht als Humore gezeigt haben.

Shakespeare, Heinrich der Vierte.

In Ermanglung eines wilden Schweinskopfes frequentirten unsre jungen großen Geister den „Ochsen", ein beliebtes Gasthaus in der Hauptstätter Straße.

Schiller traf dort gewöhnlich mit Petersen zusammen, Lieutenant Kapff, sein ehemaliger Stubenbursche, kam oft spät am Abend aus andrer Gesellschaft, Roller ließ sich dann und wann bei ihnen sehen, auch die übrigen Bekannten gingen aus und ein. Man trank einen guten Rothen und aß einen „Schunken" oder rauchte eine von der Wirthschaft gelieferte Pfeife dazu, laut einer Rechnung des Ochsenwirths Brodhag, „Nota über Herrn D. Schiller und Herrn Bibliotarius Petersin," welche mit der monatlichen Besoldung, die der Titanensohn von seinem durchlauchtigsten Beschützer als Regimentsmedicus bezog, in einem wehmüthigen Contraste steht.

Heinrich kam, nachdem er auf einem benachbarten Dorfe noch einige Stunden geschlafen und dann in der milden Sonne den ganzen schönen blauen Tag umhergeschwärmt hatte, die Weinsteige herab. Mit dem Winter schien's ganz vorüber zu sein, und der Feiertag, der auch ihn von seiner Kette losgespannt hatte, lockte eine Menge Spaziergänger nach vollendetem Abendgottesdienst zwischen der langen Reihe noch kahler Gärten in's Freie. Sie strebten hinaus, er strebte schon wieder zurück. Die rastlose Leidenschaft trieb ihn dem Schlosse zu, ob er vielleicht das Wehen eines Schleiers, ob er einen Blick erhaschen könnte. Diesmal aber war es anders beschlossen. Denn als er durch das Hauptstätter Thor gekommen war und am Ochsen einen zufälligen Blick hinaufgleiten ließ, glaubte er hinter einem Fenster etwas wie die Strahlen der Abendröthe wahrzunehmen. Er sah noch einmal genauer hin und sprang hinauf. Errathen! Schiller saß in der gewohnten Ecke, gedankenvoll in das leere Glas starrend. Er reichte dem Freunde schweigend die Hand.

„Was hast du? Wie geht's dir?" fragte dieser, indem er sich an seine Seite setzte, „die Räuber sind ja aufgeführt, und du warst heimlich in Mannheim? Ich habe dich eine ganze Ewigkeit nicht gesehen."

„Es ging vortrefflich," sagte Schiller, „aber laß dir's lieber von Andern erzählen. Es liegt hinter mir, und was vor mir liegt —"

„Nun?"

„Höre, was auch Kästner sagen mag, daß es keinen leeren Raum gebe, das Menschenleben kommt mir doch oft wie ein Vacuum vor. Was ist das für ein Treiben! Ich möchte mich flüchten und weiß nicht wohin. Ja, aus Schwaben nach Deutschland! Wüßt' ich nur, wo das liegt! Aber auch gegen Mannheim steigen mir Zweifel auf."

„Wenn du so sprichst," versetzte Roller, „so muß es in deinen Arbeiten stocken. Was treibst du denn? Ist der Fiesco bald fertig?"

„Fast noch immer der rohe Stoff!" erwiderte Schiller tonlos, „das Ding sieht aus wie das ewige Chaos."

„Nun, siehst du? Aus dem ist ja auch mit der Zeit etwas geworden."

„Ja, aber unter andern Händen. Mir ist's zu Muth, als ob ich gar nichts mehr herausbringen würde. Ich hab' ein Gefühl, als ob ich fertig wäre."

Heinrich lachte. „Nein!" rief er, „um auf den Lorbeern einzuschlafen, dazu ist's noch zu früh am Tage. Diese Stimmung geht vorüber; sie ist Qual für die Seele, aber Wohlthat für den Geist. Laß ihn nur brach liegen, er fängt von selbst wieder zu tragen an."

„Unter diesen Umständen schwerlich," versetzte der Dichter. „Mein Leben, meine Stellung, Alles ist verfehlt. Ich bin im Begriff, langsam in den Sumpf zu sinken, wenn ich mich nicht mit einem kecken Sprung herausreiße. Oft komm' ich mir vor, wie Catilina gottseligen Angedenkens, nur daß ich mir auf eine bessere Art helfen möchte."

„Du laborirst an einer poetischen Entwicklungskrankheit," sagte Heinrich, „das ist Alles. Laß sie ruhig auskochen, du hast ja inzwischen Diversion genug. Laß das Dichten eine Zeit lang und wirf dich mit um so größerer Wuth auf deine Grenadiere. Das ist das Gute, was ein Beruf hat, daß man nie leer mahlen kann."

„Auch daran fang' ich stark zu zweifeln an," erwiderte der Dichter. „Es kommt mir nicht ehrenhaft vor, einen Beruf, an welchem das Vertrauen des Staats, ja, das Leben von Menschen hängt, nur so nebenher zu treiben. Das Schlimmste aber — (was unter uns bleibt) — ist das, daß ich nicht dazu geboren bin, es gelingt mir nichts, und wenn man mich heute wegwirft, so kann ich's nicht verargen. Es ist eben der Fehler, daß man zu seinem Berufe kommt wie der Blinde zur Ohrfeige."

„Aber zu was hättest du sonst getaugt?"

„Das ist schwer zu sagen," sprach der Dichter. „Ich sehne mich auch nicht mehr nach den Fachstudien, die ich verlassen mußte. Ueberhaupt kann meines Erachtens ein Mensch nur Einen Beruf haben, und den meinigen glaub' ich mit den Räubern bewiesen zu haben. Freilich scheint er nicht

facultäts- und brodfähig zu sein. Aber das bin ich fest überzeugt, wer sein Tagewerk pflichtmäßig abspinnt und medicastrirt oder Parteien verhört oder docirt und zwischen hinein eben so gleichmüthig wieder Verse macht, der ist kein ächter, kein berufsmäßiger Dichter, seine Liebhaberei will ich ihm übrigens nicht verwehren."

Er hatte in aller Unschuld einem Dilettantenherzen eine Wunde geschlagen; denn nichts verzeiht man schwerer, als wenn ein Poet, welchen man doch mit Herausforderungen auch nicht verschont, sich gelegentlich einmal in die Brust wirft. Er sah dem Freunde die Verstimmung, die dieser nicht verbergen konnte, in den Augen an und fügte hinzu: „Dagegen ist auch kein Menschenkind so übel dran als ein Dichter in den Stunden, wo er von seinem Genius verlassen ist. Die Andern sind doch noch immer alles Mögliche, er aber ist dann gar nichts. Und solche Seufzer einer leeren Brust sind die Wiegenlieder des Fiesco. — Ueberhaupt," rief er, plötzlich abspringend, „es ist ein unaussprechlich armseliges Leben hier! Ich wollte mich gar nicht sträuben, wieder in die Akademie zurückzukehren; wie ganz anders hab' ich mir dort die Welt vorgestellt! Und vollends die Weiber! Ich möchte nur wissen, ob sie anderswo auch so wären. Höre, wir sind unter uns, und ich will dir frei bekennen, daß ich alle Ansprüche auf Dichterruhm mit Freuden einem rechten Mädchen opfern wollte, und ich glaube, es geht jedem braven Jungen so. Freilich müßte sie darnach sein. Aber es ist was gar zu Armseliges um die Weiber, wie sie jetzt sind! Die einen blos sinnlich, die andern blos moralisch. Die Liebe fordert in beiderlei Hinsicht einen gewissen Heroismus, und der geht allen ab. Es ist mir, als wäre eine alte heilige Religion verloren gegangen. — Dieses Schwaben!" fuhr er fort, „wie haben die Minnesänger seine Frauen gepriesen! War es Lüge und poetische Fabel, oder hat sich das so ganz geändert? Höre, ich will mir eine Phantasiegeliebte erfinden, aber keine idealisirte Laura, sondern ein Geschöpf mit allen Eigenschaften der Wirklichkeit. Ich will sie besingen, ihr will ich all' mein Dichtertalent widmen, und diese Liebeslieder

sollen den Inbegriff der Poesie in sich schließen und mein ganzes Lebensglück sein."

„Armer Ixion!" sagte Heinrich lächelnd, „wie bald würdest du ungenügsam werden und eine lebenswarme Wirklichkeit in deine Arme wünschen!"

„Nein!" rief der Dichter feurig, „es ist beschlossen, und so soll es sein! Du aber mußt sie noch in dieser Stunde taufen."

„Gut! Incognita soll sie heißen. Das gäbe Stoff zu artigen Epigrammen."

„Nein, ich will einen landläufigen Namen haben, bei dem ich schwören kann, und dann will ich dir alle Tage ein Stück aus der Geschichte meiner Liebe erzählen."

„Bedenke doch, wie gut dir Incognita anstünde und wie der Name mit den Forderungen der Treue, der Wahrheit in Einklang zu bringen wäre! Wie hieß die Dame, die Sie gestern aus dem Theater führten? Incognita. Und Ihre heutige Liebe, bitte, wie wird sie heißen? Incognita. Morgen und alle Tage Incognita, mit treuem, unwandelbarem Gemüth."

„O still!" rief der Dichter erröthend. „Wie jene Griechen dem unbekannten Gott, so will ich meiner Unbekannten einen Altar errichten und jede unlautere Regung darauf opfern."

„Und einen landläufigen Namen willst du?" fuhr Heinrich unerbittlich fort, „ich dächte doch, Incognita sei der landläufigste Name und Charakter, den man finden kann."

„Du wirst mich ernstlich bös machen," sagte der Dichter, „laß diese Scherze, die mich nur allzu bitter berühren und mir die Elendigkeit dieses hiesigen Lebens vor Augen rücken. Wahrhaftig, ich möchte eine Skorpionengeißel schwingen gegen mich und Alle, Alle!"

„Oder einen Schürhaken, wie gestern Abend der Teufel auf der Redoute."

„Schiller sah ihn groß an und lächelte geheimnißvoll. „Warst du denn auch dort?" fragte er.

„Wie?" rief Heinrich, „ist's möglich? Ach, ich hätt' es ja gleich errathen sollen! Du? du —"

„Still, um's Himmels willen! Sei zufrieden, das Geheimniß zu besitzen, und sprich es nicht aus! In einigen Wochen wollen wir davon reden. Für jetzt kann es keinen Athemzug ertragen."

„Nimm dich sehr in Acht! ich bitte dich. Man wird dir scharf auf den Fersen sein."

„Nur still, still! Es ist, als hätten wir's gar nicht berührt. — Gib mir einen Namen für mein unsichtbares Mädchen, ich will den Roman mit Ernst und Feuer durchspielen. Nun, was gilt's? Bei dir ist's gegenwärtig nicht ganz richtig; Schalk Amor guckt dir zu den Augen heraus. Wie heißt deine Geliebte? Sei ehrlich; die meine soll ihren Namen haben."

„Warum willst du nicht," fragte Heinrich ausweichend, „bei dem alten Namen bleiben, den du vom Petrarca für deine Liebeslieder entlehnt hast?"

„Richtig!" rief Schiller und sah ihn scharf an, „damit wäre dir gedient, nicht wahr? Ja, ja, man munkelt allerlei. — Nein, allen Respect vor deiner Dame, aber mit meiner Laurapoesie ist's vorüber. Ich mag das gute Weibchen immer noch recht wohl leiden, hab' ihr auch versprochen, sie zur nächsten Aufführung mit nach Mannheim zu nehmen — aber diese Weiber —"

„Wer wagt von Weibern zu reden, wenn ich zugegen bin?" rief Petersen, der in diesem Augenblicke mit dem Lieutenant Kapff in die Stube trat. „Pfui, sie haben uns das Paradies vernascht in alle Ewigkeit. Ein Pereat ihnen im sauren Most! Bei einem Glase guten Weins werde ihrer nicht gedacht! Mihi est propositum in taberna mori!"

„Hic ist Weisheit!" rief Kapff. „Aber mich soll jener Geschwänzte holen, der vergangene Nacht die Redoute alarmirt haben soll, wenn Petersen nicht zum Propheten wird. In taberna mori! Ich wette, er wird einst, schwer an Haupt und Gliedern, aber leicht, was die Fässer betrifft — ist das nicht eine wundervolle griechische Construction? — auf einem Weinschlauch mit dem vollen Becher in der Hand nach dem verlorenen Paradiese segeln, wo ihn der Urwinzer Noah,

der bereits auf sein Werk über die Nationalneigung der Deutschen abonnirt hat, mit dem Henkelkrug an der Pforte empfangen wird."

„Freundchen! Schillerchen!" sagte Petersen, indem er sich zu ihm setzte, „was Neues, Literarisches! Eine Unternehmung! Heute war das gelehrte Württemberg bei mir auf der Bibliothek und vertraute mir, er wolle sein ‚Magazin' aufgeben. Er klagt sehr über Mangel an Abonnenten."

„Laß ihn klagen!" rief der lustige Lieutenant, „dafür hat er Ueberfluß an Exemplaren, das gleicht sich aus. Wie? der alte Balthasar will vom Schauplatz abtreten? Welch ein casus tragicus! Ich sehe lange Klagereihen von Bibliotheken, ich sehe einen Trauerconduct von Folianten und Quartanten, die ihre Eselsohren hängen lassen und ihr Wasser reichlich vergießen; ich sehe die bücherne Württembergia im Thränenmeere waten, den löschpapiernen Unterrock —"

„Sei doch still, du toller Bursch, und lass' vernünftige Leute reden!" unterbrach ihn der Bibliothekar. „Ja und sieh', da will uns nun die alte ehrliche Haut —"

„Zu lachenden Erben einsetzen?" ergänzte der Lieutenant.

„Diesmal hat er's errathen," sagte Petersen.

„Gut!" rief Schiller, „ich bin dabei. Wir wollen das Ding unter einem andern Namen fortsetzen und, versteht sich, in einer andern Art. Die junge Generation soll an den Reihen."

„Immer voran!" rief Petersen, „und jeden Tanzplatz besetzt, wo die alten Herrn mit den wackelnden Knieen abtreten müssen. Du mußt auch mitthun, Roller! Auch was Klingendes, hoff' ich, soll's absetzen. Kommt, stoßen wir auf glückliche Auspicien an. Schiller, was, du trockener Häring, du hast ja leer! Gleich laß dir einen Schoppen geben! Was machst denn für ein verlegenes Gesicht?"

„Bei allen Göttern, er wird roth," sagte Kapff. „Ermanne deinen Heldengeist, Schiller!

Auch Patroklus hatte Schulden,
Und war mehr als du."

„War er etwa Lieutenant?“ fragte Schiller.

„Ueber seinen Rang kann ich keine genaue Auskunft geben, aber darüber sind die Gelehrten einig, daß er nicht ganz ohne Porte-epée war.“

„Also wirklich mehr als ich!“ lachte der Dichter, der im Rang dem untersten Offiziere nachstand. „Aber woher die Schulden? Hatte Patroklus Lieutenantsgage?“

„Seine Gage,“ versetzte Schiller's einstiger Stubengenosse, „belief sich schwerlich höher als achtzehn Gulden Reichswährung monatlich, da er, wie wir bei Homero lesen, sich mit Achill zusammen in Einem Logis behelfen mußte.“

Während Alle über die muntern Einfälle des Lieutenants lachten, fühlte sich Heinrich am Arm ergriffen. Als er sich umsah, erblickte er einen herzoglichen Trabanten, der über seine Anwesenheit die lebhafteste Freude bezeigte. „Gott Lob und Dank,“ rief er, „daß ich den gescheiten Einfall hatte! Kommen Sie geschwind, Sie sollen zum Herrn, und zwar wie Sie sind, ohne allen Verzug; man hat Sie den ganzen Tag vergebens gesucht.“

Heinrich war über diese unerwartete Vorladung betreten. Sein Gewissen sagte ihm nichts Gutes. Sollte etwas von seinem Besuch der gestrigen Redoute verlautet haben? Er fragte den Hofbedienten, was es denn so Dringendes gebe; der wußte jedoch nichts oder wollte nichts wissen.

Mit schwerem Herzen sagte er dem fröhlichen Kreise gute Nacht, und sein Gang wurde ihm saurer als einst der Weg in's Schulzimmer, wenn er irgend eine Ursache hatte, welche ihm die Augen gegen den strengen Präceptor nicht frei aufzuschlagen erlaubte.

25.

> König: — — Außerordentliche Mittel
> Erlaubt die dringende Gefahr — Hier, Marquis —
> Euch brauch' ich keine Schonung zu empfehlen —
>
> Marquis (empfängt den Verhaftsbefehl):
> Es ist auf's Aeußerste, mein König.
>
> Don Carlos.

Es war böses Wetter, was Heinrich bei seinem Eintritt in das fürstliche Cabinet gewahrte. Der Herzog ging heftig im Zimmer auf und ab; seine Augen funkelten zornig, und ihr helles Blau hatte eine dunklere Färbung angenommen, was seinen Blicken etwas Furchtbares gab. Die Gräfin von Hohenheim saß bestürzt und verlegen auf einem Canapé. Unser Freund, kein Neuling mehr in der Taktik solcher Scenen, hatte sich gleich beim ersten Eintreten eine Stelle auszuwählen gewußt, die der Schein der Kerzen weniger beherrschte und wo er sein Mienenspiel einigermaßen verbergen konnte.

„Endlich!" fuhr ihm der Herzog entgegen. „Wo steckt Er den ganzen Tag? Wo kommt Er her?"

Heinrich erwiderte, daß er einen Spaziergang gemacht und so eben erst an einem Erholungsorte den herzoglichen Befehl erhalten habe, dem er auch alsbald Folge geleistet.

„Einen Spaziergang?" rief der Herzog. „Wann hat Er ihn angetreten, diesen Spaziergang? Erst heute oder schon gestern Nacht? Ist Er auf richtigen Wegen gewandelt?"

Heinrich glaubte sein ganzes Geheimniß verrathen; doch beschloß er, sich an die buchstäbliche Fassung der Fragen haltend, noch eine Weile zu laviren, und versicherte, daß er erst diesen Morgen, nachdem er aufgestanden, den Gedanken gehabt habe, die heutige Muße zu einem kleinen Ausfluge zu benutzen, den er, um Zeit zu gewinnen, Punkt für Punkt beschrieb.

„Mein Schatz,“ sagte hierauf Francisca, „Sie sehen, er ist unschuldig, wie ich ja gleich gesagt habe. Er hat den Sinn Ihrer Frage nicht einmal begriffen.“

„Ruhig, mein Schatz! — Hat Er Niemanden begleitet auf diesem Spaziergang? Ich sage, Er hat Jemanden begleitet.“

„Ew. Durchlaucht halten zu Gnaden — nein!“

„Komm' Er näher zum Licht! hieher! Ich will Ihm in's Gesicht sehen.“

Heinrich überzeugte sich mehr und mehr, daß es sich hier um eine ganz außerordentliche, ihm noch unbekannte Angelegenheit handeln müsse und daß sein kleines Abenteuer von gestern keinen solchen Sturm erregt haben würde. Er hatte seine Fassung wieder gewonnen, trat an das Licht und sah dem Herzog ruhig in die Augen.

Der Herzog blickte ihn scharf an. „Weiß Er,“ sagte er, „warum ich Ihn habe rufen lassen?“

„Nein, Ew. Durchlaucht.“

„Meine Gemahlin mag's Ihm sagen.“

Francisca hustete ein wenig, dann begann sie: „Sie werden erstaunen, lieber Roller! Ihre Schülerin —“

„Fräulein Laura! Sie wird doch nicht —“ Er war unbedachtsam herausgefahren und stockte.

„Wo ist sie?“ stürmte der Herzog halb bittend halb drohend auf ihn ein.

„Auf dem Schwarzwald!“ rief Heinrich unwillkürlich mit der Miene der schreckenvollsten Entdeckung. Es war mit einem elektrischen Schlage wie ein prophetisches Schauen in ihm aufgegangen.

„Woher weiß Er das? Woher weiß Er, daß sie — nicht mehr da ist?“

„Das erfahre ich,“ erwiderte Heinrich, „in diesem Augenblick aus Ew. Durchlaucht eigenem Munde; ich hatte keine Ahnung davon, als ich kam.“

Der Herzog ging eine Weile schweigend auf und ab, dann sagte er: „Seine unverkünstelte Alteration beweist mir zwar etwas für Seine Unschuld; aber wie kommt Er denn,

wenn Er nicht mit im Complott ist, auf den Schwarzwald zu rathen?"

„Ich schließe das," antwortete Heinrich nach einigem Zögern, „aus vielen Aeußerungen, die ich von dem Fräulein vernehmen mußte. Sie gab mehr als einmal zu verstehen, daß sie sich hier von den gemessenen Formen, von der strengen Etikette beengt fühle; sie sprach namentlich mit Vorliebe, mit einer Art Heimweh vom Schwarzwalde und wußte ein freies Leben in den dunkelgrünen Tannenwäldern nicht reizend genug —"

„Nonsens, sag' ich," unterbrach ihn der Herzog. „Sie wird ja wohl gar zum Hannikel gegangen sein. Schweig' Er von dieser Affaire, so lieb Ihm meine Gnade ist, und geh' Er übrigens im Frieden hin. Ich will schon allein fertig werden."

„Nein, mein Schatz!" rief Francisca, „lassen Sie uns nicht so über's Knie abbrechen! Diese Idee, so unbegreiflich sie auch erscheinen mag, ist doch nicht ohne Gewicht; denn ich erinnere mich ähnlicher Aeußerungen."

„Mein Schatz, ich sage, das kann nicht sein! Welche Abgeschmacktheit! In jenem Spitzbubengau! Aber ich werd' ihn säubern, ich werde!"

„Ich will mich gern eines bessern belehren lassen," sagte Heinrich. „Das Fräulein könnte sich vielleicht zu Verwandten begeben haben."

„Sie hat ja fast keine Seele!" warf der Herzog hin.

„Nach den Richtungen, die man etwa vermuthen konnte, hat sich nichts ergeben," sagte die Gräfin.

„Die Nachforschung ist auch darnach," bemerkte der Herzog ärgerlich. „Man kann ja den Leuten nicht deutlich sagen, auf wen sie eigentlich fahnden sollen."

„Sie sind der Einzige," versetzte die freundliche Francisca, „dem man die ganze Wahrheit vertraut hat. — Wie wäre es denn, wenn Freund Roller sich nach dem Schwarzwald aufmachte, um daselbst nachzuspüren? Sie hat immer viel auf ihn gehalten."

„Ja, vielleicht hieße es auch den Bock zum Gärtner setzen,"

murmelte der Herzog vor sich hin und warf sich in einen Sessel. „Ich traue keinem Menschen mehr!"

Unser Freund bestand in dieser kritischen Stunde eine harte Prüfung. So klar seine Reden waren, so trüb und stürmisch gährte es in seinem Innern. Indem er in leidenschaftlicher Ahnung dem Herzog das Geheimniß von der Flucht des Fräuleins gewissermaßen entrissen, hatte er zugleich einen Theil seines eigenen und zwar gerade denjenigen Theil, den er als anvertrautes Gut betrachten mußte, preisgegeben. Dabei war er keineswegs sicher, ob er den andern Theil dieses Geheimnisses, der ihn selbst betraf, hinreichend bewahrt habe, ob nicht der Scharfblick des Herzogs, auch in dieser Stunde der Aufregung, groß genug sei, um seinen wahren Herzenszustand zu durchschauen; das Verhör, in das er ihn berufen, das Mißtrauen, das er ihm bewies, schien zum mindesten von einem unbestimmten Argwohn zu zeugen. Aber noch mehr als Alles dieses peinigte ihn der Gedanke an den unbekannten Nebenbuhler, mit dessen Hilfe, ja ohne Zweifel in dessen Gesellschaft sie entflohen war. Er sah während des ganzen Gespräches immer jene Zigeunermaske vor sich; wie ein Blitz war ihm die Erinnerung an ein neckisches Wort gekommen, das Laura vor langer Zeit einmal hingeworfen hatte, das er vielleicht nicht so uneigentlich hätte verstehen sollen, wie er es damals verstand. Er mußte sich um jeden Preis Aufklärung verschaffen und wandte sich daher an die Gräfin: „Wenn meine Vermuthungen für Sie von Gewicht sind, gnädigste Frau," sagte er, „so dürfte es vielleicht gerathen sein, mich lieber vollends Alles wissen zu lassen, was ich irgend wissen darf."

„Was ich Ihnen sagen kann, ist wenig," erwiderte Francisca. „Zu einer Verabredung hatte sie keine Gelegenheit, es müßte denn bei der letzten Schlittenfahrt gewesen sein, wo sie es durchsetzte, auf einem kleinen Schwanenschlitten die Pferde lenken zu dürfen; da war sie einen kurzen Augenblick in der Nähe der Solitude allein, indem sie ihre Gesellschafterin nach etwas Verlorenem ausschickte. Außerdem

weiß ich nichts, als daß sie seit der Redoute von gestern Nacht vermißt wird und ihr Schmuckkästchen mitgenommen hat."

Der Herzog sprang empor. „Auf dieser Redoute," rief er zornig, „ist die ganze Sottise ausgeheckt worden. Ich werde eine scharfe Untersuchung ergehen lassen. Bis jetzt sind alle Masken bekannt geworden, bis auf drei, die in dieses Complott verwickelt sein müssen, einen Zigeuner und einen Kapuziner, die man beide hat eifrig mit ihr reden sehen, und einen dummen Harlekin von Teufel, der sich ungezogener Bubenstreiche erfrecht hat, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf Einen Punkt zu lenken. Das saubre Kleeblatt wird mir nicht entgehen; sie mögen zittern vor mir."

Er ging wieder auf und ab. Heinrich stand wie auf Kohlen; er sah auf einmal, wie hier der Zufall eine verwünschte Verwicklung herbeigeführt hatte, und war eben im Begriff, seinen eigenen harmlosen Antheil an dieser vermeintlichen Intrike offenherzig zu bekennen, als ein alter vertrauter Bedienter hereintrat und leise dem Herzog eine lange Meldung machte.

Der Herzog nickte, und als der Kammerdiener sich entfernt hatte, sagte er nachdenklich: „Ich glaube jetzt selbst, daß wir die Spur haben. Ein Jäger will heute früh im Walde bei Bebenhausen etliche Zigeuner gesehen haben, unter welchen sich ein Knabe von apartem Aussehen befunden haben soll. Da die Nachfrage in sehr allgemeinen Ausdrücken erging, so haben wir auch keine genauere Bezeichnung erhalten können."

„Großer Gott!" rief Francisca, „ich habe keinen Zweifel mehr! Sie hat sich in ihrer Maske unmittelbar von der Redoute weg entfernt. Jetzt ist sie schon tief im Schwarzwalde; wer will sie in jenen Schlupfwinkeln ausfindig machen?"

„Sein Shakespeare hat am Ende doch nicht so ganz Unrecht," warf der Herzog finster lächelnd gegen Heinrich hin, „und das Absurdeste ist vielleicht gerade darum das Wahrscheinlichste."

Er machte einen Gang durch das Zimmer, dann kam er plötzlich mit dem Ausdruck des Vertrauens auf ihn zu, legte ihm beide Hände auf die Schultern und sagte: „Meine

Franzel hat einen gescheiten Einfall gehabt. Geh' Er auf den Schwarzwald und seh' Er, was zu thun ist. Ich verlasse mich auf Ihn, daß Er vernünftig handeln wird. Und, was ich Ihm sage, lieber zögern als übereilen! Wir haben sie jetzt schon einen Tag aus den Händen, ob's mehrere werden, ist so ziemlich egal. Wenn Er sie aufstöbert, und sie folgt Ihm nicht gutwillig, so gibt Er mir sogleich Nachricht — oder — ich will Ihm eine Vollmacht ausstellen, welcher Er sich aber nur im alleräußersten Fall bedient. Wenn es an dem ist, daß Er sie zurückbringen kann, so nimmt Er aus dem nächsten besten Hause eine ordentliche Frau zur Begleitung mit. Aufsehen vermeiden! das ist die einzige Ordre, die ich Ihm mitgeben kann; sonst hat Er unbedingte Freiheit, nach Umständen zu handeln. Vergess' Er mir's nicht, lieber Alles zu Schanden gehen lassen, als Skandal erregen! Er versteht mich!"

Heinrich kam dem Auftrag mit Jubel entgegen; er hatte kein Auge für die Schwierigkeit des Unternehmens, für das Gefahrvolle und Verantwortliche dieser unbedingten Vollmacht; er hatte den unglücklichen Ausgang einer früheren ähnlichen Sendung völlig vergessen. Ein trunkener Muth zeigte ihm die Dinge, welchen er entgegengehen sollte, im heitersten Lichte. Nun konnte er den Verrath, den er in der Ueberraschung seines Herzens an dem Fräulein begangen, wieder gut machen, er konnte die schlimme Verwicklung mild und liebreich lösen, er konnte dem verhaßten Unbekannten die Spitze bieten, er konnte — ach, was konnte er nicht Alles! Noch immer klang ihm jene Aufforderung nach, die sie ihm beim Abschiede zugerufen hatte; wenn sie wollte, daß er ihr folgen sollte, wenn sie in dieser neuen Umgebung seine Gegenwart ertragen konnte, so konnte ihr Verhältniß zu dem Gefährten ihrer Flucht unmöglich ein leidenschaftliches sein.

Francisca gab ihm die mütterlichsten Ermahnungen, während der Herzog schrieb. Die fromme Sorge, die aus ihren Worten sprach, rührte ihn beinahe zu Thränen. Der Herzog überreichte ihm eine Vollmacht, die ihm überall Mannschaft aufzubieten gestattete, und schärfte ihm wiederholt ein,

dieselbe auf den dringendsten Fall zu reserviren. „Hat Er sich schon einen Plan ausgedacht?" fragte er.

„Ja," antwortete Heinrich. „Mein nächstes Ziel ist das Haus eines genauen Universitätsfreundes, das ich zum Mittelpunkt meiner Operationen bestimmt habe. Von dort aus kann ich durch unverdächtige Kundschafter wirken, während ich selbst in der ersten Zeit ganz unsichtbar bleibe. Der Einfluß eines Pfarrers hilft mir am ehesten dieses kostbare Document sparen."

Er setzte das Wer? Wo? und Wie? mit geflügelten Worten aus einander, so daß der Herzog endlich rief: „Das lass' ich mir gefallen! Reis' Er glücklich und lass' Er uns bald was Erwünschtes hören. Uebersieh' Er nicht, daß Er hier ganz als ein vertrauter Freund tractirt worden ist."

„Adieu, mein lieber Roller!" sagte Francisca, als er ihr die Hand küßte, „es ist mir leichter um das Herz, seit ich Sie mir in einem befreundeten Hause, bei wackern Leuten denken darf."

So endete diese Audienz wider alles Erwarten weit freundlicher, als ihr Beginn hatte voraussehen lassen, und wenige Augenblicke darauf saß unser Held voll Muth und Feuer zu Pferde.

26.

> Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!
> Es war gethan, fast eh gedacht;
> Der Abend wiegte schon die Erde,
> Und an den Bergen hing die Nacht.
> — Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
> Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
> In meinen Adern welches Feuer!
> In meinem Herzen welche Gluth!
>
> Goethe.

Bald verschwanden die Lichter der Residenz hinter dem Eilenden; er ritt unaufhaltsam in die Nacht hinein und bedachte seinen sonderbaren Auftrag. Daß die Flüchtlinge sich nach dem Schwarzwalde gewandt hatten, der für das abenteuerliche Unternehmen Laura's und ihres zweideutigen Gefährten, aber freilich auch zugleich für unmaskirte Zigeuner, Wilddiebe und ähnliches Gesindel die sichersten Schlupfwinkel darbot, mußte er als ausgemacht annehmen. Die verschiedensten Empfindungen wechselten rasch in ihm ab. Die Bekümmerniß des Herzogs, die Sorgfalt für eine Pflegetochter, für das Kind eines treuen Dieners, rührte ihn und forderte ihn auf, alle Kräfte anzuwenden, um das Vertrauen des Fürsten zu belohnen, der ihn, wie er auch in wechselnden Stimmungen von ihm denken mochte, doch bei jedem neuen Zusammentreffen wieder durch seine Persönlichkeit zu fesseln wußte. „Ich muß sie finden!" rief er, — „aber darf ich wünschen, sie zu finden? ich? sie, in den Armen ihres Geliebten?" Er suchte die Pein, die er sich selbst zu bereiten drohte, zu verbergen und malte sich den Schmerz aus, den er Laura zuzufügen im Begriffe war. „Und muß sie nicht glauben," rief er, „du habest dich eigensüchtig zum Vollstrecker aufgedrängt? du wollest deiner Eifersucht den traurigsten Genuß verschaffen?" Er fühlte bei diesem Gedanken eine centnerschwere Last auf seinem Herzen. Dann sah er wieder das Bild des schönen Wildfangs, einer gesetzlosen, des Aergsten verdächtigen Bande preisgegeben; denn wie konnte

ihr Entführer, wer er auch sein und in welchem Verhältniß er zu ihr stehen mochte, ein Versteck für sie finden, das diesen Mächten des Waldes nicht bekannt war, ja, wie hätte er einen so kecken Streich wagen können, ohne die Hilfe seiner Gesellen anzurufen? und wenn auch ihr Vertrauen, vielleicht gar ihre Liebe ihn unwiderstehlich in Heinrich's Augen hob, wer konnte dafür bürgen, ob sie unter seinem Schutze sicher sei, ob er sie gegen die Rohheit seiner Verbündeten, gegen die Willkür des furchtbaren Hannikel, dessen Name halb Deutschland erfüllte, vertheidigen könne? Ein tiefes Erbarmen gegen das thörichte Kind entflammte sein Herz und verdrängte alle andern Gefühle. „Ich muß sie retten!" rief er laut und gab dem Rappen die Sporen, daß er gestreckten Laufes auf der unebenen Waldstraße dahinflog.

Er war noch nicht weit von der Stelle entfernt, wo er diese Worte ausgerufen hatte, als eine dunkle Gestalt hinter einem großen Baume hervortrat und brummte: „Es ist doch eine schöne Erfindung um die Selbstgespräche; das wäre also der Retter, so sieht er aus. Noch ein paar Stunden Begleitung, und dann können wir ihn einen halben Tag zureiten lassen, bis wir wieder einmal nach ihm schauen." — Sprach's und verschwand im Walde, aus welchem bald hernach gellende Pfiffe und verschiedene täuschend nachgeahmte Vogelstimmen ertönten.

Mitternacht war längst vorüber, als Heinrich die Grenze des Schwarzwalds erreichte. Ermüdet und unbekannt mit der in dichten Schatten gehüllten Gegend, kehrte er in einem Wirthshause ein, das er durch Fuhrleute aus dem Schlafe geweckt fand, und schlief einige Stunden auf einer Bank. Als die ersten Vorboten des Lichtes sich am Himmel zeigten, bestieg er sein Pferd wieder und zog den Mantel fester um sich; der anbrechende Tag brachte eine schneidende Kälte mit. In der Klarheit des Morgens überlegte er noch einmal den Plan, den er dem Herzog flüchtig angedeutet hatte: er wollte gerades Weges zu seinem Freunde Matthäus eilen, von dem er seit dessen Abgang auf eine der entlegensten Pfarren des Schwarzwaldes nichts mehr vernommen hatte, und daselbst

unter dem Vorwand eines Besuches in der Stille nach allen Seiten hin Erkundigungen einziehen; in wenigen Tagen hoffte er den Aufenthaltsort der Flüchtlinge erfahren zu haben und sodann seine weitern Maßregeln nehmen zu können.

Bald wurde die Gegend wilder, die Straße verengte sich und lief in vielfachen Krümmungen, der Gestalt des Thales sich anschmiegend, zwischen hohen Waldbergen fort, deren dunkles Grün, so matt es aussah, doch in einem tröstlichen Widerspruche mit der Jahreszeit stand.

Er mußte langsam reiten, sein Pferd war müde. Die Kälte hatte nachgelassen, und Heinrich fühlte sich erhitzt und durstig. Er erblickte eine Quelle, die, in eine hölzerne Röhre gefaßt, aus einer kleinen Vertiefung des Waldrandes klar hervorsprudelte; er stieg ab und fand, als er davon trank, ein angenehmes Sauerwasser, das ihn herrlich erquickte. Eine uralte Burgruine sah von einem steilen Berge über den Wald herab.

Sein Weg verließ jetzt das Thal, und er führte den Rappen eine schroffe Anhöhe hinauf, um über Berge und durch Schluchten immer tiefer in das Waldgebirge einzudringen. Eine rauhere Luft wehte ihn an, die Einsamkeit wurde immer stiller, wilde Schweine rannten ihm häufig über den Weg, selten begegnete ihm ein Mensch, den er nach der Richtung fragen konnte. An einem abgelegenen Gehöfte entschloß er sich, einen Führer mitzunehmen, und so sah er endlich am späten Nachmittag in einem tiefen Bergkessel das Ziel seiner Reise vor sich liegen. Er entließ den Führer und stieg einen Pfad hinab, der eher dem ausgetrockneten Bette eines Runsenwassers glich, vorsichtig das Pferd am Zügel nachführend und in wehmüthigem Sinnen. „Welch eine frische Natur," sagte er, „hat sich in diese starre Einsamkeit begraben! Was wird er sagen, wenn er mich erblickt! Wie mag es ihm wohl seither ergangen sein?" — Seine ganze Seele weilte bei dem Freunde, der sich hier unten in diesem engen Bezirke sein kleines Königreich abgesteckt hatte, und dazwischen durchzuckte ihn wieder der Gedanke an das zarte Wesen, das an einer gewiß noch unwirthlicheren

Stätte in der Gewalt der wildesten Geister dieser Oede sein mochte.

Endlich hatte er den engen Thalgrund erreicht, er saß auf und ritt auf die zerstreuten schlechten Hütten zu, welche das Dörfchen bildeten. Welche armselige Bauart! und doch hatte sie etwas, das ihn freundlich und wohnlich ansprach, es war eine Bekleidung von Schindeln, die, in schmale ziegelähnliche Stücke geschnitten und zierlich in einander geschoben, die Wände der Häuser vom Giebel bis zum Boden gegen Schnee und Regen schützten. Die einen waren mit einem fröhlichen Roth angestrichen, den andern hatte die Zeit ein ehrwürdiges, gastlich einladendes Grau gegeben. Er sah sich rings um, konnte aber weder eine Kirche noch ein Haus, das einem Pfarrhause ähnlich sah, entdecken und mußte wiederum die Hilfe eines Wegweisers ansprechen. Ein Bauernjunge führte ihn zu seiner Verwunderung gerade zum Dorf hinaus, und er wollte eben fragen, wie dies eigentlich gemeint sei, als sein kleiner Führer um das Eck eines der vorspringenden Berge herumbog und mit dem Finger vor sich hinwies. Heinrich sah noch einige Häuser in der Entfernung liegen, vereinzelt wie die übrigen; auf das größte ritt er zu, der Junge hatte ihn bereits verlassen. Als er näher kam, entdeckte er, daß das Haus einen brettернen Thurm hatte, und schloß daraus, dies müsse die Kirche sein. Nun wandte er sich, einem richtigen Gedankengang zufolge, nach demjenigen, welches der Kirche am nächsten gelegen war. Es sah zwar nicht besser aus, als das schlechteste Bauernhaus im ganzen Oertchen, und sein Mantel von Schindeln mochte wohl der abgetragenste sein, aber der Kirche nach zu urtheilen, konnte er nichts Besseres erwarten. Auf sein Rufen erhielt er keine Antwort; er stieg ab und band sein Pferd an einen Haken neben der Hausthüre an. Diese hatte kein Schloß, sondern statt desselben einen Strick, der bei Tage dazu diente, sie durch Aufziehen des innern Riegels zu öffnen, und bei Nacht hereingezogen wurde. Das Haus war das letzte im Ort. Der erste Eindruck dieser Entdeckung war etwas unbehaglich, im nächsten Augenblick aber nahm er sie wie eine wohl=

ersonnene Kriegslist auf. „Das ist's ja gerade!“ rief er, „wer wird mich in diesem schutzlosen Hause suchen? Einen weniger in die Augen fallenden Aufenthalt hätt' ich mir nicht wählen können!“

Er stieg die Treppe hinauf, die eher zu Hühnern als zu Menschen zu führen schien; doch mochten die Gänse hier die erste Rolle spielen, denn oben kamen ihm einige mit feindseligem Geschnatter entgegen und suchten ihn am Rocke festzuhalten. Nach langem Suchen fand er eine Thüre, welche noch am ehesten dem Wohnzimmer angehören konnte; statt einer Klinke drückte er einen hölzernen Schieber auf. Ein Mann in einem zerrissenen schwarzen Rocke saß an einem großen runden Tisch, der nebst ein paar hölzernen Stühlen das ganze Mobiliar des Zimmers ausmachte. Er schrieb, ohne aufzublicken. Heinrich betrachtete ihn aufmerksam: es war noch das alte derbe frische Gesicht, aber mit einem Zuge durchsäuert, der anzudeuten schien, daß hier lang keine willkommene Gesellschaft, keine geistige Anregung eingekehrt hatte. Er blieb still an der Thüre stehen; die Fenster gingen auf einen Berg, der so nah war, daß man mit einem Sprung drüben, mitten im Walde, zu sein glaubte. Ein Geräusch weckte ihn aus seinen Beobachtungen: er erblickte in einer Ecke der Stube zwei kleine nackte Kinder, die, von seinem Anblick erschreckt, zu jung, um gehen zu können, sitzend mit unglaublicher Schnelligkeit zum Vater hinrutschten und sich zwischen seinen Beinen zu verschanzen suchten. „Na, was ist's, ihr Krabben?“ rief dieser und sah empor. Da erblickte er den fremden Mann und starrte ihn an. „Aufgeschaut, Herr Pfarrer!“ rief Heinrich, der sich kaum noch beherrschen konnte, „es ist kein Bauer, der eine Taufe oder eine Leiche anmeldet.“

Der Pfarrer stand auf und betrachtete ihn zweifelnd; er hatte noch immer in der einen Hand die Feder, in der andern das Manuscript. „Weiß Gott, er ist's!“ rief er plötzlich, indem er Papier und Feder nach beiden Seiten auf den Boden warf. „So, das wär' die Predigt! Du Prachtskerl, ich hab' dich kaum mehr erkannt, ich sag' dir, du siehst

aus wie ein Prälat. Jetzt erzähl' mir nur, wer bist du? Wo bist du? Wie geht's dir? Was führt dich in mein Patmos? quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando? Denn daß du dich aufgemacht hast, du Pompejus, blos um mich armen Teufel zu besuchen, das glaubt dir ein Anderer!"

„An meinem guten Willen," sagte Heinrich, „und daß ich dich eines Besuches ohne alle Nebenabsichten werth halte, wirst du hoffentlich nicht zweifeln, du hast mich wenigstens sonst als einen ehrlichen Gesellen gelten lassen; — weißt du denn aber nicht, der du das Alte Testament besser kennen solltest als ich, daß die Patriarchen ihre Gäste erst, wenn sie Speis' und Trank empfangen hatten, um ihre Angelegenheiten befragten?"

„Ist auch wahr!" rief der Pfarrer, „du sollst sogleich haben, was mein Haus vermag."

„Zuerst," sagte Heinrich und hielt den Eilfertigen am Arme fest, „zuerst will ich mich setzen, denn ich bin sehr müd; sodann bitt' ich dich, für meinen armen Rappen zu sorgen, der ohne Zweifel auch nicht mehr so frisch ist wie gestern Abend; ferner bitt' ich dich zunächst blos um eine Tasse Kaffee."

„Kaffee!" sagte der Pfarrer mit gedehntem Ton und sah ihn einen Augenblick verlegen an, „du sollst ihn haben, wenn du vorlieb nehmen willst; der Rappe soll ebenfalls das Seinige bekommen, unter derselben Bedingung — Aber zuförderst muß ich dir doch meine Frau vorstellen!"

Er eilte hinaus und kam nach einer Pause, in welcher allerlei Erörterungen Statt gefunden haben mochten, mit einer riesigen Schönheit zurück. Sie war ganz bäurisch gekleidet und blickte den Fremdling mit einer sonderbaren Mischung von Trotz und Schüchternheit an. „Sieh, Röse," rief der Pfarrer, „das ist mein allerbester Freund, mit dem ich als Student sehr viele tolle Streiche gemacht habe. Er ist indeß ein großer Herr geworden und ich — ein armer Pfarrer auf dem Schwarzwald! Aber jetzt geh' und mach' den Kaffee." — Dieser Befehl war von einem bittenden Blicke begleitet, den

die Frau mit einiger Freundlichkeit aufnahm. Heinrich trat auf sie zu und sagte ihr etwas Verbindliches; sie reichte ihm die Hand, die sie vorher an der Schürze abgewischt hatte, und erwiderte blos: „Ich will jetzt den Kaffee machen." — Damit verließ sie das Zimmer.

„Tauschen wir unsre Lebensläufe aus!" rief der Pfarrer. „Den unbedeutendsten zuerst! Sobald ich die Vocation hieher erhalten hatte, dachte ich, es ist dem Menschen nicht gut, daß er alleine sei, sah mich gleich bei der ersten Predigt, wo ich doch das vollständigste Auditorium erwarten konnte, unter meinen Schafen um, da stach mir die Röse in die Augen und wurde sofort nach wenigen Wochen zum Range meiner Gemahlin erhoben. Das ist Alles, Punctum! Ich kann dich aber versichern, daß sie, wenn auch nicht ganz courfähig, doch eine vortreffliche Person ist, die mich sehr lieb hat und mit der ich vollkommen glücklich lebe. Aus diesem Grunde mußt du ihr's auch zu Gute halten, wenn der Kaffee vielleicht nicht ganz so ausfällt, wie du ihn in Stuttgart zu trinken gewohnt bist; denn ich kann dich im Vertrauen versichern, daß sie heute zum ersten Mal in dieses höhere Gebiet der Kochkunst hinüberschreitet. Wir trinken als gute Christen diesen mohamedanischen Absud nicht, wir frühstücken Suppe oder Milch, was eine sehr gesunde und nahrhafte Kost ist, und ich würde deinen Wunsch auch nicht befriedigen können, wenn ich mich nicht erinnert hätte, daß ich noch eine kleine Schachtel mit gerösteten Kaffeebohnen von meinem Vicariat her, als Geschenk meiner damaligen Pfarrerin, besitze, welche nun, wie du vernehmen wirst, von meiner Frau in Ermangelung einer Kaffeemühle im Mörser gestoßen werden."

Heinrich lachte herzlich und versicherte, es sei ihm überhaupt nur um etwas Warmes zu thun.

„Du armer Schelm!" fuhr der Pfarrer fort, „dein Rappe ist wahrscheinlich glücklicher als du, der steht drunten in der Scheuer und frißt, was Gott uns bescheert hat. Aber jetzt erzähle."

Eines der Kinder war indessen herbeigekrochen, hatte sich Heinrich gegenüber hingesetzt, ihn eine Weile starr angesehen

und brach nun auf einmal in ein fürchterliches Geschrei aus; im Augenblick rückte das andere auch heran und secundirte. „Eben," rief der Pfarrer, „wollt' ich dir meine Jugend vorstellen, nun präsentirt sie sich ja selbst. Sei still, Röschen! Schäme dich, Matthäus! so spricht man nicht mit gebildeten Leuten."

„Röse!" rief er seiner Frau entgegen, die auf den Lärmen zur Thüre hereinsah, „schaff doch die Kinder fort! sie krakeelen, daß man kein vernünftiges Wort reden kann."

„Ei!" versetzte die Pfarrerin, sah ihn groß an und ging wieder an ihr Geschäft, „mach' du, daß sie schweigen!"

„Wie nennt man die artigen Dinger?" frug Heinrich, „sie führen den Namen von einem alten griechischen Gott und einem norddeutschen Dorfbewohner — ich glaube, wir haben einander einmal in Tübingen das Räthsel aufgegeben."

„Du bist im Irrthum," antwortete der Pfarrer schnell, „meine Frau trägt keine Pantoffeln, sondern Stelzschuhe. Ueberdies ist sie die gute Stunde selber, nur in solchen Sachen muß man nicht zu genau mit ihr sein, das versteht sie nicht besser."

„Also ist's eine Tragödie," sagte Heinrich, „da dein häusliches Glück auf dem Kothurn einherschreitet."

„Spotte du nur!" rief der Pfarrer, „mir ist's wohl. Aber jetzt erzähle!"

Er nahm die beiden Kinder auf die Kniee, beruhigte sie und saß aufmerksam dem Freunde gegenüber. Dieser berichtete in der Kürze seine Fata und entdeckte den Zweck seiner Reise, ohne jedoch mehr als das Nöthigste zu verrathen; er erlaubte sich sogar eine kleine Lüge und gab vor, ein blutjunger Mensch von edler Herkunft und phantastischem Wesen habe den abenteuerlichen Einfall gehabt, unter die Zigeuner zu gehen und mit ihnen in den Wäldern umherzuziehen; nun wünsche der Herzog um seines Vaters willen, man möchte den Jüngling zur Vernunft bringen und die Sache in der Stille abmachen. — Er hoffte auch durch den glücklichsten Erfolg seiner Nachforschungen nicht Lügen gestraft zu werden, indem er aus der Kleidung, in welcher Laura

von der Maskerade entflohen war, mit Zuversicht schloß, sie werde sich des männlichen Anzugs seither fortwährend bedient haben.

Der Pfarrer hatte mit sichtlicher Spannung zugehört. „Was Teufels!" rief er, als Heinrich geendigt hatte, „der Bursche hat sich gewiß aus den Räubern zu diesem verrückten Streiche begeistert!"

Heinrich sah ihn erstaunt an, er erinnerte sich auf einmal des großen Eindrucks, den das Buch auf Lauren gemacht hatte. „Wahrhaftig," sagte er nachdenklich, „du könntest Recht haben. Aber — hast du denn die Räuber auch gelesen?"

„O freilich! Meinst du denn, man sei hier ganz excommunicirt? Ein College lieh mir sie, und ich habe das Buch wohl zehnmal durchgepeitscht. Hör' 'mal, das ist 'n ganzer Kerl, der das geschrieben hat!"

„Wenn nur," versetzte Heinrich, „wenn nur Freund Schiller mit seinem Buch in diesem Fall nicht einen höchst unsinnigen Streich veranlaßt hätte."

„Schiller heißt er?" rief Matthäus, „das Titelblatt war ausgerissen. Kennst du ihn? Wo lebt er denn?"

„Er ist mein sehr guter Freund," erwiderte Heinrich lächelnd, „und lebt als Regimentsmedicus in Stuttgart."

„Wa — was? In Stuttgart? Also am Ende gar ein Württemberger?"

„Ein completter! Warum sollte er keiner sein?"

„Jetzt ist mir's aber doch ganz curios!" sagte der Pfarrer kopfschüttelnd, „jetzt kann ich mir gar keine Vorstellung mehr von ihm machen. Ein Württemberger! Wenn mir so etwas Apartes, Grandioses vorkommt, so muß ich mir's ganz weit weg, auf ultima Thule oder gar in's Pfefferland hindenken. Trägt er denn auch einen Zopf?"

Heinrich beschrieb den Titanen in seiner Militärtracht; er erinnerte sich im Stillen der Scherze, die sie unter den Freunden veranlaßt hatte, und belustigte sich an den großen Augen, die der Pfarrer machte.

„Ich kann mich gar nicht drein finden," rief dieser end=

lich, „jedenfalls aber mußt du mit mir die Runde bei einigen meiner Nachbarn machen; die werden dich wie ein Wunderthier anstaunen, daß du ein Freund vom Verfasser der Räuber bist."

„Um aber jetzt von den böhmischen Wäldern auf den Schwarzwald zu kommen," sagte Heinrich, „wollen wir unsre Maßregeln berathen. Und zwar für's Erste, du hast hoffentlich unter deinen Bauern einige tüchtige und entschlossene Leute, die man zu Spionen gebrauchen kann."

„Da sei nur ruhig," versetzte der Pfarrer und öffnete das Fenster, „an diesem Artikel fehlt's bei uns nicht! Ich habe Bursche, verschlagen wie die Katzen und herzhaft wie die Bären, — wenn du einem ein Bein abschlägst, so geht er dir auf dem andern hüpfend zu Leibe. Und da kommen eben ein paar von den besten wie gerufen herbei; die haben etwas auf der Nadel beim Kirchenconvent und werden um so williger sein. Aber halt! Ehe ich ihnen rufe, muß ich noch eine Frage thun, wenn die Zigeuner, was mir nicht unwahrscheinlich vorkommt, wirklich sich in diese Gegend gezogen haben, wenn wir sie auskundschaften und es kommt nun zu Gewaltschritten, wer schützt mich gegen die Heiden, denen es einfallen könnte, mir Dorf und Haus über'm Kopf anzuzünden?"

Heinrich griff in seine Brieftasche und gab ihm die vom Herzog ausgestellte Vollmacht zu lesen. „Mit diesem Papier," sagte er, „will ich das halbe Land alarmiren, wenn's nöthig ist."

„Gut!" versetzte Matthäus und pfiff zum Fenster hinaus. „Diese genügen für den Anfang. Eine größere Streifmannschaft ist bald aufgeboten. Du machst aber noch keinen Gebrauch von der Vollmacht, wir müssen unnöthigen Lärm vermeiden."

„Versteht sich!" sagte Heinrich, „du hast nun schon das rechte Verständniß."

Ein paar Bauern kamen und flößten ihm durch ihr Aussehen die beste Hoffnung ein. Sie waren auf das Zureden des Pfarrers und auf Heinrich's Versprechungen

sogleich bereit und erklärten, noch ein halb Dutzend Andere ihres Schlags instruiren und mitnehmen zu wollen. „Je zu zweien," sagten sie, „wollen wir ausgehen, auf diese Art kommen wir gewiß in alle Winkel, wo das Wildprät liegen könnte."

Der Pfarrer empfahl ihnen Vorsicht und strenge Verschwiegenheit und rief ihnen noch nach: „Wenn ihr zurückkommt, so macht euch auf ein gutes Glas Heidelbeergeist gefaßt!"

27.

> Mein frommer Bruder, wandelt sacht,
> Und nehmt auf Stegen euch in Acht!
>
> Uhland.

„Gib Acht," wandte sich Matthäus zu Heinrich herum, „morgen Abend haben wir deinen Karl Moor. Aber jetzt auch kein Wort mehr von Geschäften, als höchstens, daß meine Frau von unsrer Jagd nichts zu wissen braucht, sie würde sich unnöthige Sorgen machen. Wo zum Kukuk bleibt denn der Kaffee?" rief er zur Thüre hinaus, „ah, da ist er schon!" — Er nahm ihn seiner Frau unter der Thüre ab, trug ihn dem Freunde auf und setzte sich mit einem Ausdruck unendlicher Neugierde ihm gegenüber. Heinrich goß ein und sah sich mit einiger Verlegenheit um.

„Ja so, potz Teufel!" schrie der Pfarrer und fuhr auf, „der Zucker! Armer Freund, das fiel mir zu spät ein; ja, da ist nichts zu machen, Zucker führen wir nicht im Hause."

„Thut nichts," sagte Heinrich mit einem bittersüßen Lächeln, „das ist mir in meiner Junggesellenwirthschaft auch schon vorgekommen; ich muß nun eben etwas mehr Milch zugießen." — Er nahm das Schüsselchen, das statt der

Tasse diente, an den Mund, setzte es aber nach dem ersten Schlucke wieder ab und sprang schnell an's Fenster.

„Was ist denn schon wieder?“ rief der Pfarrer. Heinrich deutete sprachlos auf den Kaffee. Der Pfarrer kostete ihn ebenfalls, verzerrte das Gesicht und spuckte ihn mitten in's Zimmer. „Pfui Teufel!“ rief er, „was ist das für ein Geschmack? Das kommt nicht vom Kaffee. Ich habe doch meiner Frau eine genaue Anweisung gegeben, wie sie ihn machen sollte.“

Er ging hinaus, um sich zu erkundigen, kam aber gleich wieder herein und konnte vor Lachen kaum reden. „Das gute Weib!“ rief er, „die meint's besser mit dir, als du dir träumen lässest! Sie hat meine Anweisung genau befolgt, aber für einen Herrn vom Hof und meinen speciellen Freund wollte sie ein Uebriges thun und hat den Kaffee — geschmälzt! Sieh', die Fettaugen schwimmen drauf umher. Schmälzen ist das Höchste, was sie weiß, und mehr oder weniger Schmalz, das ist hier zu Lande das Maß der Achtung, welche man einem Besuch erzeigen will.“

Der Pfarrer fuhr fort zu lachen, Heinrich aber, von diesem Beweise des guten Willens gerührt, ging in die Küche, wo er die Pfarrerin beschäftigt fand, die Schmalzpfanne wieder zu reinigen, und lobte die Zubereitung des Kaffee's; in manchen Gegenden des Landes, sagte er, sei diese Methode gebräuchlich, er aber sei unglücklicherweise in der andern, in der ungeschmälzten, erzogen und daher nicht im Stande, den Kaffee zu trinken.

Sie hörte ihn freundlich an und sagte: „Es ist mir gar zu arg, wenn Sie mir ihn stehen lassen, wollen Sie's nicht noch einmal versuchen? Vielleicht geht's doch.“

Heinrich replicirte, er habe von Jugend auf nichts Fettes vertragen können, und ging wieder in die Stube, im Stillen von seiner gutmüthigen Wirthin bedauert, welche aus diesem Bekenntnisse schloß, er müsse von armseligen Eltern erzogen worden sein. Er ließ sich eine andere Schüssel geben und hielt sich an die Milch, die er sehr schmackhaft fand.

„Du mußt dich nun an meinem Weine trösten,“ sagte

der Pfarrer, „mach', daß du mit der Milch fertig wirst." Kaum hatten sie eine Weile beisammen gesessen, so wurde Matthäus von der Pfarrerin hinausgerufen und kam nach einem kurzen Zwiegespräche zurück mit den Worten: „Lieber Freund, da mußt du uns auch wieder etwas zu Gute halten! Meine Frau will jetzt den Boden aufwaschen — ich schätze sie um ihrer Reinlichkeit willen." — Heinrich sah ihn verwundert an. — „Es geschieht großentheils dir zu Ehren," fuhr der Pfarrer fort, „und wir wollen ihr den Spaß nicht verderben, sie wird sonst confus; der heutige Tag macht ohnehin Epoche in ihrem Leben."

„Nun, so gehen wir auf dein Studirzimmer!" rief Heinrich, „laß mich einmal deine gelehrte Wirthschaft betrachten."

„Wir wollen zuvor sehen," versetzte der Pfarrer, „ich bin heute durch häusliche Angelegenheiten daraus vertrieben worden."

Er führte seinen Gast in eine Art von Kammer auf der entgegengesetzten Seite des Hauses. Schwarze Wäsche, Kartoffeln und Tannzapfen lagen auf dem Boden umher und erlaubten nur eine bescheidene Musterung von der Thüre aus. In der einen Ecke stand eine große zweischläfrige Himmelbettlade, hellgrün angestrichen, in der andern ein Tisch, auf dem einige Bücher und Papiere herumlagen; daneben waren ein paar hölzerne Fächer an die Wand genagelt, die eine spärliche Bibliothek, den Ueberrest gelehrter Bestrebungen, beherbergten.

„Hier würde Rousseau sich gefallen!" rief Heinrich, „denn es sieht aus, als wäre die Hand der Natur mit mächtigen Strichen durch deine Wissenschaft gefahren. O Philosophie! Sag' mir nur, du weiland eifriger Wolfianer, glaubst du noch an die Lehre vom Sein?"

Der Pfarrer wies gleichmüthig auf den Boden: „Solche Gegenstände," versetzte er, „überzeugen den Unglaubigsten, hier faßt die Ontologie erst festen Fuß. Uebrigens ist mein System noch immer in der schönsten Ordnung," fuhr er fort und deutete hinter den Ofen, wo eine lange Reihe von Tabakspfeifen hing, der Größe nach wie Orgelpfeifen geordnet.

„Ich verstehe dich nicht," sagte Heinrich.

„Abtrünniger!" rief der Pfarrer, „ist dir die Universitätszeit so fremd geworden? Hast du so lang nicht geraucht, daß du vergessen hast, was ein Pfeifensystem heißt? Uebrigens will ich dir einen Vorschlag machen. Du weißt, ich konnte nie, wenn mir's recht wohl war, zu Hause bleiben; dir aber seh' ich an, daß es dir nicht besonders wohl ist in der Rumpelkammer da. Wollen wir nicht in's Wirthshaus gehen? Wir haben eine kleine Stunde und treffen leidlichen Wein, vielleicht sogar geistliche Gesellschaft."

„Einverstanden," erwiderte Heinrich, „das heißt, wenn die Frau Pfarrerin nichts dagegen hat."

„Die wird man viel fragen!" rief der Pfarrer trotzig, „meinst du denn, sie mißgönne mir's, wenn ich mir einmal eine Freude machen will? Uebrigens will ich ihr's doch sagen," fügte er hinzu, „daß sie sich darnach richten kann."

Er rief seine Frau an die Thüre und trug ihr die Sache vor. Man konnte ihr wohl anmerken, daß sie nicht besonders erfreut war, doch scheute sie sich vor dem Gast und sagte nach einigem Besinnen: „So geh' meinetwegen, komm' aber nicht so spät nach Hause, und das will ich dir gesagt haben, daß du mir nicht zu viel trinkst!"

Der Pfarrer ging etwas ärgerlich in ihre Bedingungen ein und sagte dann zu Heinrich: „Komm, jetzt will ich dir noch ein Kunstwerk zeigen, eh' wir gehen." Er nahm ihn an der Hand und leitete ihn vorsichtig über die Tannzapfen zu der Bettlade hin: „Es ist ein Erbstück von meinem Schwiegervater," sagte er, „und ein Meisterwerk eines ländlichen Schreiners, der sich zugleich erholungsweise mit der Malerei abgegeben hat." — Er schlug die Vorhänge auseinander und zeigte ihm ein Deckenstück, den schlafenden Patriarchen Jakob vorstellend, über seinem Haupte die Himmelsleiter, an welcher Engel mit großen Flügeln auf- und niederstiegen; darunter war der Vers geschrieben:

Ich darf mir keine Sorge machen,
Der Hüter Israels wird wachen,
Dies gibt er seinen Kindern nur!

Komm, süßer Schlaf, balsamischer Segen,
Dir winkt mein müdes Herz entgegen,
Komm, sanftes Labsal der Natur!

Heinrich erbaute sich mit lächelnder Rührung an dem frommen Spruche: „Da mußt du ja vortrefflich schlafen, wie der alte Erzvater!“ sagte er.

Sie verließen das Haus. Unten betrachtete Heinrich die Construction der Thüre und bemerkte: „Du wohnst aber doch in gar zu glücklicher Sicherheit! Das letzte Haus im Dorfe, die Thüre fast unverwahrt, die Gegend abgelegen und die Grenze nicht allzu weit.“

„Es ist mir auch nicht ganz wohl bei der Sache,“ versetzte der Pfarrer, „ein paar silberne Löffel finden sich immerhin zum Stehlen, und ich habe deßhalb schon vor längerer Zeit an's Consistorium geschrieben, man solle mir ein Schloß an die Thüre machen lassen; bis sie sich aber dort resolvirt haben, kann ich mit meiner ganzen Familie gestohlen sein.“

Darauf erzählte er allerlei Geschichten von den Zigeunern und ihrem Anführer Hannikel. „Vor einem Jahr,“ sagte er, „begegnete ein Förster im Walde einem unbekannten Waidmann, mit dem er, als derselbe sich ziemlich genügend ausgewiesen hatte, in ein vertrauliches Gespräch gerieth. Zuletzt bat ihn der Fremde um ein Darlehen, da er in einer vorübergehenden Verlegenheit sei. Der Förster gab ihm, was er eben bei sich hatte, einen Thaler. Als er Abends nach Hause kam, traf er ein Briefchen an, das ich selbst nachher gelesen habe. Es lautete etwa folgendermaßen: Lieber Freund, Sie haben schwerlich gewußt, mit wem Sie heut im Wald gesprochen haben. Zum Dank für Ihre Freundlichkeit gegen einen Unbekannten sollen Sie nie eine Ungelegenheit in Ihrem Reviere haben. Lassen Sie mich das kleine Geschenk als ein Andenken an Sie behalten, und seien Sie immer versichert von der Erkenntlichkeit und Freundschaft Ihres Hannikel.“

„Eine gute Quittung,“ lachte Heinrich. „Bei alle dem kann ich nicht begreifen, wie ihr hier eine ruhige Stunde haben könnt.“

„Der Zigeunerherzog," erwiderte Matthäus, „soll gegenwärtig dem Vernehmen nach anderswo wirthschaften. Uebrigens hält er sich nicht blos bei uns auf, er ist auch drüben an der Alp und sonst im Lande wohl bekannt. Man gewöhnt sich an so was, wie an einen Leibschaden; gibt es ja doch Leute, die ruhig am Fuße des Aetna wohnen."

„Es ist wahr," sagte Heinrich, „das liebe heilige Reich hat Alles mit seiner Schlaftrunkenheit angesteckt."

Sie gingen im Thalgrunde fort, und Heinrich, der sich hier am Ende der gangbaren Welt zu befinden geglaubt hatte, entdeckte, daß das Thälchen sich unter den Bergwäldern herum und zwischen ihnen hindurch schlich. Sie kamen über einen Bach, den man vom Walde schäumend herunterstürzen und ruhig im Thale fortgleiten sah; dann führte der Pfad über einen mäßigen Hügelrücken, an welchem eine Fahrstraße vorüber zog und ein einsames Wirthshaus als Station für die Reisenden lag.

„Da sieht man doch wieder ein wenig in die Welt hinaus," bemerkte Heinrich.

„Ich will nicht hoffen," rief der Pfarrer, daß dir schon am ersten Tage Reisegedanken kommen."

Heinrich deutete an, daß er mit seinem Schützling, sobald er ihn habe, wieder abzureisen gedenke.

„Da würdest du uns einen schönen Possen spielen!" rief der gastfreundliche Matthäus: „meine Frau schickt in diesem Augenblick ihre Eilboten nach allen vier Winden aus, um Kaffee, Zucker und, was weiß ich, was Alles für dich holen zu lassen. Das darf nicht sein! Wer würde denn den Kaffee trinken? Meine Frau jammerte heute genug, als sie den kostbaren Geschmälzten den Kindern geben mußte. Er hat ihnen aber prächtig geschmeckt!"

Die Freunde lachten von Neuem über diesen Schwank, und der Pfarrer fuhr fort: „Weißt du, was du thust? Dein Räuber und Räubergenosse darf nicht so unvorbereitet wieder in seine alte Sphäre hineinplumpen, er bedarf einer Erholung, eines Uebergangs von den Schlupfwinkeln der Zigeuner zu den Sälen der Residenz, und zu dieser Zwischenstufe eignet

sich so ein Schwarzwälder Pfarrhaus vortrefflich. Bleib' einige Wochen mit ihm bei uns, wir wollen ihn vollends nüchtern machen; du darfst meine Psychologie, meine Beredsamkeit nicht so gering anschlagen."

Heinrich fand den Vorschlag gar nicht unwillkommen. Daß man sie nicht gleich, vielleicht nie wieder in jene glänzenden Cirkel zurückführen könne, hatte er sich unterwegs oft vorgesagt; er hoffte vom Herzog, an den er nach erreichtem Zwecke sogleich einen Boten abzufertigen gedachte, leicht die Erlaubniß zu diesem stillen Ferienleben zu erhalten, und wie schmeichelte er seinem Herzen mit nie ganz unterdrückten Hoffnungen, wenn er sich ein wochenlanges, enges, trauliches Zusammensein vorstellte. Was seine Wirthe dazu sagen würden, wenn sie entdeckten, daß der Flüchtling kein Karl, sondern eine Amalia sei, was dieser Umstand für Folgen haben könnte, wollte er sich nicht vorher ausmalen, er verließ sich auf den entscheidenden Moment und im Nothfall auf den Eindruck, den der Stand seiner Schutzbefohlenen auf die Pfarrfrau machen würde, die er bereits für die Rückreise zur Ehrendame des Fräuleins erkoren hatte. „Hat dich am Ende gar der Herzog, dessen Auge Alles durchdringt, mit Absicht zu ihrem Verfolger und Ritter erwählt?" dachte er und hatte Mühe, sich aus seinen schwindelnden Träumen zu reißen, um dem Freund eine Antwort zu geben. Er drückte ihm herzlich die Hand und versprach, zu thun, was die Umstände erlauben würden.

Unter diesen Gesprächen langten sie in dem Wirthshaus an und trafen zu Heinrich's Erstaunen einen sehr trinkbaren Wein. „Das ist schon kein Württemberger mehr," sagte der Pfarrer, „hier herum triffst du lauter Rheinwein, nicht gerade von der ersten Sorte, aber dafür desto wohlfeiler. Komm, das erste Glas der schönen alten Zeit!" — Sie stießen an, und bald war alles Andre vergessen und verdrängt durch Universitätserinnerungen. Eine Schnurre wurde durch die andere hervorgerufen. „Und weißt du auch noch?" — „Ja, und damals" — „Du warst ja auch dabei" — so ging es Schlag auf Schlag. Dann tauchten die lustigen Trinklieder wieder

auf, die eine so kindlich frohe Stimmung mit sich bringen, daß man nicht mehr daran denkt, wie unsinnig sie größtentheils sind; ja der Pfarrer entblödete sich nicht, zuletzt noch den „Mann in der Lämmer-Lämmergass'" anzustimmen, das absurdeste Lied, das je von Studenten gedichtet und gesungen worden ist, und Heinrich, obgleich ihm innere Vorwürfe über solch zweckloses Treiben bei einer schwierigen und noch dazu vielleicht gefährlichen Sendung aufstiegen, konnte doch der Weinlaune des alten Freundes nicht widerstehen, der hier in sicherer Ferne von dem gestrengen Consistorium die einsame Wirthsstube mit Gesang und Gelächter erfüllte.

Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, daß die Nacht schon stark hereingebrochen war, als der Pfarrer endlich auf den Rückzug dachte. Der Himmel hatte sich bewölkt, und es war sehr finster. Sie nahmen einen Bauer, der ihnen mit der Laterne vorleuchten mußte. Kaum waren sie in der frischen, beißend kalten Luft, so zeigten sich die Wirkungen des Weins am Pfarrer; er schwankte wie ein mächtiger Baum, der nach langem Widerstande dem wiederholten Angriff des Sturmes nachgeben muß. Auch Heinrich fühlte sich nicht ganz fest auf den Beinen und folgte mit Mühe dem Bauer, der bald wieder heimzukommen wünschen mochte und mit starken nüchternen Schritten vorausging. Dabei hatte er noch seine liebe Noth mit dem schweren Zechcumpan, dessen Kopf auf seiner Schulter ruhte; denn er hatte ihn unter dem Arm gefaßt und schleppte ihn mit großer Anstrengung fort.

Auf einmal fiel ihm etwas kalt in's Gesicht. „Es schneit," rief der Bauer im gleichen Augenblicke: „Herr Gott, das rieselt!"

„Das kommt stark," sagte Heinrich, „macht nur vorwärts."

Der Pfarrer ermunterte sich ebenfalls und rief: „Aha, Bettelbuben? Eben hat es mir einen in's Gesicht geschneit."

Der Bauer suchte einen Stein, um ihn als Dach gegen den Schnee auf die Laterne zu legen, und sie eilten im heftigsten Schneegestöber vorwärts. Jetzt kamen sie an den Steg,

der über den Bach führte; der Pfarrer hielt sich dicht an den Führer. „Gemach, gemach!“ rief Heinrich, „eilt nicht so, ich sehe ja nichts!“

Während aber der Bauer sich mit der Laterne nach ihm umwandte, glitt Heinrich im Schnee aus und stürzte mit einem mächtigen Plump von dem Stege, der nur auf einer Seite ein Geländer hatte, in den Bach.

„Herr Jesus!“ rief der Pfarrer, „kannst du schwimmen?“

Der Bauer leuchtete gleichmüthig hinunter, hielt aber die Laterne schief, so daß der Stein ebenfalls in's Wasser fiel; im selben Augenblick zischte das Licht von einer hineingefallenen Schneeflocke und erlosch.

„Jetzt ist's aus!“ sagte der Pfarrer.

„Helft mir nur das steile Ufer herauf!“ rief Heinrich drunten, „aus dem Wasser bin ich schon!“

Die Beiden eilten in der Finsterniß hinzu, und es hielt schwer und gelang nur durch das feste Anstemmen des Bauers, den armen, triefenden Jüngling heraufzuziehen.

„Jetzt eilt, daß wir nach Hause kommen,“ rief er, „der Frost schüttelt mich!“

Sie suchten den Fußpfad wieder. „Hier,“ sagte der Bauer, „dürfen die Herren nur gerade vor sich gehen und sich links gegen den Berg halten, daß sie nicht noch einmal an den Bach kommen.“

„Ihr geht doch mit, Freund?“ rief der Pfarrer.

„Ich bin jetzt zu nichts mehr nutz,“ erwiderte jener, „da ich kein Licht mehr habe, und euer Weg ist leichter zu finden als der meinige. Wenn ich nur schon über den Steg wäre,“ hörten sie ihn bereits in einiger Entfernung sagen; nach einer Weile brummte er: „Gottlob!“ und war in der Nacht verschwunden, ohne eine Bezahlung abzuwarten.

„Alle Teufel! Der Flegel sorgt für seine eigene Haut!“ rief der Pfarrer.

„Natürlich,“ versetzte Heinrich, „in Kurzem liegt der Schnee wenigstens einen Schuh hoch. Mach' nur, daß wir vorwärts kommen, ich fühle, daß ein Fieber im Anzug ist.“

Sie eilten, was sie konnten; die Beschwerde vergrößerte

sich mit jedem Schritt; das Gestöber schien immer dichter zu werden, der Wind wehte es ihnen gerade in's Gesicht, so daß sie nur mit Mühe dagegen vordringen konnten.

„Man hat ein Gefühl, als ob man einen Berg hinanstiege," sagte Heinrich, „wenn man so gegen den Schnee arbeitet."

„Nur immer links!" rief der Pfarrer mit noch etwas schwerer Zunge.

„Jetzt sollten wir aber doch an dem Dorfe sein," sagte Heinrich ungeduldig, nachdem sie sich lange Zeit schweigend durchgekämpft hatten.

„Weiß der Henker, wo es steckt," erwiderte der Pfarrer.

Nach einer Weile fiel er hin, er raffte sich auf, von Heinrich unterstützt, und sagte: „Nun können sie morgen kommen und einen Pfarrer im Schnee suchen."

„Weißt du, warum du gefallen bist?" rief Heinrich und hieß ihn still stehen; „wir sind zu weit links gegangen und steigen schon eine gute Weile bergan. In dieser weißen Finsterniß merkt man's nicht, bis der Fuß an den steileren Abhang stößt."

„Das ist eine schöne Geschichte!" rief der Pfarrer, „jetzt ist guter Rath theuer."

„Komm nur," sagte Heinrich und nahm ihn am Arm, „jetzt müssen wir uns wieder ganz rechts wenden, um in's Thal zurückzukommen."

Sie fühlten sogleich, daß der Weg abwärts führte, und stiegen, den Schneesturm im Rücken, bald ausgleitend, bald hinfallend, so langsam und vorsichtig als möglich hinab.

„Jetzt immer zu, immer zu!" rief der Pfarrer.

Sie gingen auf ebenem Boden, aber in immer tieferem, pfadlosem Schnee mühselig fort. Es mochte eine Stunde seit Heinrich's Unfall verlaufen sein. „Halt!" gebot dieser endlich, „da geht's ja schon wieder bergauf!"

Sie blieben rathlos stehen. „Das ist eine Nacht!" rief der Pfarrer.

„Horch!" rief Heinrich, „hast du nichts gehört? Ein Glockenton! Und jetzt wieder!"

„Ganz verloren!“ sagte der Pfarrer, „der Schnee läßt ihn nicht recht durch die Luft dringen.“

„Aber ich habe mir gemerkt, wo er herkam!“ rief Heinrich freudig, „komm, folge mir, er führt uns in irgend ein Dorf.“

Sie traten ihre Irrfahrt wieder an und waren kaum fünfzig Schritte, um sich her tastend, rückwärts gegangen, so stieß Heinrich an einen Gegenstand, den er für ein Haus erklärte. Sie umgingen es auf allen Seiten, und als sie die Thüre gefunden hatten, pochte der Pfarrer heftig an und rief mit donnernder Stimme: „He da! Aufgemacht! Aufgemacht! Sagt uns, wo wir sind, und führt uns in's Wirthshaus!“

Ein Fenster öffnete sich, und eine Männerstimme rief heraus: „Hier gibt's kein Wirthshaus!“

„Was? Kein Wirthshaus?“ rief der Pfarrer, „jetzt sind wir vollends in der Patsche!“

„Ist Er's, Herr Pfarrer?“ fragte der Mann lachend, „Er braucht kein Wirthshaus, Er ist ja in Seinem eigenen Dorf.“

„Was bin ich?“ rief der Pfarrer, „ich wollt, ich wär' —“

„Guter Freund!“ erhob Heinrich seine Stimme, „seid so gut und zeigt uns den Weg in's Pfarrhaus! Wir haben uns verirrt und sind so vom Schnee geblendet, daß wir uns nicht einmal hier mehr zurechtfinden können.“

„Bitt' dich um's Himmels willen!“ flüsterte der Pfarrer, „er muß uns ja für betrunken halten! — „Sagt mir nur, an welchem Haus ich bin,“ rief er laut, „ich will mich schon zurechtfinden! Ich weiß nur nicht, wo und wie wir über Stock und Stein in's Dorf hereingerathen sind.“

„Er ist an's Balthasar Haugen Haus!“ antwortete der Bauer, und Heinrich mußte hell auflachen, als er in diesem Erdenwinkel den gelehrten Namen hörte.

Nach einer Viertelstunde hatten sie das Pfarrhaus erreicht, und hier ergab es sich, daß die Pfarrerin in ihrer Besorgniß, da die Männer so lang ausblieben, in die Kirche gelaufen war und die Glocke gezogen hatte. Sie war eben im Begriffe, Boten nach ihnen auszusenden. Der Pfarrer umarmte sie lebhaft und rief: „Ohne dich ruderten wir noch

da draußen herum und wären wahrscheinlich über Nacht erfroren." — Sie sah ihn aber scheel an, entwand sich seinen Armen und sagte: „Du kannst doch nie ordentlich nach Hause kommen!"

Das Wohnzimmer war angenehm erwärmt; hinter der Thüre eines Schrankes wechselte Heinrich seine Kleider und zog einige abgetragene vom Pfarrer an; da dieser nur einen einzigen Rock besaß, mußte sich der Gast in seinen Kirchenrock hüllen. Er betrachtete sich und gedachte des Berufs, zu dem er einst bestimmt war. Indessen hatte die Pfarrerin ein Bett aufgemacht; sie hing seine Kleider in die Nähe des Ofens und trug einen Kaffee auf, der diesmal ungeschmälzt war und unsrem frostdurchschauerten Helden sehr zu Statten kam. Seine Wirthe ließen ihn bald allein, er legte sich zu Bette und dachte im Einschlafen unwillkürlich an den Vers, den er an des Pfarrers Betthimmel gelesen hatte.

Ob dieser unter seiner Jakobsleiter, ohne daß ihm seine Frau einen lehrreichen Abendsegen las, zur Ruhe gekommen ist, wissen wir nicht; aber bald nach Mitternacht erwachte er wieder und fühlte einen brennenden Durst; während er nun aufstand, um diesen zu befriedigen, glaubte er vor dem Hause ein Geräusch zu vernehmen. Er trat an's Fenster und öffnete es leise. Drunten vor der Hausthüre erblickte er einen Haufen Leute, beschäftigt, wie es ihm schien, die Thüre zu öffnen. Er rieb sich die Augen und wußte nicht, ob er wache oder träume. Der Himmel war hell, und auf dem Boden lag hoher Schnee. Er sah noch einmal hin, und die Erscheinung war wie zuvor; in einiger Entfernung erblickte er eine Gruppe, dicht an einander gedrängt; sie schienen etwas zu tragen, und er war ungewiß, ob sie sich näherten oder entfernten. „Was thu' ich?" dachte er, „wenn ich auch das ganze Haus alarmire, so sind wir doch nicht Manns genug, um es mit einer solchen Bande aufzunehmen. Vielleicht lassen sie sich abschrecken." — Er ergriff einen Fensterladen und warf ihn mit großer Gewalt an die Wand; der Schlag war so heftig, daß es ihm selbst vorkam, als wäre ein Schuß gefallen. Vorsichtig sah er hinaus und bemerkte

mit Freuden, daß seine Demonstration gewirkt hatte; wenigstens entfernten sich die Nachtgesellen eilig, und bald war drunten nichts mehr zu erblicken. Im Hause blieb Alles still. Der Pfarrer wollte Niemand beunruhigen; er aß von dem frischgefallenen Schnee auf dem Fenstergesimse und legte sich hinlänglich abgekühlt zu Bette. Seine Frau bewegte sich unruhig, er aber schlief schnell wieder ein, und die Begebenheit hatte nur den leichten Eindruck eines Traumes in seiner Seele zurückgelassen.

28.

> O könnt' ich ihn mit diesen Armen weit
> Hinübertragen in ein glücklich Land,
> Wo Friede wohnet und wo Freude blüht,
> Wo dem Erwachenden sein schweres Leid
> Verschwunden wäre wie ein böser Traum.
>
> Uhland, Herzog Ernst.

Der Pfarrer wäre den andern Morgen nicht allzu zeitig erwacht, hätte seine Frau ihn nicht angestoßen. Er gähnte und legte sich auf die andre Seite, um den hartnäckigen Schlummer fortzusetzen, mußte aber endlich den wiederholten Ermunterungen gehorchen und erhob sich seufzend, mit dem demüthigen Bewußtsein, daß seine gestrenge Hälfte diese Schlaftrunkenheit mit Recht einer nicht gar löblichen Ursache zuschreibe. Als er das Fenster öffnete, sah er einen Haufen verworrener Fußstapfen, welche ihn plötzlich an seinen Traum erinnerten. Eine böse Ahnung überfiel ihn. „Röse, das war kein Traum!" rief er seiner verwunderten Gattin zu und eilte, nach seinem Gast zu sehen.

Er fand das Bette leer; die Kleidungsstücke waren fort, bis auf den Rock, der noch hinter dem Ofen hing. Er rief und suchte im Haus umher: keine Antwort. Er eilte hinaus

in der schwachen Hoffnung, der Freund habe vielleicht einen Morgenspaziergang gemacht. Aber er konnte außer den Fußstapfen, welche den nächstgelegenen Berg hinanführten, keine einzelne Spur entdecken, und so hatte er bald die Gewißheit, die er so lang von sich zu weisen gesucht.

„Alles richtig!" sagte er, als er zurückkam, „er ist gestohlen worden."

„Gestohlen?" rief die Pfarrerin mit Entsetzen und rannte hinweg, um nach ihrem Eigenthum zu sehen, kam aber beruhigt wieder zurück und fragte, „wer gestohlen sei und von wem?"

Matthäus saß rathlos am Tische, den Kopf auf den Arm gestützt, und versetzte unwillig: „Nun, ich sage dir's ja, die Zigeuner haben unsern Gast gestohlen."

„Die Zigeuner? Gestern sah ich einen um die Kirche herumgehen."

„Unseliges Weib! Warum hast du uns das nicht gleich gesagt? Jetzt sind sie uns zuvorgekommen."

„Aber was hat er denn mit den Zigeunern zu schaffen, oder die Zigeuner mit ihm? Sie stehlen doch sonst keine so alten Kinder?"

„Geschwätz!" rief der Pfarrer, „er kam ja ausdrücklich, um sie auszuspioniren."

„Ausspioniren!" sagte die Pfarrerin verächtlich, „ich habe den saubern artigen Menschen für was Ordentliches gehalten, und nun ist er ein Spion. Der ist wohl fort. Was gibst du dich auch mit solchen Leuten ab?"

„Das verstehst du nicht!" rief der Pfarrer zornig.

„Ja, ja!" brummte die hübsche Frau und ging an ihre häuslichen Geschäfte.

„Was thun jetzt?" rief der Pfarrer und ging im Zimmer auf und ab. „Wie dumm! Sein Ueberrock hängt ja noch hinter dem Ofen! Also hab' ich auch die Papiere und kann ein paar Aemter nach ihm aufbieten!"

Der halbnasse Rock war freilich da, aber die Brieftasche war ebenfalls verschwunden. „Die sind klüger als wir!" sagte er, den Finger an die Nase legend.

Während er nun dieser wunderbaren und schreckenvollen Begebenheit nachsann, kam ein Bote, den seine Frau nach allerlei Luxusartikeln ausgeschickt hatte, aus dem ziemlich entlegenen Amtsstädtchen zurück und brachte statt des Zuckers, der dem Krämer ausgegangen war, ein herrschaftliches Schreiben mit, worin die längst nachgesuchte Verbesserung der Hausthüre endlich bewilligt war, nebst dem mündlichen Beifügen des Amts, daß der Schlosser morgen schon eintreffen werde.

„Hol' ihn der Teufel!" rief der Pfarrer wüthend, „hätte er nicht gestern kommen können? Röschen," sagte er zu seiner Frau, die eben mit dem Frühstück hereintrat, „ich habe mich jetzt aus der ersten Betäubung erholt, und es ist mir klar, was ich zu thun habe. Höre mich an, mein Kind, und sei fein vernünftig. Packe mir Mundvorrath zusammen und etwas Trinkbares; ich werde einige handfeste Bursche mitnehmen und vielleicht mehrere Tage ausbleiben. Es ist Freundespflicht, hörst du? Und zwar ohne Verzug!"

Die Pfarrerin deutete statt aller Antwort nach dem kleinen hölzernen Glockenthurm, von wo so eben das erste Zeichen zum Gottesdienst erscholl: „Und wer wird dann predigen?" sagte sie.

Der Pfarrer, der nicht leicht aus der Fassung zu bringen war, eilte an's Fenster und befahl, alsbald beide Glocken anzuziehen, denn so hoch belief sich sein Kirchengeläute, und den Schulmeister an seinen Posten zu rufen. „Ich will die Predigt sogleich halten," sagte er, „und will's kurz machen. Was ich vorhabe, ist auch ein Gottesdienst. Gib mir schnell meinen Kirchenrock."

Die Pfarrerin ging nach dem Kasten, kehrte aber nach einigen Schritten wieder um und sagte: „Den hast du ja gestern Abend dem jungen Herrn angethan."

Der Pfarrer sah sie mit weit aufgerissenen Augen an und sprach kein Wort, denn er wußte schon genug. Seine Frau aber, die nach dem Bette des Gastes geeilt war, rief in der äußersten Bestürzung: „O, wie ist die Welt so schlecht! Die Spitzbuben haben ihn in deinem Kirchenrock fortgeführt! Hätte er denn nicht schreien können?"

„Sie werden ihm schon für's Schreien gethan haben," versetzte der Pfarrer. „Das hat sein junger Phantast angezettelt; übrigens ein Trost für uns und eine Hoffnung, daß ihm nicht viel Böses widerfahren wird."

„Sorg' du für dich selber!" rief die Pfarrerin: „eine Predigt und kein Kirchenrock! Du bist um den Dienst," setzte sie lautweinend hinzu.

„Im Kirchenrock unter den Zigeunern!" rief der Pfarrer, ohne auf diese Besorgniß zu achten, und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Nun, was mich betrifft," sagte er, als er sich erholt hatte, „so kann ich mir mit dem heutigen Evangelium gut durchhelfen. Gib mir nur meinen gewöhnlichen Ueberrock; sie läuten schon zusammen.

„Die Leute können ja kaum von den nächsten Häusern da sein!" entgegnete seine Frau.

„Thut nichts!" sagte er und begab sich zur Kirche, wo er die wenigen Versammelten, ohne die Kanzel zu besteigen, also anredete:

„Meine liebe Bauern! Ich soll euch predigen, und zwar über das Evangelium von dem Manne, der kein hochzeitlich Kleid an hatte. Aber ich habe selbst keines an. Folglich kann ich euch auch nicht predigen. Mein Kirchenrock ist mir diese Nacht gestohlen worden und ein angesehener Gast dazu, der dem Herzog sehr am Herzen liegt. Ihr werdet euch deßhalb gute Zeiten machen, wenn ihr mir ihn suchen helft. Kommt und nehmt noch Andre mit! Die Willfährigsten dürfen sich auf eine schöne Belohnung gefaßt machen. Amen."

Diese kurze Stegreifpredigt hatte eine größere Wirkung als vielleicht die studirteste Kanzelrede. Einige Riesen vom alten Flözerstamme erhoben sich, nachdem sie einander eine Weile angesehen hatten, und traten zu ihrem Seelenhirten; Nachkommende, mit ein paar schnellen Worten von Menschenraub und Belohnung verständigt, schloßen sich an. Der Pfarrer durchstreifte mit ihnen das schmale Thälchen, klopfte aus den vereinzelten Hütten seiner Gemeinde, hier aus einem Wäldlerhäuschen am Berg, dort aus einer Sägmühle am

Wasser, noch einen und den andern Streifer heraus, führte das ganze Contingent zum Pfarrhause, wo seine Frau einen Heidelbeergeist herbeischaffen mußte, und dann ging es muthig den Berg hinan. Der Pfarrer, in großen Stiefeln an der Spitze seines Aufgebots marschirend, folgte den Schneespuren, welche weder in einen Pfad einlenkten noch auch nur dem Zug einer Anhöhe oder eines Thales sich bequemten, sondern quer über die vielen Einschnitte der Gegend in beständigem Wechsel bergauf und bergunter leiteten. Der Feind mochte wohl auf ein fortdauerndes Gestöber, das seine Fußstapfen wieder verwischte, gerechnet haben. Als sie einige Stunden auf diesem mühseligen und schlüpfrigen Wege zurückgelegt hatten, kamen sie, schroff zwischen Tannen niedersteigend und vielfach ausglitschend, an das Ufer eines Flüßchens, worin beschneites Floßholz lag.

„Halt!" rief der Pfarrer, und seine Mannschaft stand still. „Hier gehen die Spuren aus," sagte er, „diesseits und jenseits nichts zu erblicken. Geh' einer am Bach hinauf und einer hinab, um zu sehen, ob sie irgendwo wieder zum Vorschein kommen."

Die Beorderten lösten sich von dem Häuflein ab. Der Pfarrer trat näher an das Ufer und blickte zwischen die schneebedeckten Steinblöcke, die auf allen Seiten den Zugang versperrten. „Was ist denn das?" rief er auf einmal, „der Schnee weggescharrt, der Stein von frischem Rauch geschwärzt, und — ja wahrhaftig! Hier liegt noch eine verglimmende Kohle. Jetzt haben wir sie! Wir haben sie! Sie können noch nicht weit sein; hier haben sie Rast gemacht."

Einer der Abgesandten kam zurück und berichtete, daß aufwärts am Wasser keine Spur zu sehen sei. Gleich darauf eilte der andre heran und winkte schon von Weitem, „da unten sind sie!" rief er, und mit einem unterdrückten Freudenschrei drang der Pfarrer durch Gestein und dürres Gesträuch, seine Mannschaft hinter ihm her. Einen Büchsenschuß unterhalb der Feuerstelle sah man jenseits des Baches Fußstapfen, welche sich zwischen dichten Tannen verloren. Der Pfarrer setzte mit Hilfe seines langen, eisenbeschlagenen

Stockes über das Wasser, blieb aber kopfschüttelnd stehen und sagte: „das Ding will mir nur halb gefallen, es sind der Spuren viel weniger."

„Denk' wohl, sie sind einander in die Stapfen getreten, die schlauen Vögel!" sagte einer der Bauern.

„Mag sein," erwiderte der Pfarrer und stieg keuchend einen steilen Waldberg, den Zickzackspuren folgend, hinan. Sie führten von da zu einem noch höhern First, zwischen zahllosen aufgesetzten Klaftern von Scheiterholz hindurch, einer Vertiefung zu, wo ein Geräusch zu vernehmen war. Jetzt gerieth das Aufgebot in nicht geringe Spannung; der Pfarrer, mit klopfendem Feldherrnherzen, gab einen Wink zum Stillstand, ging bei den Einzelnen umher, sprach ihnen Muth ein, vertheilte dann seine Truppen und führte sie in das Dickicht. Bald merkte er, daß er dem Ziele seiner Verfolgung nahe sei: er hielt vor der Stelle, woher das Geräusch gekommen war, und wartete, bis seine Streifmannschaft dieselbe rings eingeschlossen hatte. Dann commandirte er mit lauter Stimme: „Vorwärts! d'rauf!" Und alle drangen zu gleicher Zeit hinein. Aber wie fand er sich enttäuscht, als er Niemand anderes erblickte, als die beiden gestern ausgeschickten Späher, welche, ihren Auftrag sich trefflich zu Nutzen machend, beschäftigt waren, ein paar Klafter auf ungeheure Holzschlitten zu laden. Er trat einen Schritt zurück; sein Gefolge, das einen Augenblick mit aufgehobenen Knitteln und aufgesperrten Mäulern dagestanden war, brach in ein donnerndes Gelächter aus.

„Nun, das muß ich sagen!" rief der Pfarrer, nachdem er sich gefaßt hatte, „ihr seid pünktlich in eurer Verrichtung! Das also ist der Feind, gegen den man euch beordert hat?"

„Die stehlen das Holz und die Schlitten dazu," flüsterte der Bauer, der ihn in der Wahl dieses Weges bestätigt hatte. „Es hat mir doch vorhin gleich geschwant," fügte er bei, „daß die breiten Stapfen von Bauernfüßen kommen."

„So? Und warum habt Ihr das nicht gleich gesagt?" rief der Pfarrer.

Da er auf diese billige Frage keine Antwort bekam, so

wandte er sich zu den beiden Spähern, welche verblüfft am Schlitten nestelten. „Habt ihr die Zigeuner gesehen?" fragte er.

„Nein, Herr Pfarrer!" antworteten sie aus Einem Munde.

„Das glaub' ich gern!" sagte er, „denn ihr waret ganz und gar auf dem Holzweg, und nun habt ihr auch uns noch darauf gelockt. Fort jetzt! marsch! Wir müssen geradewegs zurück, und ihr beiden schließt euch an oder geht nach Hause; denn so ist's nicht gemeint, daß das Handwerk da meinen Segen haben soll."

Rasch ging es in den trügerischen Spuren den Berg wieder hinab, und der Pfarrer, als er an das andere Ufer des Flüßchens zurückkam, gewahrte zu seinem Verdrusse jetzt erst, was er vorhin im Entdeckungseifer und vor den im Wege liegenden Felsblöcken übersehen hatte, daß die Fußstapfen seiner beiden saubern Kundschafter auch diesseits weithin sichtbar waren, somit von den bisher verfolgten Spuren leicht hätten unterschieden werden können.

Der Bauer, der dem Pfarrer seine Weisheit zu vernehmen gegeben hatte, schlich sich zu den beiden verdrießlichen Nachzüglern und sagte leise: „Das Holz ist doch zu viel für euch, auf die Nacht will ich helfen; der Schnee kommt uns gut, wir riesen die Schlitten hinunter, und darnach weiß ich einen geschickten Weg durch's Thal."

„Den wissen wir auch," war die kurze Antwort, welche den Bewerber veranlaßte, sich wieder zum Vortrab zu begeben.

„Diesen Umweg hätten wir uns ersparen können," sagte der Pfarrer, als sie wieder an der Feuerstelle angelangt waren, „doch was gilt's? wir holen die Feinde noch ein." — Er bedachte sich eine Weile, indem er in das Wasser blickte: „Da die Spuren hier aufhören," sagte er endlich zu seinem Gefolge, „so kann ich nicht anders vermuthen, als daß die Schelme im Wasser fortgegangen sind, und da ist's doch das Wahrscheinlichste, daß sie den Weg aufwärts, dem tiefern

Gebirge zu, genommen haben. Also laßt uns dem Bach entgegengehen so gut es das Terrain erlaubt."

Das Häuflein brach auf und schloß sich den Windungen des Wassers auf beschwerlichem, völlig pfadlosem Wege an, der bald von Steinblöcken, bald von überhängenden Tannen unterbrochen war. Der hartnäckige Bauer jedoch, der sich durchaus in die Kameradschaft der beiden Holzdiebe eindrängen wollte, machte sich von Neuem zu ihnen und sagte: „Unser einer muß doch immer bei den Zigeunern in die Schule gehen. Was das ein verfluchter Einfall ist, im Bach zu gehen, daß und damit man keine Fußstapfen sieht! Zwar unser Pfarrer ist auch nicht auf den Kopf gefallen, der kommt ihnen gleich hinter die Schliche. Aber ich denke dabei, mit dem Holz auf die Nacht könnten wir's auch so machen: wenn wir die Schlitten in's Wasser herunter bringen und führen sie darin fort, so verrathen uns die Leisen nicht, und dem reichen Joggel thut's ja keinen Schaden."

Die beiden Andern sahen sich an und wechselten beifällige Blicke. „Das ist auch wahr!" sagte endlich einer von ihnen, und so kam eine zögernde Unterredung zu Stande, welche dem Erfinder des Projects Hoffnung gab, der Dritte in diesem Bunde zu werden.

Inzwischen hatte man den Ursprung des Flüßchens erreicht, und der Pfarrer blieb mit einem Jubelrufe stehen, auf die Fußstapfen deutend, welche aus dem Wasser hervor und eine steile Anhöhe hinauf liefen. „Das sind die alten Spuren!" rief er, „immer d'rauf! Jetzt gehen wir sicher."

Er eilte so schnell voraus, daß er oben keuchend auf seinem Stock ausruhen mußte. Die Bauern kamen nach und sahen einander bedenklich an. Ein breiteres Thal, von einem Fluß durchschnitten, lag zu ihren Füßen, und jenseits desselben stieg in immer größern Absätzen das Hochgebirge vor ihnen auf. Der Pfarrer, dem es mittäglich zu Muthe werden mochte, ließ Brod auspacken, und der Krug mit dem belebenden Feuerwasser machte die Runde. Hierauf sprach Matthäus seiner Mannschaft beweglich zu, mit ihm über die Murg zu gehen, und sie folgte ihm, unwillig zwar, doch

schweigend, in's Thal hinab, über den Fluß und auf's Neue bergan.

„Es ist mir undenkbar!" sagte er, als sie am späten Nachmittage, durch die beschneiten Wälder sich emporarbeitend, schwitzend und ermüdet, einen Sattel zwischen den höchsten Bergköpfen erstiegen hatten, auf welchem die Spuren fortliefen: „Sie können kaum eine Viertelstunde vor uns her sein, und doch holen wir den Vorsprung nicht ein! Wo sind wir denn jetzt eigentlich?"

„Ich bin hier wohlbekannt," sagte einer der Bauern, „dort links hin zieht sich der Kniebis, und da drüben rechts liegt der Katzenkopf. Aber wir kriegen noch mehr Schnee, der Himmel übergeht."

„Vorwärts denn, daß uns die Spuren nicht zugedeckt werden!" rief der Pfarrer. Während er noch sprach, begannen die Flocken dichter und immer dichter zu fallen.

Die Bauern schienen schon längst auf einen guten Anlaß gewartet zu haben, und jetzt brach die Empörung in lichten Flammen aus. „Einen übeln Heimweg bekommen wir!" hob einer von ihnen als Sprecher an, „und vor uns wird auch nicht mehr viel zu finden sein."

Der Pfarrer bot seine ganze Beredtsamkeit auf, der Bauer jedoch, denn er bewaffnet sich niemals blos mit Einem Grunde, fuhr er fort: „Ja, aber, Herr Pfarrer, jetzt sind wir über der Grenze, und das könnte uns Ungelegenheiten machen."

„Ueber der Grenze?" rief der Pfarrer betroffen, „wo denn? In der Markgrafschaft?"

„Nein," war die Antwort, „im Straßburgischen! Da drüben, schon hinter uns, muß der Dreifürstenstein stehen."

„Ein württembergischer Pfarrer und der Bischof von Straßburg!" murmelte Matthäus, „aber dennoch vorwärts! Ich nehm's auf mich."

Die Bauern schüttelten die Köpfe gegen einander, und keiner rührte einen Fuß. Eben wollte der Pfarrer zornig losbrechen, als er zwischen den Bäumen von einer schwachen Stimme seinen Namen aussprechen hörte. Es klang nur wie

ein ferner Hauch, aber er war überzeugt, daß er richtig vernommen habe. „Roller!“ rief er und drang mit einem Sprung hinein. Da ertönte ein donnerndes Halt! Er blickte umher, und erst nach einigem Spähen gewahrte er, an eine Riesentanne gelehnt, einen jungen Zigeuner mit angeschlagenem Gewehr. Unwillkürlich mußte er seine Blicke an der prächtigen schlanken Gestalt, an den edlen Zügen des gebräunten Angesichts und an den blitzenden Augen des jungen Mannes waiden, aber nur einen Augenblick, und dann setzte er seine Bewegung mit hochgeschwungenem Stocke fort. „Halt!“ wiederholte der Zigeuner, „bei der Seele meines Vaters, Ihr seid des Todes, wenn Ihr einen Schritt weiter geht.“

Er hatte den Finger am Drücker, und seine Stimme klang so ernstlich, daß der Pfarrer stehen blieb. „Wer gibt dir das Recht,“ rief er, „das Gewehr auf mich zu richten?“

„Mein Dienst.“

„Wer bist du?“

„Ein Mann.“

„Wem dienst du?“

„Wen ich lieb hab'.“

Der Pfarrer betrachtete den tüchtigen Jüngling von Neuem; dann sagte er: „Du hast einen Mann aus einem friedlichen Hause mit Gewalt entführt. Er ist mein Freund, gib ihn heraus!“

„Nimmermehr.“

„Er ist hier nahe. Ich habe seine Stimme gehört, er hört die meinige.“

„Er hört sie nicht.“

Der Pfarrer sprang entsetzt zurück und feuerte seine Mannschaft an, die ihm zögernd einige Schritte folgte. Als aber noch mehr Flintenläufe blitzten und mehrere wilde, braune Gesellen sich zwischen den Bäumen zeigten, da machten die Bauern eine rückgängige Bewegung und erklärten einmüthig, für blaue Bohnen hätten sie keinen Geschmack.

Der junge Zigeuner lachte. Der Pfarrer gerieth in Verzweiflung, die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und kaum konnte er ein paar Worte hervorbringen. „Heimtückischer

Mörder!" rief er, „und euch," wandte er sich zu seinen Bauern, „mach' ich verantwortlich für diesen Mord."

„Was Mord?" rief der Zigeuner und sah hoch und stolz herab. „Hier ist von keinem Mord die Rede."

Der gute Matthäus athmete wieder auf. „Wo hast du ihn? was hast du ihm gethan?" rief er.

„Ich hab' ihm nichts gethan, der Anstoß ist von selber gekommen. Was kann ich dafür, daß die Zuckerpuppe so zerbrechlich ist? Sie hat mir einen sauren Weg gemacht."

„Er ist krank!" rief Matthäus, „schon gestern hatte er einen Unfall und sah einem Fieber entgegen; diese Nacht wird vollends das ihrige gethan haben."

„Es wird vorübergehen," erwiderte der Zigeuner, „wenn er eine wackere Natur hat, so ist's nicht gefährlich. Ueberdem ist er in bessern Händen, als wenn Ihr Eure Doctoren auf ihn hetzt."

„Führt mich zu ihm!" rief Matthäus entschieden, „ich muß ihn sehen."

Der Zigeuner bedachte sich ein wenig. „Allein mögt Ihr mitkommen," sagte er endlich, „gebt mir Euer Wort, daß Ihr wieder gehen wollt, wenn man's Euch heißt."

Der Pfarrer sah ihn ingrimmig an und warf einen Blick der Verachtung auf sein Gefolge; dann erfüllte er den Willen seines Gegners und folgte diesem, der mit abgesetztem Gewehre voranging. Die andern Zigeuner blieben auf einen Wink ihres Anführers, denn dies schien er zu sein, als Wache gegen die Bauern zurück.

Mit drei Schritten befand sich Matthäus an der ersehnten Stelle. Eine ungeheure Masse von Granittrümmern hatte sich hier einst vom Gipfel herabgewälzt und bedeckte, aufgehalten im Sturz und von Moos und Tannen überwachsen, den Abhang bis in die Tiefe hinunter. Die obersten, zwei an einander gelehnten Grabsteinen gleichend, bildeten eine Wölbung, die einen vorübergehenden Schutz gegen die Witterung gewähren konnte. Hier lag der Kranke, sorgfältig in bunte Tücher gehüllt. Sein Leib ruhte auf weichem Moos, und sein Haupt lag im Schooße eines Zi=

geuners. Neben ihm brannte ein Feuer, dessen Rauch sich jetzt langsam durch das Gestein und an den Tannen emporzukräuseln begann.

„Armer Freund!" rief Matthäus, in's Moos neben ihm niederknieend. Der Anführer hatte wahr gesprochen, Heinrich hörte ihn nicht, er hatte seinen Namen vorhin im Fiebertraum ausgerufen. Seine Glieder bebten im Frost, und eine unheilverkündende Glut überflog von Zeit zu Zeit sein bleiches Angesicht.

„Und Mord sag' ich dennoch!" rief der Pfarrer zornig emporfahrend, „auf euch liegt die Schuld, wenn es unerwünscht mit ihm geht."

„Hier hilft Streiten zu nichts," begann der junge Zigeuner mit kaltem Tone. „Ich habe gethan, was mir befohlen war. An mir lag's nicht, wenn er nicht ruhig in seinem Bette blieb. Ich wollt', er wär' eine Tagreise tief unter dem Boden!" setzte er mit einem grimmigen Blick auf den Kranken hinzu. „Wenn's auf mich ankäme, da, fort! sagt' ich, macht, daß Ihr mir ihn aus den Augen schafft! Bringt mich nicht auf, sonst wird es übel gehen."

Während die beiden Männer eben im Begriff waren, sich zur unglücklichen Stunde gegen einander zu erhitzen, bewegte sich der Kranke. „Lottchen!" flüsterte er und hob den Arm wie gegen eine Erscheinung.

Der junge Zigeuner trat erstaunt und mit gemilderter Miene hinzu. „Was hat er gesagt?" fragte er.

„Lottchen!" wiederholte Heinrich stammelnd, „laß uns wieder sein wie sonst! O die alten Zeiten!"

Seine Züge wurden still und freundlich; dann aber drückten sie einen plötzlichen Schmerz aus. Er ließ den Arm fallen und athmete schwer.

Der Zigeuner sah ihm theilnehmend in's Angesicht und murmelte einige unverständliche Worte. Hierauf holte er einen Trank, den er am Feuer gebraut hatte, flößte ihn den halbgeöffneten Lippen ein, und endlich rieb er ihm Stirn und Schläfen mit frischem Schnee.

„Thut das gut?" fragte der Pfarrer, der stillschweigend zusah.

„Sehr gut!" erwiderte der junge Zigeuner, ohne in seiner eifrigen Beschäftigung einzuhalten.

Der Erfolg rechtfertigte seine Worte. Bald wurde der Athem des Kranken leichter; er streckte sich aus und fiel in einen ruhigen Schlummer.

„Dieser Schlaf ist nicht mit Gold zu bezahlen," sagte der braune Arzt, „wollt Ihr ihn nun verstören und uns entreißen?"

„Nein!" versetzte der Pfarrer, „aber was soll hernach aus ihm werden?"

„Harret in Geduld!" erwiderte der Zigeuner. „Indessen will ich gegen Euren Schwur auch einen setzen. Bei der Seele meines Vaters und bei dem Herzen meiner Mutter: es soll ihm nichts Leides widerfahren, so lang er sich friedlich hält! Vielleicht wird er frei, sobald er nur will. Aber hergeben kann ich ihn nicht, wenn ich auch wollte, und Eure Heldenmichel hätten ganz anders anrücken dürfen, Ihr hättet ihn doch nicht herausgekriegt."

„Antwortet mir auf eine Frage," sagte der Pfarrer, „habt Ihr ihn auf Antrieb des jungen Mannes gefangen, den er suchen ging?"

Der junge Zigeuner sah ihn lächelnd an und nickte, indem eine dunkle Röthe sein schönes Gesicht überflog; zugleich warf er einen schlauen Blick auf den Schlafenden. „Und nun geht!" sagte er, „ich muß Ruhe für ihn haben; so wie er's ertragen kann, brechen wir wieder auf. So lieb Euch sein Leben ist, stellt nichts Weiteres gegen uns an; Ihr gewinnt am meisten durch Schweigen und Warten. Noch eins!" fügte er hinzu und nahm ein Bündel unter dem Stein hervor: „wir haben jetzt Decken genug für ihn und wollen's bei Eurer heutigen Verlegenheit bewenden lassen."

Er reichte ihm das Bündel, welches der Pfarrer für seinen Kirchenrock erkannte, und winkte ihm zu gehen. Matthäus beugte sich mit schmerzlicher Resignation über den schlafenden Freund herab und verließ den Platz, nachdem er sich das Versprechen des Zigeuners hatte wiederholen lassen.

Seine Bauern schien das Warten verdrossen zu haben: sie waren sämmtlich verschwunden. Er eilte weit in der tiefen Einsamkeit zurück, bis er sie erreichte, und als er gegen den Anbruch des folgenden Morgens todtmüd und wie zerschlagen nach Hause kam, hatte er zwar bei seiner Frau große Ehre durch das wieder eroberte hochzeitliche Gewand, desto geringere aber bei sich selbst erworben.

29.

Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte,
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen.
Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab' ich vernommen!

E. Mörike.

Der schnell gefallene Schnee war schnell wieder geschmolzen, und die Sonne schien mit Frühlingswärme in die enge Felsenschlucht, durch welche der angeschwollene Bach in vielen Absätzen mit einem donnerartigen Geräusch herunterstürzte. In einer Grotte, welche ohne sichtbaren Zugang, hoch über einem der Wasserfälle, sich nur wenige Schritte in den Felsen vertiefte, saß eine wunderliche Gesellschaft, klein, und doch fast zu zahlreich für den spärlichen Raum, den sie bewohnte. Die Hauptperson war ein Knabe in phantastischer Zigeunertracht, der auf der Laute tändelte, während ein altes Zigeunerweib mit großer Sorgfalt seine kastanienbraunen Locken flocht. Neben ihm, sehnsüchtig in die dunklen Augen, auf die zierlich gedrechselten Finger blickend, saß der schlanke braune Jäger, vor welchem der Pfarrer hatte die Segel

streichen müssen. Der Vierte, der etwas entfernt von dieser Gruppe am Rand des Felsen lehnte, war die sonderbarste Gestalt von allen, ein junger Mann mit krankhafter Blässe auf den Wangen, in einen bunten Talar, gleich einem Zauberer der alten Märchenzeiten, gehüllt; er blickte nachdenklich in das Gewässer, das, immer verschwindend und ewig wieder erneut, schillernd im Strahl der Sonne, zu seinen Füßen über die Felsentreppen fiel.

„Nun?" rief, sein Lautenspiel unterbrechend, der schöne Knabe herüber, dem diese Träumerei zu mißfallen schien.

Der Angeredete sah auf.

„Was macht unser unfreiwilliger Hofgelehrter? Ist er unzufrieden mit seinem Schicksal? Wie? Ich mußte doch auch einen Kanzler in meinem kleinen Hofstaat haben! Verdienen wir keinen Dank für die Sorgfalt, die wir auf seine Genesung wandten? Und freut sie ihn nicht, die herrliche Gelehrtenuniform, die ich ihm durch die Mädchen zusammenschneidern ließ? Und," setzte sie gegen den Zigeuner hinzu, „die ihn gewiß vom Davonlaufen abhalten wird."

„Mein Schicksal," erwiderte Heinrich, „ist anmuthiger, als meine liebsten Träume mir es je vorgespiegelt haben" —

„Eure liebsten Träume?"

„Ja, Fräulein, meine liebsten Träume!"

„Tony!" rief sie den Zigeuner an: „mach' kein Gesicht!"

„Und dennoch," fuhr Heinrich fort, „erinnert mich meine Pflicht" —

„Nichts davon!" unterbrach sie ihn. „Eure Pflicht ruht, so lang Ihr mein Gefangener seid, und mit Eurer Macht ist's zu Ende, so lang ich Euren gefährlichen Gewaltbrief verwahre. Damit Ihr Euch jedoch nicht über Diebstahl beklagen könnt, sollt Ihr Eure Brieftasche zurückhaben. Ich bemerkte auf einen flüchtigen Blick einige Verse darin, die Ihr uns zu gelegener Zeit mittheilen mögt. Tony, bring' ihm die Tasche."

Sie hielt sie nachlässig in der Hand. „Ist sie etwa von Lottchen gestickt?" fragte sie.

Heinrich wurde feuerroth. Tony, indem er ihm die Brieftasche reichte, sagte höhnisch: „Es scheint, der Herr hat allerlei Lieblingsträume."

„Ich finde, mein Großvezier hat Recht!" rief Laura. „Dafür ist er heute noch zum Weg- und Wasserbaumeister ernannt. In der That, dieses Felsenloch hat uns die Nacht als Lagerstatt, Herd und Ofen vortreffliche Dienste geleistet, wofür es gesegnet sei! Nun aber hab' ich's satt und wünschte mich freier umherzutummeln; denn der Frühling, der Frühling ist auf dem Wege!"

Tony that einen gellenden Pfiff. Nach kurzer Zeit erschienen auf der Höhe der gegenüberliegenden Felsenwand, welche ein hoher Bergwald krönte, mehrere Zigeuner. Er gab ihnen Winke, und sie verschwanden wieder.

„Ich hätte es meiner Herrin bequemer machen können," sagte er, „wenn sie nicht durchaus in eine Höhle begehrt hätte. Eine andre aber, als diese, ist wohl auf dem ganzen Walde nicht zu finden."

Nun gab es bald ein reges, rasches Treiben in dem heimlichen Felsengebäude. Eine Tanne schob sich von drüben herüber, welche, durch Tony an einem aus der Grotte herauswachsenden Baum festgebunden, als Brücke diente. Teppiche und Küchengeräthe wurden hinübergeschafft; Zigeuner mit Stangen und Stützen von beträchtlicher Größe glitten herüber. Von der Felsenhöhle führten einige große Stufen an das Wasser hinab; sie wurden durch Aushauen gangbarer gemacht, und die kleine Colonie setzte sich in Bewegung.

„Mein Hofgelehrter wird nicht allein hier bleiben wollen," rief Laura, freundlich zurücksehend.

„Nein, Junker! Denn so muß ich Euch mit den Uebrigen nennen," versetzte Heinrich; „geht es mir doch fast wie dem Knaben in der Fabel, der, eben noch moralisirend, von der Thorheit des Andern angesteckt wurde."

„Mit Euren langweiligen Fabeln!" rief Laura und stieg hinunter.

Tony blitzte ihn zornig an, war aber durch seine Be-

schäftigung gehindert, etwas Weiteres zu thun oder zu sagen; denn auf sein Geheiß wurden nunmehr einige Leitern von verschiedener Länge gefertigt und eine davon über den nächsten Felsenabsatz hinuntergelassen, so daß man dicht neben dem Wasserfall, und oft von ihm übersprüht, in die Tiefe steigen konnte. Einige der Zigeuner, neben der Leiter an dem Felsen kletternd und klebend, hielten dieselbe fest. Tony erhob die Stimme, um seine Befehle zu ertheilen, denn das mächtige Getöse des Wassers drohte jeden Laut zu verschlingen.

Laura jauchzte, als sie, von ihm unterstützt, die Leiter betrat. Auch Heinrich trat den schwankenden und krachenden Weg mit einem freudigen Staunen an. Bald aber wurde er mit seinem unbequemen Talar in gefährliche Kämpfe verwickelt; der faltige Mantel verdeckte ihm die Sprossen; als er in der Mitte der Leiter war, trat er auf ihn und strauchelte, ein Schwindel faßte ihn, und er wäre unfehlbar mit den Wasserfluthen auf die Felsblöcke hinabgestürzt, wenn nicht ein stämmiger Zigeuner, auf einem Felsenvorsprung Fuß fassend, ihn sammt der Leiter an die Wand festgedrückt hätte. Er schürzte ihm das Gewand auf und band es mit einem Strick um seine Hüften.

„Es ist doch eine schöne Erfindung um den Hanf," brummte er während dieser Arbeit; „außer wenn er Einem Halsweh macht, denn das ist eine schlechte Erfindung."

„Fürwahr!" lachte Heinrich, der sich schon wieder gefaßt hatte, „und so verhält es sich auch mit den verschiedenen Leitern, die in dieser Welt erfunden werden."

Als er die Leiter hinabkam, fand er Lauren aus vollem Halse lachend ob seiner überstandenen Noth. Ihre silberne Stimme mischte sich in den Donner, womit der Bach die starken Blöcke überrauschte. Man sah jetzt schon hoch an den Felsenwänden empor, die den Sturz zu beiden Seiten einschloßen; aus ihren Spalten strebten Bäume heraus, unter welchen die grünen Tannen anmuthig zwischen den kahlen Buchen und Birken standen.

Jetzt wurden ein paar Leitern zusammengebunden, und

die Fahrt ging nicht ganz ohne Gefahr über ein höheres Stockwerk hinab, von welchem sich ein neuer Wasserfall ergoß. So gab es in reizender Mannigfaltigkeit abwechselnde Windungen, Absätze und Stürze zu betrachten, bis endlich die ganze Gesellschaft am Fuße der Felsen angekommen war und von einigen daselbst harrenden Zigeunermädchen mit Jubel begrüßt wurde. Von hier aus war es nun das wundervollste Schauspiel, durch den himmelhohen offenen Felsenthurm hinaufzuschauen, wie die Wasser gleichsam über eine Wendeltreppe mit mehr als stockhohen Stufen herabgerauscht kamen, um im Thale beruhigter, aber immer noch mit großen Kieselstücken kämpfend, ihren Lauf fortzusetzen. Ganz oben, halb verborgen durch eine vorspringende Felsenecke, lauschte die trauliche Grotte mit ihrem Baum, in welcher unsre Abenteurer Schutz vor der rauhen Witterung gefunden hatten.

„Ich zweifle," sagte Heinrich, „ob in ganz Deutschland etwas Schöneres zu finden ist; denn was man auch —"

„Immer vergleichen!" rief Laura. „Die gelehrten Herren können doch nichts rein genießen. Schauen und Schweigen ist hier der einzige Gottesdienst. Ihr solltet froh sein, die Natur in jedem ihrer Wunder unvergleichlich zu finden."

„Noch einen Blick!" rief Tony fröhlich, „und nun soll auch kein Fuß mehr nach uns hier wandeln!"

Die Leitern wurden zertrümmert und den Wellen übergeben, die sie alsobald von hinnen trugen. Eine diente noch als Brücke über den schäumenden Bach, und so wie der letzte Fuß von der kleinen Karavane hinüber war, schwamm sie den andern nach.

Kaum aber war der beschwerliche Weg durch die Felsen herunter zurückgelegt, so ging es schon wieder rückwärts, steil den Berg hinan, während links von den Wanderern der Bach ungesehen in seinem steinernen Bett vorübertoste. Als sie die Anhöhe erreicht hatten, sah sich unser Freund verwundert um und rief: „Wie? Da haben wir ja ganz nahe bei Menschen gehaust! Was ist denn das für ein schönes Gebäude da drüben?"

„Das ist die Abtei Allerheiligen," versetzte Tony, „unsre Höhle liegt keine Viertelstunde davon."

Heinrich drückte seine Verwunderung über diese Nachbarschaft aus.

„O, mit den geistlichen Herren," sagte Tony lachend, „stehen wir auf einem ganz guten Fuße, das heißt, sie fragen nichts nach uns und wir nichts nach ihnen."

„Ausgenommen nach ihrer Küche!" rief Heinrich, „denn jetzt wird es mir doch erklärlich, woher wir die schmackhaften Bissen und den edlen Wein bekommen haben."

„Aber ich will hoffen," sagte Laura, „daß das ganz in der Ordnung hergegangen ist."

„Alles bezahlt!" versetzte Tony, „theils mit Geld, theils mit guten Worten. Ich brauchte nur zu sagen, wir hätten eine kranke Frau unter uns, und Küchen- und Kellermeister waren so gerührt, daß alle Schlösser aufsprangen."

Laura lachte hell auf und neckte ihren Kanzler als den Gegenstand dieser klösterlichen Barmherzigkeit.

„Einem widerwärtigen Küchenjungen," fuhr Tony fort, „drohte ich einmal mit dem Hannikel, und das hat ihn alsbald mürb gemacht."

„Mit dem Namen," sagte Heinrich, „darf man kein Spiel treiben. Die Würde, die mir in diesem Kreise auferlegt worden ist, gebietet mir im Rathe die Vorsicht geltend zu machen. Deßhalb muß ich fragen: Was ist der Hannikel für ein Mann?"

„Nun, nun!" erwiderte Tony, „ich möchte nicht gerade für Alles einstehen, was er schon gethan hat. Uebrigens, wenn er seinen Zehnten einzieht, so thut er es blos bei Juden, und etwa dann und wann bei einem reichen Pfarrer. Und wenn die Herren dieser Welt das Recht haben —"

„Wir wollen jetzt um keinerlei Rechte streiten," unterbrach ihn Heinrich, „aber um des Fräuleins willen wünscht' ich zu wissen, ob wir nichts von ihm zu fürchten haben. Wo ist er gegenwärtig?"

„Tief im Fränkischen drunten. Dort schöpft er fetten Rahm und wird nicht so bald abkommen."

„Und könnt ihr euch mit den Eurigen immer so unabhängig von ihm erhalten? Ihr Kinder Egyptens bildet, wie ich gehört habe, eine einzige große Bande —"

„Bande!" rief der junge Zigeuner, „es war nie eine Bande! Einzeln hat man sich immer zusammengethan und ist nach Belieben wieder aus einander gegangen. Auch ist oft viele Feindschaft da. Freilich kennt jeder den andern, und bei manchen Gelegenheiten haben auch Alle zusammengehalten. Aber zu befehlen hat keiner dem andern was, und ich möchte wissen, wer mir ein Wort in mein Wesen einreden wollte."

„Söhnchen, Söhnchen!" rief die Alte, die sich selten von ihrem schönen Pflegling trennte, „thu' nicht so groß! Wenn du dem Hannikel in die Nähe kommst, so wickelt er dich um den Finger. — Aber," fügte sie beruhigend gegen Laura hinzu, „er ist brav und weit weg."

„Das Letzte ist das Beste," sagte Heinrich.

Tony hatte sich trotzig abgewendet, und nach kurzer Rast setzten sie die Reise fort. Noch einmal ging es bergan; schief zur Linken durch einen Wald hinüber, auf rasch abgetrocknetem Sandboden, zog sich ein angenehmer Fußpfad, den sie verfolgten. Als sie nach einer Stunde auf einen kahlen Bergrücken hinaustraten, blieb unser Freund mit einem Ausruf der Verwunderung stehen. Jenseits des Thales, das sich zu seinen Füßen öffnete, lag eine Gebirgsmasse aufgehäuft, ursprünglich, gewaltig, kahl, wild und zerrissen, wie er an seiner heimischen Alp nichts Aehnliches gesehen hatte. Eine starre, schöpfungslose Einsamkeit hauchte ihn an. Nicht einmal Felsen waren da drüben zu sehen; nur von einem niedrigen Vorsprung zur Rechten nickten ein paar wunderlich gestaltete Kegel.

Mit tiefem Schweigen, wie das Fräulein vorhin geboten, begrüßten unsre Wanderer diesen überwältigenden Anblick. Dann stiegen sie stumm in's Thal hinab und schlugen sich, einem unbändigen Wildbach entgegen, der große Blöcke mit sich fortwälzte, in's Gebirg. Als dieses aus einander trat, erschienen seine höchsten Köpfe wieder mit Wäldern be=

kränzt. Nun begann ein endloses Steigen. Laura wurde halb geführt, halb getragen und war guten Muths. Heinrich aber, dem noch die Krankheit in den Gliedern nachwirkte, wurde bang, ob er das letzte Ziel erreichen würde, zumal als der Weg nun gäh wie am Dach durch den Wald emporführte. Sein Talar machte ihm große Mühe, wie er ihn auch zu tragen versuchte; oft mußte er sich an den riesigen Tannen halten, und die Gesellschaft war schon längst in guter Ruhe gelagert, als er endlich oben anlangte. Er zog das Gewand um sich zusammen und folgte den Blicken, die hinaus gerichtet waren. „Vater Rhein!" rief er mit leuchtenden Augen und breitete die Arme aus, während er ermattet zu Boden sank.

„So recht, unser Gelehrter wird warm," sagte Laura.

Eine unermeßliche Landschaft dehnte sich unter dem gereinigten Abendhimmel aus, von einem breiten silbernen Gürtel durchschnitten; man sah seine Wellen da, wo die Sonne sich spiegelte, in blinkender Bewegung. Mitten aus der mit Städten und Dörfern besäten Ebene, die kühne Zierlichkeit seiner Formen deutlich zeigend, stieg ein herrlicher Dom empor; es war das Münster von Straßburg, und die blaue Reihe der Vogesen gab ihm einen schönen Hintergrund. Unser Freund, ein Neuling für Eindrücke von dieser Größe, war durch Gegenwart und Erinnerung auf's Tiefste bewegt.

Da kam Laura herbeigehüpft, faßte seine und Tony's Hand, zog die beiden Jünglinge vom Boden auf und sang:

Und die ganze schöne Welt ist mein,
Mein eigen Königreich!
Und wenn ihr wollt meine Diener sein,
So theil' ich sie mit euch.

„Aber ohne Neid müßt ihr sein!" fügte sie hinzu.

„Meine Fürstin!" rief Tony, stürzte nieder und setzte ihren kleinen Fuß auf sein Haupt.

„Brav, mein Sklave! Schön, mein Morgenländer!" sagte sie. „Du hast mir Wort gehalten mit den Wundern, die du mir versprachst. Wie? und da führst du mir ja eine ganze Heerde Kameele vor!"

Sie deutete auf die Höhen, von welchen sie hergekommen waren, und wirklich glichen diese Vorberge einigermaßen den höckerigen Thieren, die sie genannt hatte; die hinteren standen mit lang gestrecktem Rücken, die vordern schienen, gleichsam den Reiter einladend, herwärts auf den Knieen zu liegen.

Heinrich sah von alle dem nichts; er hing mit trunkenen Blicken bald am Rhein, bald am Münster. Ein Gefühl der Unendlichkeit umfing ihn, wie ein grenzenloser Ocean, und dazwischen erwachte von Zeit zu Zeit ein gewisses Mitleid, das er mit sich selbst empfand, an die Beschränkung und Enge denkend, worin er sein bisheriges Leben hingebracht. Hinaus! und immer weiter! schienen ihm die Silberfluthen zuzurufen, die in schöngezogener Linie durch das Thal hinrollten; und mit der Ferne stritt zugleich der Name des großen Vaterlandes, woran dieser Strom, vorzugsweise der deutsche genannt, ihn mahnte.

Das Fräulein aber hatte keine Ruhe mehr; sie gab Tony einen Wink, und alsobald ward aufgebrochen. Als sie sich jedoch vom Rande des Berges einwärts wendeten, bot sich ein zweiter Anblick, von entgegengesetzter Art, und doch an Großartigkeit dem ersten gleich. So weit die Augen dringen konnten, rechts und links und tief nach hinten, nichts als Gebirg und Wald! Immer neue Höhenzüge entwickelten sich aus einander und Thaleinschnitte, durch aufsteigende Nebel bezeichnet. Auch von dieser Seite wogte das Unendliche heran, eine Gebirgseinsamkeit, aus der man nimmer zu entkommen meinte, hätte nicht in der äußersten Ferne der blaue Zug der Alp heimathlich herübergegrüßt.

Ungeduldig trieb Tony zum Weitergehen, und über zweifelhaften Moorboden setzend, gelangten sie an eine Bergseite, wo es schroff durch den Wald hinunterging. Große Felsplatten, mit Moos überwachsen, schienen bequem zu sein, machten aber bald den Weg durch die Ungleichheit und durch die Gefahr, tief dazwischen hinab zu treten, höchst beschwerlich, und unser Freund war in einer übeln Lage, bis ihm Tony gutmüthig seinen derben Stecken bot.

„Habt Ihr nun des Schönen genug?" rief Laura zurück.
„Beinahe möcht' ich mich gesättigt nennen," erwiderte er.
„Schade!" sagte sie, „da werdet Ihr Euch noch gewaltig überladen."

Die Gegend kündete etwas Bedeutendes an. Drei Bergseiten traten zu einem Amphitheater zusammen; die vierte Seite konnte man für offen halten, wenn die mächtigen Tannen nicht täuschten, welche überall hin die Aussicht versperrten. Doch jetzt blinkt etwas zwischen ihnen herauf, wie ein dunkler Spiegel. Es verschwindet, es erscheint wieder, und so wechselsweise, bis sie am Fuß der Anhöhe ankommen und einen See vor sich erblicken, der, dunkelbraun am Ufer und weiterhin schwarz, gleich dem Avernus, hoch auf dem Gebirge wie ein großes Geheimniß zwischen den Wäldern verborgen liegt.

„Hofgelehrter, was ist das?" rief Laura.

„Das ist viel für heute!" versetzte Heinrich, „es kann, nach den Wunderbüchern, die ich als Knabe las, nichts anderes sein, als der Mummelsee."

„Getroffen, höchst weiser und gelehrter Herr! — Ja, wenn die Bücher nicht wären, auf unser ehrliches Wort hin würd' er's schwerlich glauben."

Heinrich wandte sich etwas verstimmt und ging am Ufer hin, um das Märchen seiner Kinderjahre, das ihm so überraschend in der Wirklichkeit entgegentrat, ungestört zu betrachten. Eine todte Stille herrschte über der Tiefe. Kein Fisch tauchte in dem dunkeln Gewässer auf; kein Vogel rührte sich in den umgebenden Zweigen; nur kleine Salamander krochen langsam zwischen den Granitblöcken an's Ufer heraus und wieder in's Wasser zurück; ohne ein anderes lebendes Wesen zu beherbergen, ruhte der See, ein einsames Wunder, auf seinen der Sage nach unergründlichen Tiefen. Und doch, so nächtlich und unheimlich er aussah, so schön war sein Rand gebildet, so herrlich war seine Einfassung von Gebirg und Wald.

Das Fräulein mochte etwas von diesem unbeschreiblichen Reize bezeichnen wollen, als sie nach ihrer neckischen Art,

die Finger eintauchend und die Augen benetzend, ausrief: „Das ist das allervornehmste Waschbecken, das ich in meinem Leben gefunden habe."

Ihre braunen Unterthanen jubelten über diese Vergleichung des Junkers; denn das war ihr Titel, wenn außer dem vertrautesten Hofstaat noch andre vom Gefolge sich zugegen befanden. Unter Lachen und Jauchzen wurde eine Art von Zelt aufgeschlagen und ein großes Feuer angemacht, während Tony aus dem Gebüsch einen zierlichen Nachen zog und sich alsbald an dessen Ausbesserung begab. Heinrich sah seine Beschäftigung mit Erstaunen; er merkte klar daraus, daß es der Flucht des Fräuleins nicht an Verständniß, Plan und Vorbereitung gefehlt hatte.

30.

Da komm' ich her in Nächten mild
Und sing' und wag' es kaum:
Wie Sternenlicht in's Mondlicht quillt,
Sing' ich in deinen Traum.
Und hast du meiner nie gedacht,
Was ist's nun mehr mit mir?
Doch komm' ich her in stiller Nacht
Und sing' empor zu dir.

L. Seeger.

Das Feuer loderte hoch auf, beleuchtete seltsam die düstern Tannen und spiegelte sich dunkelroth in dem schwärzlichen Gewässer. Laura saß entfernt von den Andern auf einer Granitplatte, halb gegen den See, der ihr die Fußspitzen benetzte, halb gegen ihre wilde Horde gekehrt; sie winkte dem nachdenklichen Pilger; er kam und setzte sich an ihre Seite.

„Nun, und was sagt mein Freund zu diesem Leben?"

„In der That, Fräulein," erwiderte Heinrich, „es ist zauberhaft genug. Man bedarf eben keiner großen Phantasie, um eine Gesellschaft von Dämonen zu sehen, die aus dem Mummelsee gestiegen sind und ein nächtliches Fest halten; und die Herrin des phantastischen Hofes ist lieblich und wetterwendisch genug, um eines jener Mümmelchen vorzustellen, wie sie die alte Sage schildert, eine Fürstin der grundlosen, launischen Tiefe."

„Aber —? denn ein künftiges Aber liegt in diesem Ton."

„Und was würde es wirken? Etwa so viel wie meine beständig wiederholten Proteste gegen diese abenteuerliche Gefangenschaft! Ach, so schnell die Bewegung des Wassers vorüber ist, wenn ich den Stein hineinwerfe —"

„Um Gotteswillen nicht!" rief Laura und faßte ihn heftig am Arm, „der Mummelsee duldet das nicht! Es bricht ein Gewitter aus seinen Tiefen los!"

Heinrich lächelte und legte den Stein wieder hin.

„Nur zu mit Eurem Aber! Bei mir soll es keine so gräuliche Wirkung haben."

„Eben das fürcht' ich!" sagte er. „Und doch, so schön der Augenblick ist, was soll hernach werden? Nein, diese zweideutige Gesellschaft, dieser Traum eines wilden Lebens, obgleich voll flüchtigen Reizes, paßt nicht für eine Dame von altadeligem Blut, nicht für ein Mädchen, in dessen ungewöhnlichem, aber zartem Sinne das Gefühl des Schicklichen wohnt. Wird es Ihnen nicht zu Herzen gehen, wenn ich's Ihnen recht herzlich sage? Ich denke doch, ein klein wenig Rücksicht seien Sie Ihrem theilnehmenden Erzieher, dem Freund und Vater Ihrer Jugend schuldig, einem, bedenken Sie das, jetzt alternden Manne, der mit Sorgen nach Ihnen in die Ferne sieht. Geben Sie meinen treuen Worten Gehör! Jetzt, mitten in seiner Herrlichkeit, noch ehe Sie seine Hefen zu schmecken beginnen, entfliehen Sie diesem gefährlichen Traume! Mit Tagesanbruch können wir bei wackern Freunden sein; ich will Sie führen und tragen —"

„Genug, genug!" rief sie, ihm den Mund zuhaltend,

„Ihr habt Eure Pflicht gethan, mein lieber Kanzler, ich will's vor aller Welt bezeugen."

„Und das wäre mein ganzes Absehen?"

„Still, ich weiß ja! Kein Wort mehr davon! Ich will Euch was erzählen, ein Märchen. Es soll zwar nicht anfangen: Es war einmal — aber es soll Euch doch so viel zu denken geben, als das curioseste Märchen, das Euch Eure Amme jemals erzählt hat."

„In Gottes Namen denn!" seufzte er, „wenn doch von nichts Besserem die Rede sein soll."

„Nein, im Gegentheil, es gehört sehr zur Sache, und da wir gerade so allein sind, so wollen wir die Zeit nicht versäumen."

Sie tauchte den Finger in's Wasser und netzte ihre Schläfen. Dann begann sie:

„Ein gewisser Prinz kam in einen gewissen Wald und auf ein gewisses Schloß, um den Auerhahn zu jagen. Er jagte aber nicht blos den, er jagte sich auch mit einem gewissen Fräulein, das in diesem Schlosse war. Er war sehr jung und stand gewisser Maßen — nicht wahr, ich eröffne ein rechtes Magazin von Gewißheiten? — noch unter der Vormundschaft seiner Räthe, die er regieren ließ, während er sich mit der Jagd und allerlei Pagenstreichen ergötzte. Hierin leistete ihm das besagte Fräulein, noch ein Jahr jünger als er, treuliche Gesellschaft. Sie waren Tag und Nacht in Garten, Feld und Wald beisammen und übten gegen Herrschaft, Gesinde und gegen einander selbst alle erdenklichen Eulenspiegeleien aus. Man nahm sie für ein paar wilde Kinder und legte ihrem Beisammensein nicht das mindeste Hinderniß in den Weg. Aber mitten in diesen Kindereien — hier beginnt die Erzählung etwas schwierig zu werden — nun, die Jäger und Kammerjungfern flüsterten auf einmal ganz bedenklich mit einander, und das Fräulein war ebenfalls nachdenklich geworden; anfangs sah man sie still umhergehen, wie in einer beständigen Verwunderung, nach und nach wurde sie verlegen, und endlich gab's Thränen. Mit einem Wort — Ihr habt mich da ganz confus gemacht mit dem Com=

pliment wegen des Schicklichkeitsgefühls, also helft mir auf einen vernünftigen Ausdruck!"

„Ich vermuthe, der Stammbaum hatte ein Aeuglein angesetzt."

„Feinheit ohne Grenzen!" rief sie lachend und erröthend zugleich, „ja, und zwar ein blindes. — Der junge Prinz, um in meinem Märchen fortzufahren, war seit dieser Entdeckung sehr männlich und ritterlich gestimmt. Er trug einen großen Gedanken im Kopfe: er wollte die Geliebte zu seiner rechtmäßigen Gemahlin und Landesmutter machen und sann Tag und Nacht darauf, wie er das anzugreifen habe. Er nahm sich der Regierung mit größtem Eifer an und war ein ganz umgewandelter Mensch. Ich kann mir das so recht lebhaft vorstellen: mit einem Ruck aus den Knabenschuhen heraus! In einem Alter, wo so ein junger Kopf schon mit der Welt fertig zu werden denkt! Gefesselt an ein Wesen, dem jede künftige Bemühung und Sorge des Mannes, ja die Beglückung der halben Erde gewidmet sein soll! Ach, es muß sehr schön sein, und doch auch lächerlich zugleich. Denn wie ich bei meinem kurzen Aufenthalt in der Welt hinlänglich gesehen habe, glaubt mir, mein lieber Freund und Kanzler, die wenigsten Mädchen sind solcher erhabenen Ideen und Vorsätze werth. Als unser Prinz im besten Zuge mit seinen Planen war, erfuhr er auf einmal, daß ihm ein Strich durch die Rechnung gemacht sei, und zwar von einer Seite her, wo er's am wenigsten vermuthete. Seine Geliebte, die dem Landfrieden nicht traute, hatte einen benachbarten, ältlichen, aber etwas unerfahrenen Junker Knall und Fall dazu gebracht, ihr Gemahl zu werden, und ihre Eltern waren so einsichtig gewesen, diese Verbindung nicht zu verzögern. Was wollt Ihr? War das nicht vernünftig gehandelt? Aber für eine erste Liebe ist so etwas ein sehr bitteres Ende, scheint auch gehörig gewirkt zu haben. Der Prinz vermählte sich bald hernach ebenfalls. Seine Gemahlin war sehr schön und sehr stolz. Die erlauchtesten Hofdamen durften ihr nur den Saum ihres Gewandes küssen. Als ihr beim festlichen Einzug eine Schaar Mädchen nach alter Landessitte mit Ju=

bel entgegen kam und Blumen und Früchte überreichen wollte, sagte sie: „Was will das Geschmäß?“

„Geschmäß!“ rief Heinrich verwundert, „was soll denn das bedeuten?“

„Was will das Geschmeiße!“ wollte sie sagen.

„Pfui, welch' eine häßliche Redensart! Und er hat eigentlich doch sein Volk immer geliebt.“

„Ja!“ sagte Laura lachend, „er liebt es auf verschiedene Arten, aber er liebt es gewiß und wahrhaftig. Auch weiß ich aus guter Quelle, daß ihm der Ausdruck sehr weh gethan hat. Ich hörte außerdem noch manches erzählen, aber ich war ein ruschliges Ding, hab' nicht so aufgepaßt. Die Flitterwochen waren bald vorüber, und die Frau Gemahlin reiste wieder nach Hause. Ich kenne einen gewissen Adreßkalender, mit Goldschnitt und in rothen Sammt gebunden; da ist ihr Name mit Bleistift derb und dick durchstrichen. Ihre Kammerfrau, die Marianne, wurde auf der Festung eingesperrt, bis sie den Verstand verlor. Das wird nun sehr grausam und tyrannisch genannt; aber wer zwischen Eheleute tritt und hetzt und schürt, dem würd' ich's um kein Haar besser machen. — Jetzt will ich den Prinzen alt werden lassen und indessen zu seiner Geliebten zurückkehren. Diese beschenkte ihren Gemahl etwas frühzeitig mit einem Töchterchen, worüber derselbe aus der Maßen erfreut war. Es hatte die Kinderschuhe noch nicht ganz vertreten, als ihm seine Mutter, ihrer eignen Jugend eingedenk, schon für einen Gatten sorgte. Das war ein junges Pärchen! Sie sollen oft, ganz wie die Kinder, beim Spiel sich entzweit und getrutzt haben. Nach einigen Jahren bekamen sie ein Kind, ebenfalls ein Mädchen, wodurch eine alte Familientradition, daß das erstgeborene Kind immer weiblichen Geschlechts sein sollte, Recht behielt. Bald darauf starben Beide, fast zu gleicher Zeit. Die junge Großmutter erkältete sich bei der Leichenfeier und folgte ihnen, so daß das Kind nun in den Händen des Großvaters war. Dieser, ein trefflicher alter Herr, etwas kindisch und sehr zum Schlaf geneigt, überließ die Erziehung dem lieben Gott, der Amme und einem

alten Jäger, und was diese Drei zu Stande gebracht haben —"

„Das seh' ich!" rief Heinrich lachend.

„Still! bringt mich nicht aus der dritten Person heraus, sonst verliert das Märchen allen Reiz; es ist ohnehin etwas mager. Das Kind wuchs, Dank sei dem Jäger, so wild auf, wie die Häslein und Rehlein in dem Walde, der das Schloß des Großvaters rings umgab, nur mit dem Unterschiede, daß die Amme es täglich in dem Glauben zu befestigen suchte, es sei aus einem bessern Thon gemacht als das übrige Menschenvolk. Wenn demnach etwas Gutes an ihm geblieben ist, so muß das von dem dritten Erzieher herrühren: der hat in seine Seele manche Funken gelegt, die ich nicht nennen und nicht beschreiben kann; die schönsten werden vielleicht niemals Nahrung erhalten. Ach wohl niemals! Aber die Lehre der Amme ward sehr zum Wanken gebracht, als ein junger Zigeuner, fast vom gleichen Alter wie das Mädchen, in der Nähe des Schlosses erschien."

Heinrich deutete auf Tony, der drüben in der Ecke des Ufers noch mit seinem Nachen beschäftigt war.

Laura nickte. „Wenige Menschen gibt es, die ihm gleichen!" rief sie, „und das Sprichwort ‚treu wie Gold!' müßte um seinetwillen erfunden werden, wenn es nicht schon da wäre. Aber seine Bescheidenheit ist seiner Treue gleich. Er kam fast jedes Frühjahr, und als er älter und unabhängiger wurde, kam er noch häufiger. Das gab nun eine Freundschaft ab! Sie wurde gewürzt durch den Reiz des Geheimnisses; denn der Jäger war zwar in's Vertrauen gezogen worden, aber die Amme hätte nun und nimmer ein Wort davon erfahren dürfen. Was soll ich erzählen von all' den Freuden? Vom Jagen und Klettern in Berg und Holz! Von den Fahrten auf stillen Seen, wo er kleine Flöße zu bauen wußte! Von den tausend seltsamen Künsten, die dieses braune Volk versteht. Das Mädchen war glücklich und träumte nicht, daß es sonst noch eine Herrlichkeit in der Welt gebe. Die kam aber plötzlich herangequollen, dick wie die Nebel, wenn sie schlechtes Wetter verkünden.

Eines Tages erschien ihr Großvater, der rechte nämlich; er war auf einer Reise begriffen und hielt sein Nachtlager in diesem Schlosse. Er sah das Mädchen und schien von einer seltsamen Aehnlichkeit betroffen; er erfuhr ihre Herkunft, und, nachdem er mit mancherlei Empfindungen gekämpft hatte, behielt endlich der Wunsch, sich des verwilderten Wesens anzunehmen, die Oberhand. Er entriß sie dem vermeintlichen Großvater, der sich stillschweigend darein ergab, und sorgte für ihre Erziehung. Hätte er's doch früher gethan! Hätte er sie früher oder gar nicht in jenen leeren Cirkeln, in jenen enggeschnürten, steifen, unendlich nichtssagenden Formen heimisch zu machen gesucht! Anfangs ergötzte sie sich daran und glaubte, als ein munteres Kind, in ein Puppenspiel eingetreten zu sein; als aber die Maskerade täglich mit demselben grauenhaften Ernst wiederkehrte, da begann es ihr unheimlich zu werden, und am Ende wollte sie verzweifeln. Da war keine Seele, die nach dem Walde duftete! Ein andrer Uebelstand war der, daß der Großvater bei aller Zuneigung doch keinen rechten Respekt hatte, wie man ihn von Gott und Rechtswegen vor einem jungen Mädchen haben muß. Es ist ihm nicht zu verargen, aber es drückte das arme, verwaiste, wildfremde Kind. Einen Funken aber hatte ihr jener große Erzieher vor allen in's Herz gelegt: ich weiß nicht, wie ich ihn nennen soll, aber der Vogel weiß es, der durch die Lüfte schwebt, das Reh weiß es, das durch die Wälder streicht, und der schiffbrüchige Abenteurer, der einsam auf eine wüste Insel verschlagen ist, nennt es seinen Trost."

„Freiheit! nach der wir alle seufzen!" rief Heinrich tief ergriffen. „Ich fühle wohl, ich bin ein schlechter Verfolger und gäbe, wenn ich nicht selbst gefangen wäre, noch einen schlechteren Gefängnißwärter."

„Freiheit!" flüsterte sie und zog mit dem Finger einen Kreis auf dem immer dunkler werdenden Wunderspiegel: „Glaubt Ihr, daß sie in der Welt zu finden sei?"

„Ich beginne daran zu zweifeln," erwiderte er eben so leise. „Aber gerade darum wollen wir das Märchen beschließen. Soll ich? Darf ich? Wie wär' es, wenn der wunderbare

Wildfang zum andern Großvater zurückkehrte? Wenn ein treuer Freund sich fände, der auf jede Gefahr das Vorhaben zu unterstützen und zu verheimlichen, erbötig wäre."

„Hofgelehrter!" sagte sie lachend, „Ihr versteht manches und seid in Wahrheit ein vortrefflich guter Mensch, weßhalb ich Euch auch diese Geschichte erzählt habe, die ich dem Tony, dem Treusten der Treuen, niemals erzählen würde. Aber sie zu beendigen, das versteht Ihr nicht. Wie wäre denn ein sicherer Aufenthalt bei dem andern Großvater zu finden? Der würde erschrecken und den Flüchtling auf der Stelle wieder ausliefern."

„Wie? Und wenn ich den Versuch machte, diese Rückkehr offen und friedlich zu bewirken? Es wäre doch nicht unmöglich, die Erlaubniß zu bekommen."

„Nimmermehr! Ihr kennt die Menschen nicht. Ihr seid nicht eitel, nicht ehrgeizig, nicht gewaltthätig, nicht empfindlich, wenigstens nicht auf rachsüchtige Art; Euch gehen alle Eigenschaften ab, um es in der Welt zu etwas zu bringen; sogar zum Helden eines Romans seid Ihr verdorben, aber gerade darum interessirt Ihr mich."

„Schöne Aussicht!" lachte Heinrich, „in doppeltem Sinne schön!"

„Habt Ihr auch schon nachgedacht, was mit der Zeit einmal aus Euch werden solle?"

„Wie möcht' ich das? Bin ich ja doch der Kanzler einer Zigeunerkönigin!"

„Scherz bei Seite, ich will's wissen."

„In Wahrheit," versetzte er, „darin kann ich mich mit dem besten Christen messen. Die Zukunft hat mir noch sehr wenig zu schaffen gemacht; es lebt ein wunderbares Vertrauen in mir, obgleich ich ahne, daß sich mein Schicksal noch sehr verändern wird."

„Für Euch," sagte Laura, „sollte man eine besondre Welt erschaffen, und darin habt Ihr einige Aehnlichkeit mit mir. Ihr seid kein so lauter Phantast wie Euer Freund, der die Räuber schrieb, Ihr seid ein halbvernünftiger und darum desto schlimmerer Schwärmer. Ihr werdet schwer-

lich Platz finden auf diesem Planeten. Habt Ihr noch Eltern?"

„Nein, gestrenge Herrin."

„Denkt Ihr noch an sie? Sagt mir, denkt Ihr noch an Eure Mutter?"

„Wunderliche Frage! Es vergeht kaum ein Tag, wo ich ihrer nicht gedenke."

Sie sah ihm mit ihren zauberischen Augen, deren Glanz über die beginnende Dämmerung siegte, tief in die seinigen, als wollte sie bis auf den Grund seiner Seele dringen; jetzt glich sie ganz einem Fräulein des Mummelsees, welche, ein Fremdling in unserer Welt, heraufgestiegen ist, um den Gehalt eines Menschenkindes zu erforschen. „Ich habe keine Heimath!" sagte sie endlich leise, „rings, wo ich hinsehen, wo ich hinfliehen mag, keine Heimath!" — Sie wandte sich ab und blickte in den See hinein.

„O daß Sie die Heimath an einem treuen Herzen fänden!" rief er mit ausbrechender Glut und wagte, den Arm um sie zu schlingen, „an einem Herzen, dem Sie ein so grenzenloses Vertrauen bewiesen haben!"

Sie blickte ihn wieder an, eine unbeschreibliche Empfindung leuchtete aus dem eigensinnig schönen Angesicht. Er zog sie sanft herüber und drückte einen Kuß auf ihre Lippen, der lebhaft erwidert wurde; auf einmal preßte sie ihn heftig an die Brust, dann stieß sie ihn eben so gewaltig wieder weg, sprang auf und eilte dem Feuer zu. Er folgte ihr langsam. Tony, der indessen fertig geworden war, trat dem Nebenbuhler mit Blicken entgegen, die ihn zu verzehren suchten; Laura aber fuhr mit Fragen und Befehlen dazwischen und ließ keine Reibung aufkommen.

Eine Abendmahlzeit war aus Milch und Eiern bereitet worden; auf einen Wink des Fräuleins setzte sich Alles um das Feuer. Tony hatte noch eine Flasche Wein aus der Abtei übrig, welche herbeigeschafft werden mußte; der herzstärkende Trank machte die Runde, und Niemand wurde übergangen; das Fräulein, als ob nichts geschehen wäre, wußte tausend Scherze anzugeben, und unter Lust und Lachen wurde

das einfache Mal verzehrt. Tony aber sah stumm vor sich hin, und Heinrich glich einem Träumenden. Das Essen war kaum vorüber, so begannen die Mädchen zu tanzen, was auf dem schmalen, zwischen Berg und See eingeklemmten Uferrande schlecht gelang und dadurch den Muthwillen noch erhöhte. Laura begehrte nach dem Kahne; Tony eilte fort und kam alsbald über den See herangerudert.

Sie nahm ihre Laute und sprang leichtfüßig in das niedliche Fahrzeug. Tony wollte blitzschnell abstoßen, sie bedräute ihn aber mit aufgehobenem Finger und ruhte nicht eher, bis Heinrich ebenfalls den Nachen bestiegen hatte. Mit jener besondern Art, die Leute beständig in Athem und Bewegung zu erhalten, lehrte sie ihn sogleich rudern, und nach manchem ungeschickten Schlag und Stoß brachte er es, ängstlich auf die Vorschriften achtend, zuletzt zu einer leidlichen Fertigkeit. Nun flog der Nachen in der Dämmerung über die tiefschwarze Fläche, fuhr dann an den Ufern und unter den herabstürzenden nächtlichen Wäldern hin, und ein geisterhafter Widerhall antwortete den Liedern Laura's. Es waren ungebundene Klänge, wild, frisch und seltsam, wie die Sängerin und die umgebende Scene. Tony lauschte mit Entzücken, das Ruder auf den Rand des Nachens gestützt, diesen Nixenliedern, während der Wundersee, wie berührt von den Tönen, sich anmuthig zu kräuseln begann.

Mitten im Gesange brach sie ab, legte die Laute hin und rief: „Nun, Poet, ist's an Euch. Oeffnet die berühmte Brieftasche und gebt uns was zu hören. Hieher, hieher muß man einen Dichter bringen, ob er die Probe hält."

Heinrich, überrascht und verlegen, weigerte sich lang, aber sie behauptete ihr Herrscherrecht, und ungern zog er endlich ein Blatt hervor, das er im Dunkel fast ganz aus der Erinnerung lesen mußte. Es sprach die Klagen eines getäuschten Herzens aus, das, durch weibliche Falschheit verwundet, in der ganzen Welt umhersucht, um zuletzt, besänftigt, auf einem gemessenen Selbstgefühl auszuruhen. Sie ließ ihn zu Ende lesen, dann griff sie nach dem Blatt und warf es in's Wasser.

„Weg damit!“ rief sie, „es wird kein Donnerwetter machen, denn es ist nicht schwer genug, zu den Geistern hinunterzusinken; der See spült es ruhig wieder an's Ufer aus. Was sind das für Poeten heutzutage, die überall ihren Jammer und ihre Jämmerlichkeit mit hinbringen! So lang ihr in der Natur blos eure eignen Lumpen abspiegelt, so lang nicht Wald, Fels, Quell, Blumen und Wolken ihre Sprache bei euch finden, so lang' geb' ich euch kein dürres Laub für all euer Dichten und Trachten.“

„Ich bin kein Dichter,“ sagte Heinrich, „und habe mich nie für einen ausgegeben.“

„Komm!“ rief das wunderbare Mädchen und netzte ihm die Stirne leicht mit dem Wasser des See's, „komm, ich will dich zum Dichter weihen! Schau' in die Tiefe deiner Seele und finde dort die Sprache, die es ausspricht, was in mir träumt und wogt und mir das Herz zerspringen will. Ich weiß es nicht, ich kann's nicht sagen. Eine Verzauberte bin ich, die ihres Retters harrt. Ja, wenn er käme und spräche das Wort, das meine Räthsel löst, ich müßte mich ihm auf ewig zu eigen geben; wie sanft, wie fromm und stille wollt' ich sein!“

Sie blickte schweigend in das Wasser; dann fuhr sie fort: „Meine Seele ist wie dieser See. Tief, tief hinab, aber undurchsichtig, alles dunkel! Unbekannte Wunder in schlummernden Gründen; kein Lichtstrahl dringt dahin, kein Auge wird sie schauen.“

Sie begann bitterlich zu weinen und legte das Haupt auf Tony's Schulter, während ihre Augen, ungetrübt durch den Strom von Thränen, mit einer Innigkeit auf Heinrich ruhten, daß er zu vergehen meinte. Die Jünglinge sahen sich an und wußten nicht, wie ihnen geschah. Das ungewisse Zwielicht machte diese Züge noch wunderbarer und gab ihnen einen herausfordernden Reiz. Tony ergriff eine von den schönen Locken und küßte sie mit glühender Inbrunst; Heinrich hatte eine ihrer Hände gefaßt.

Auf einmal fuhr sie empor, nahm Beide an den Haaren und stieß ihnen, nicht eben sanft, die Köpfe zusammen. „Es

gibt doch," rief sie laut lachend, „nichts Plumperes und Zutäppischeres, als die Männer! Ich möcht' nur ein Student oder ein Offizier sein, wie artig wollt' ich die Mädchen für'n Narren haben!"

Sie schaukelte den Nachen so heftig, daß selbst Tony ein wenig bangte. Er hielt sie fest und beschwor sie, ruhig zu sein. „Der See ist grundlos," sagte er, „und hat seine Tücken."

„Bin ich's nicht auch? Hab' ich's nicht auch?" sagte sie.

Heinrich und Tony, zum ersten Mal einverstanden, winkten sich zu, ergriffen die Ruder, und bald landete der Nachen an der Feuerstelle, wo die andern Zigeuner schon schliefen. Das Fräulein schlüpfte oberhalb derselben in eine Felsenwölbung, die gerade gegen den See herunterhing, um unter der Hut der Alten sich auf ein weiches Mooslager hinzustrecken. Heinrich fand noch einigen Raum in der Nähe der zusammensinkenden Gluten; er zog sein weites Gewand fest um sich und warf noch einen Blick auf das ungewohnte Schauspiel des Orts und seiner derzeitigen Bewohner. Unwillkürlich kamen ihm seine Kinderjahre in den Sinn; er dachte zurück, wie ihn seine Mutter immer so sorgfältig in's Bett einmachte und nicht verließ, bis er ihr das uralte Gebet um Schutz wider alle sichtbaren und unsichtbaren Feinde der Christenheit nachgesprochen hatte.

Eben begann der erste Schlummer seine Sinne gefangen zu nehmen, als ein Rascheln ihn aufstörte. Er sah eine Gestalt, die sich über ihn herabbeugen wollte, richtete sich schnell empor und erkannte bei dem Sternenlicht, das aus dem dunkeln Spiegel des See's mit vermehrter Helle widerschien, seinen Nebenbuhler.

„Gut, daß Ihr noch wach seid," sagte dieser ruhig, indem er sich neben ihm niederwarf, „ich habe vor Schlafengehen noch ein Wort mit Euch zu reden."

„Nun?" sagte Heinrich.

„So darf es nicht fortgehen!" eiferte Tony leise, aber immer heftiger werdend, so daß seine Rede zuletzt einem seltsamen Sausen des Nachtwindes durch die Tannen glich.

„Meint Ihr, ich hätt' Euch nicht gesehen, vorhin da ich den Nachen richtete? Bei der Seele meines Vaters! Ich kenne sie schon so lang und bin niemals so frech gegen sie gewesen! Wenn Ihr darum zu uns gekommen seid, um unsern Schutz und unsre Gesellschaft zu mißbrauchen, so sagt's nur gleich. Soll Feindschaft zwischen uns sein, so bin ich auch nicht langsam."

„Freund Tony vergißt," erwiderte Heinrich, „daß ich nicht freiwillig hergekommen bin."

„Ich wollte, Ihr wäret —"

„Ruhig, jetzt ist das Reden an mir! Ich bin ungefragt und mit Gewalt aus dem Bett gerissen worden; also von Schutz und sonstiger Ehre, so wie auch von Mißbrauch des Gastrechts kann zwischen uns die Rede nicht sein. Aber Ihr seid die Mehrzahl und habt ein leichtes Spiel mit mir; thut also, was Euer unbändiges Herz Euch eingibt."

„Still!" rief der junge Zigeuner und faßte ihn an der Schulter; „Tony denkt so rechtschaffen oder rechtschaffener als irgend ein vornehmer Herr. Auch hab' ich Eurem Freund mit einem heiligen Eid versprochen, daß Euch kein Leid geschehen solle, so lang' Ihr Frieden haltet. Aber heißt das Frieden halten? Das sag' ich Euch, Herr, auf diese Art hat die Freundschaft ein Ende."

„Da ich ein paar Jahre älter bin," sagte Heinrich, „so muß ich mein Uebergewicht geltend machen. So höre denn, du leidenschaftlicher Sohn des Morgenlandes! Wenn du mich schrecken zu können glaubst, so bist du im Irrthum. Nie werd' ich ein Recht aufgeben! Aber wie? Sind wir denn Jäger, die sich um ein geschossenes Wild streiten? Liegt unsre Beute todt und willenlos zwischen uns? Du solltest es so gut erfahren haben als ich, daß sie nur gar zu viel Willen hat. Wenn du sie liebst, so wirst du ihrem Herzen nicht die Freiheit rauben wollen. Drückt dich die Ungewißheit, so ersuche sie, sich für einen von uns Beiden zu erklären; der Andre soll sich geduldig fügen. Wie aber, wenn sie vielleicht keinen von uns Beiden wählte?"

Der junge Zigeuner sah ihn überrascht an und schwieg. Dann bot er ihm die Hand, sagte ihm gute Nacht und entschlief bald darauf an seiner Seite.

31.

Du übst die alten Zauberlieder,
Du lockst ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der süßen Thorheit wieder,
Erneust, verdoppelst die Gefahr.
— Was ich gesollt, hab' ich vollendet,
Durch mich sei dir von nun an nichts verwehrt.
Allein verzeih dem Freund, der sich nun von dir wendet
Und still in sich zurücke kehrt.

Goethe.

Die wunderliche Gefangenschaft unsres Freundes, die zu sehr seinen eigenen Wünschen entsprach, als daß ihre leicht zerbrechliche Fessel ihn nicht manchmal mit Gewissensbissen hätte erfüllen sollen, war in den wenigen Wochen ihrer Dauer innerlich und äußerlich immer drückender geworden. Die Lage der Abenteurer, obgleich an dem zauberhaften, sagenreichen Mummelsee, in dem herrlichen Murgthal, in mancher düstern, tiefen Schlucht, auf mancher frischgrünenden Aue zwischen hohen, dunkeln Waldbergen, an manchem lieblichen Flüßchen, unter dem beständigen Wechsel reizender Scenen, hatte sich höchst bänglich gestaltet. Auf der einen Seite drohte das Gesetz, das, gewöhnlich zwar schlummernd, aber denn doch auch mitunter aufwachend, ihnen unter der Bezeichnung von Vaganten nichts zu schenken versprach, auf der andern eine unwillkommene Verbrüderung mit ächten Landstreichern, die ebenfalls keinen Unterschied und keine phantastische Ausnahme zu statuiren geneigt waren. Diese Begegnungen waren in dem mit Bettlern und Jaunern überladenen Lande häufig und unvermeidlich, so daß der wandernde Hof manchmal sein

gebietendes Aussehen mit einem wankenden, kaum noch gastlich geduldeten vertauschen mußte. Tony besaß zwar unleugbare Achtung, die aber eben nur auf der Voraussetzung jener Gleichheit beruhte, und mehrmals war es nur noch Laura, die, wie ein kleiner Held, durch einen raschen Zug von Geistesgegenwart irgend einer schlimmen Wendung der Dinge vorzubeugen wußte. Dieses gefährliche Gehen auf einem unsichern Boden schien nun aber gerade ganz nach ihrem Geschmack zu sein, und mit Warnungen war ihr nicht beizukommen. Desto sehnlicher begann Heinrich zu wünschen, es möchte ein mächtiger Arm von oben dreingreifen und dem wundersamen Unwesen ein Ende machen; er wußte aber wohl, daß der Herzog, abgesehen von andern Rücksichten, viel zu sorgen gehabt hätte, wenn er das Schicksal Aller, die ihn näher angingen, täglich und stündlich hätte überwachen wollen.

Wir finden unsern Freund auf einem Mauerstück eines verlassenen, nach und nach zerfallenden Schlößchens, in der Nähe eines Weilers, wo der unstäte Hof seit einigen Tagen sich gelagert hat, bei Tag unter einem gewölbten Thorweg siedelnd und kochend, zur Schlafenszeit in einer mit Teppichen ausstaffirten Bauernscheune untergebracht. Seine Blässe läßt fürchten, daß seine Gesundheit noch immer nicht ganz zurückgekehrt sei, was auch bei dem freien obdachlosen Leben, im Wechsel von Sonne, Frost und Frühlingsschauern nicht zu verwundern ist. Der nüchterne Ausdruck seiner Augen verräth deutlich den Zustand seines Gemüths. Wie ihn die Träume, die ihn sonst nächtlich zu besuchen pflegten, auf den ungewohnten Nachtlagern ganz verlassen haben, so ist auch bei Tage der träumerische Duft, der ihm sonst die Bilder der Welt überhauchte, von seinen Augen verwischt.

Und doch hätte der enge Thalgrund, den die Brustwehr des Gemäuers beherrschte, einen freundlicheren Blick verdient. In sanfter Beugung um den Vorsprung des Schlößchens sich windend, von mäßigen Tannenhügeln eingefaßt und mit einem Schritt beinahe zu durchmessen, athmete das Thälchen die heimlichste Einsamkeit und hatte nur eben noch Platz für ein Bächlein, das murmelnd über bunte Steine hüpfte. An die

gegenüberliegende Anhöhe etwas rückwärts gelehnt und eben jetzt in's Gold der Abendsonne getaucht lag ein stiller Hof, der Vorläufer von vielen andern, die sich dort nach Süden zu auf der Hochebene versammelt haben.

Ein warmer Frühlingsabend, wohlthätig und belebend für die alte Mutter Erde und ihre verstörten Kinder, brütete auf der Gegend. Heinrich's Auge, gleichgültig in Gesträuch und Mauertrümmern umherspähend, entdeckte ein paar Märzveilchen, welche schüchtern aus dem Schutt hervorlugten. Er betrachtete sie mit winterlichem Blick und dachte an einen Sonntagmorgen, an ein Wiesenthälchen und an ein paar dieser Frühlingskinder, die dort für ihn gewachsen waren; an das Mädchen, das sie ihm gab, hätte er lieber nicht gedacht, aber er konnte es nicht verhindern. „Stünde noch Alles wie damals," sagte er, „es stünde doch besser! Aber es muß anders werden."

Er war von einem weiten Gang durch Wald und Feld zurückgekommen und hatte einen Entschluß im Herzen mitgebracht.

Manches hatte sich geändert seit der Fahrt auf dem Mummelsee. Unser Freund, weder für das Zigeunerleben noch für Laurens stets bewegliches, quecksilbriges Gemüth geschaffen, stand seinem braunen, gewandten Nebenbuhler an erfinderischen Einfällen, an ewig reger Unterhaltung, wenn auch oft nur durch Taschenspielerkünste, nach; er hatte sich in einen ungleichen Kampf auf ungeeignetem Boden eingelassen und mußte es mit ansehen, wie die Wage sich immer mehr auf Tony's Seite neigte. Fürwahr ein Höllenzustand bei so engem, beständigem Zusammensein; auch vermochte er seine Gefühle nicht immer zu verbergen, und dies trug ihm gleichfalls keinen Gewinn. Die wenigsten Rosen aber brachte ihm die aufgedrungene Rolle, deren Pflichten er treulich erfüllte; denn im Rathe der verwegenen Thorheit den Warner und vorsichtigen Kanzler zu machen, ist zwar immer rühmlich, nie aber sehr dankbar gewesen. Ob nicht Eifersucht und eine unbequeme, oft verwünschte Lebensart dazu beitrugen, sein Pflichtgefühl lebendig zu erhalten, mag dahingestellt bleiben;

aber gewiß ist es, daß seine Warnung immer stärker, seine Widerrede von Tag zu Tag schneidender wurde. Es fehlte nicht an Veranlassungen dazu, denn nicht nur die Begegnung mit andern Banden war gefahrvoll, sondern auch in der eignen kleinen Truppe wurden die Verhältnisse locker und schwierig. Tony hatte von seinem ganzen Anhang nur die Alte und Feddricho, eines der Mädchen, zuverlässig an seine Gebieterin fesseln können; bei den Andern war der erste Reiz der Neuheit bald vorüber, sie gingen ab und zu, und Niemand durfte sie fragen. Wie sie ihren Unterhalt erwarben, war kaum zweifelhaft und stand in einem übeln Gegensatze mit dem stolzen Hofhalt, an welchem Tony das Amt des Schatzmeisters ehrenhaft verwaltete; und als dieser einst, erbittert durch eine gegründete Bemerkung Heinrich's, jenen stämmigen Zigeuner, der unsrem Freunde in der Felsenschlucht Beistand geleistet hatte, scharf zurechtwies, so zeigte es sich, daß sein Ansehen keineswegs so unumstößlich war, als er wohl selbst geglaubt haben mochte. Auf eine trotzige Antwort seines Vasallen rief der junge Häuptling zornig: „Weißt du nicht, Duly, daß du mir zu gehorchen hast?" — „Es ist eine schlechte Erfindung," erwiderte Duly, „wenn man zwei Herren hat; ich kenne nur Einen, dem ich gehorche." — Auf dieses war er fortgelaufen und hatte sich erst nach mehreren Tagen, scheinbar versöhnt, wieder blicken lassen. Da nun eben um diese Zeit der baare Geldvorrath auf die Neige ging und just kein andrer Unterhändler in der Nähe war, so vertraute ihm Tony eine von Laura's Pretiosen, mit dem Auftrag, sie in den Rheingegenden zu verhandeln und das gelöste Geld alsbald zurückzubringen. Zugleich schlug er, das Mißliche seiner Lage fühlend, dem Fräulein vor, in ein andres Land zu gehen und dadurch alle dergleichen Gefahren und Verlegenheiten abzuschneiden. Laura ergriff diesen Gedanken mit Freuden, fügte aber die sehr unerwartete Bedingung hinzu, daß Heinrich mitgehen müsse. Dieser, so freundlich ihn eine solche Aufforderung hätte überraschen sollen, antwortete mit einem unumwundenen Nein! Er mochte lebhafter als jemals empfinden, daß ihr Herz gegen beide schwieg

und daß sie darum keinen von beiden, eben um des andern willen, entbehren konnte; auch sah er durch eine solche Flucht die ohnehin nachgerade schmal gewordene Grenze überschritten, welche Ehre und Gewissen ihm vorschrieben. Die Gründe seiner Weigerung, sagte er kurzweg, liegen so offen am Tage, daß er sich die Mühe ersparen könne, sie aus einander zu setzen. Diese Erklärung wurde sehr übel aufgenommen und brachte das seltsame Kleeblatt in ein noch seltsameres Verhältniß als je zuvor. Tony hätte sich freuen sollen, seinen Nebenbuhler zurückzulassen, und statt dessen war er genöthigt, alles Ernstes mit Bitten in ihn zu dringen, da er sich immer mehr zu verwickeln fürchtete. Heinrich konnte seine Warnungen und Strafpredigten nicht mehr auf die gewöhnliche Weise schließen, da er das einzige Mittel sie zu befolgen, das den beiden andern gut schien, nicht zu ergreifen vermochte. Laura schmollte und widersetzte sich wie ein verzogenes Kind der herben Arznei, die er ihr bot. Sie quälte ihn offen und grausam, indem sie Tony mit Liebkosungen überhäufte, und doch konnte dieser es nicht erlangen, daß sie allein mit ihm weitergeflohen wäre. Die beiden Nebenbuhler standen sich wie gefesselt gegenüber und schoben sich gegenseitig die Schuld der verworrenen Umstände zu. Als nun Duly nicht zurückkehrte und die Verlegenheit stieg, so brach eines Abends in Laura's Abwesenheit ein heftiger Wortwechsel zwischen ihnen aus. Heinrich warf seinem Gegner die Unbesonnenheit, einem so zweideutigen Menschen zu trauen, den unverantwortlichen Leichtsinn seines ganzen Unternehmens vor, und das um so schneidender, je mehr es ihm schien, als ob jener auf eine unedle Weise seinen Vortheil gegen ihn mißbrauchte. Tony war um so bitterer, je mehr er fühlte, daß die Anklage gegründet sei. Keiner blieb dem andern etwas schuldig, und am Ende erklärte Tony, mit der Gefangenschaft sei es nicht so ernstlich gemeint, und wenn es ihm hier mißfalle, so werde man ihn nicht am Davonlaufen verhindern. — „Wenn der vermaledeite Narrenmantel nicht wäre," rief Heinrich zornig, „so fiele ich euch schon längst nicht mehr zur Last!" — „Weiter nichts als das?" sagte Tony und war verschwunden.

Als Heinrich am folgenden Morgen erwachte, wunderte er sich nicht wenig, seinen wohlbekannten bläulich braunen Rock neben sich zu finden. Er war auf's Sauberste gebürstet, und unser Abenteurer begrüßte das Kleidungsstück wie einen längstentbehrten Freund; er zog es sogleich an, steckte die Brieftasche an den gewohnten Platz und warf den Talar weit von sich. Tony trat lachend zu ihm und machte sich über das neue Schloß an der Hausthüre des Pfarrers lustig. — „Wie?" rief Heinrich, dem nun erst ein Licht aufging, „wohnt er denn so nahe?" — „Freilich!" versetzte Tony und beschrieb ihm deutlich Weg und Entfernung, mit einer Absicht, die jener nur zu wohl empfand. „Das Stückchen hat mich nicht viel mehr als eine halbe Nacht gekostet und ist gewiß der ehrlichste Diebstahl, den je ein Zigeuner beging!" fügte er hinzu, indem er ihm an eine seiner Taschen klopfte, wo es metallisch klang. — Heinrich zog seine Börse heraus und zählte auf der Stelle eine Summe, mehr als hinreichend für ein Kostgeld, ab. — „Ich würde es nicht nehmen," sagte Tony ruhig, „wäre es nicht um des Fräuleins willen; aber Ihr wißt selbst, daß ihre Kleinodien für den Augenblick wenig helfen. Sie wird sich's nicht nehmen lassen, Euch das kleine Darlehen mit der Zeit wieder zu erstatten." — Heinrich machte eine abwehrende Gebärde und ging. Laura schlief noch; er konnte es nicht über das Herz bringen, sie ohne Abschied zu verlassen, und schweifte indessen in Feldern und Wäldern umher, immer den Ort umkreisend, der denn doch seinen Magnet enthielt. Unterwegs reute es ihn, seinem Stolze nachgegeben und Mittel zu Zwecken dargeboten zu haben, die er ja auf jede Weise bekämpfen wollte; aber es war nicht mehr zu ändern. Nun besann er sich, was er unternehmen solle. Das Klügste schien ihm, zu Matthäus zurückzukehren, an den Herzog zu schreiben, ihm den Verlust seiner Vollmacht und seine bisherigen Schicksale zu berichten und um neue Vorschriften zu bitten, indessen aber abzuwarten, was die Gunst der Stunden ihm zubereiten würde. Mit wechselnden Gedanken hielt er sich den ganzen Tag in jenem Zauberkreise fest; das eine Mal sagte er sich vor, daß seinem

widerspenstigen Schützling keine unmittelbare Gefahr drohe, daß er selbst vielleicht am unentbehrlichsten werde, wenn er sich eine Zeit lang vermissen lasse; dann aber malte er sich wieder ihre bedenkliche Lage aus und fragte sich, ob er es im Ernst wagen dürfe, ihr seine Begleitung zu entziehen. „Nur nicht zu rasch!" sagte er, indem er Abends zurückkehrte, „nur nicht empfindlich abgebrochen! Nur aus falschem Ehrgefühle nichts übereilt!"

Er kam zum Schlößchen, ging durch die Ruine und setzte sich auf das vorspringende Mäuerchen, wo wir ihn bereits aufgesucht haben. Hier aber überfiel ihn die Erinnerung an alle seine vermeintlichen Kränkungen so lebhaft, daß er die so eben gefaßten Vorsätze wieder vergaß. „Nein!" rief er, „so darf es nicht bleiben. Solche Innigkeit und solche Falschheit, wie ist es möglich, daß sie in Einem Wesen beisammen wohnen? Sie hat keine Seele! Was uns die Märchen von Eidechsen, von Schlangen erzählen, die ein vorübergehender Zauber in Menschen verwandelte, das paßt auf sie! Ein Thor, wer sich um ihretwillen verzehrt!"

Während er noch sprach, kam der Gegenstand seines schmerzlichen Zornes durch den Thorweg langsam auf ihn zugeschritten. Das Fräulein trug noch immer die Knabentracht, die sie so wohl kleidete, und wenn auch ihre Toilette, Dank sei es den beiden Zigeunerinnen, von der in der Ecole wie in der Akademie unerläßlichen „Propreté" weit abwich, so war sie doch geputzt wie ein Engel, und aus den bunten Lappen, womit sie launisch wechselte, aus dem phantastischen Haarbau trat immer das Adelige ihrer Erscheinung hervor. Sie setzte sich zu ihm, ohne ein Wort zu sagen, und blickte ihm in's Gesicht.

„Nein, Laura!" rief er heftig, „nicht diesen Ausdruck von Innigkeit! Ich verdiene ihn jetzt nicht, und er kann nur meine Flucht beschleunigen."

Sie erbleichte. „Was soll das heißen?" rief sie. „Wie? Und dieses Kleid?"

„Ist mir von dem Treusten Ihrer Treuen übergeben worden, als Zeichen meiner Freiheit."

„Das war eigenmächtig von Tony! Das hab' ich ihm nicht befohlen."

„Gleichviel!" entgegnete er, „ich bin frei und darf nicht länger an diesem Possenspiele theilnehmen."

„Mein Freund ist böse?" sagte sie und versuchte es mit einem Scherze, „ich bekenne, ich bin all zu rücksichtslos gegen Eure Poesie gewesen. Es war unzart von mir, so lang nicht darnach zu fragen. Vergebt und lest mir zum Zeichen Eurer Versöhnung etwas vor."

Er sprang tief gekränkt von dem Sitze auf. „Womit hab' ich diese Mißhandlung verdient?" rief er. „Doch nein, kein Spott soll mich abhalten, Sie in mein Herz blicken zu lassen, wie es früherer, schönerer Stunden gedenkt. Sie waren eine Weile so himmlisch gut. Das ist nun vorüber."

„Nur heraus damit!" sagte sie unbefangen lächelnd.

„Es ist nichts zum Vorlesen. Wenn Sie dieses Blatt erhalten sollen, und Sie werden es bald erhalten, so dürfen wir nicht mehr bei einander sein; denken Sie dann während jeder Zeile, daß mein Fuß sich weiter von Ihnen entfernt."

Sie schien seine Worte nicht recht zu hören oder nicht zu glauben und sah ihm unverwandt mit dem reizendsten Lächeln in die Augen.

„Fürchten Sie keine Klagen von mir hören zu müssen," fuhr er fort, „aber lassen Sie auch jene Augensprache verstummen, die, übelberechnet, wenn sie meiner Eitelkeit gelten soll, einen treuen Freund nur verwirren und verletzen kann. Sie haben mich manchmal ausbleiben sehen, Tage lang, Sie wußten, daß Sie mich außer Stand gesetzt hatten, zu Menschen zu gehen, daß ich einsam in dichten Wäldern blieb, und dennoch schienen Sie über meine frühe Rückkehr gleichsam verwundert zu sein. Werden Sie also, können Sie sich wundern, wenn ich einmal gehe und nicht wieder komme?"

Die anmuthige Leichtfertigkeit, welche sie nach schnell unterdrücktem Schrecken seinem Ernst entgegensetzen zu können gemeint hatte, wich einem zweifelhafteren Ausdrucke. „Sie werden doch" — begann sie.

„Nein, reden Sie nicht!" unterbrach er sie, „ich werde

meine Pflichten gegen Sie nicht vergessen. Wenn Sie meiner benöthigt sind, in dem Hause, aus dem Sie mich krank entführen ließen, werden Sie mich finden, gesund, voll guten Willens für Sie. Fragen Sie nicht, wann ich gehe, lassen Sie uns diesen Augenblick nicht länger durch unnützes Reden entweihen."

Sie sprang auf und griff nach seiner Hand. Er drückte sie sanft auf den Sitz zurück, sah ihr noch einmal herzlich in die Augen und verließ den Ort mit raschen Schritten. Sie rief ihm nach, mit einem Ton, als ob sie erst jetzt an die Möglichkeit seines Entschlusses glaubte. Er hielt nicht an, auch ging er nicht langsamer, doch trat er leiser auf, um zu lauschen, ob sie ihm nicht folge, und zuletzt sah er, ohne stehen zu bleiben, flüchtig zurück. Sie kam nicht, und nun setzte er seinen Weg um so entschiedener fort.

Aus nahen und fernen Thälern dampften die Waldnebel empor. Die Sonne sank in trübe Wolken, die am westlichen Horizont heraufgestiegen kamen. In dem Weiler, durch den der Weg ihn führte, winkte er vom Fenster ein kleines Mädchen herab, welches gewöhnlich Milch und Lebensmittel nach der Ruine trug. Er schenkte ihr ein paar Münzen, gab ihr jenes versprochene Blatt für Lauren und verzeichnete eilig auf einem andern den Weg nach dem Pfarrhause seines Freundes; hier, trug er dem Kinde auf, werde er zehn Tage auf die Befehle des Junkers warten. Er hieß sie den Auftrag sogleich ausrichten und ging weiter.

Eine Viertelstunde mochte er gegangen sein, als er in einiger Entfernung Tony erblickte, der an einer einzelnen, halbverdorrten Fichte lehnte und mit Bestürzung, ja mit Entsetzen seitwärts in die Gegend hinaussah. Heinrich wollte auf ihn zueilen, aber als er seinen Blicken folgte, unterließ er es. Er sah eine junge Dirne leicht und flink von einer Anhöhe herunterschreiten; sie schien hübsch zu sein, und helle Locken umflogen sie, obgleich sie die bunte Tracht der Zigeuner trug. Sie mußte Tony bemerkt haben und winkte schon von Weitem. „Sonst nichts?" dachte Heinrich, „Freund Tony mag wohl ein Schätzchen verlassen haben, das ihm

jetzt unversehens über den Hals kommt." Einen Augenblick fiel es ihm ein, welche gute Gelegenheit das wäre, seinem Nebenbuhler das Feld abzugewinnen. „Nein," rief er unwillig, „das steht mir nicht an! Fräulein Laura mag zusehen. Wenn sie hilflos ist, so weiß sie, wo sie Hilfe finden kann." Und ohne sich noch einmal umzusehen, beflügelte er seine Schritte.

Während aber, wie er sagte, sein Fuß sich immer weiter entfernt, kehren wir zurück, um das Fräulein zu belauschen, wie sie, den Kopf auf den Arm gestützt und die hellen Thränen in den Augen, jenes hinterlassene Denkmal eines treuen Herzens betrachtet.

* * *

Der Mond ist hell und kalt die Nacht.
Ich bin aus meinem Traum erwacht,
Und in dem weißen Geisterschein
Schreit' ich in's öde Land hinein.

Bald geht's noch weiter, schwer, wie schwer!
Und öder wird es um mich her.
Ich möchte bis an's End' der Welt,
Wo still ein Thau des Friedens fällt.

Mein Bleiben ist nicht dort, nicht hier:
Ach, meine Heimath war bei dir!
In deinen Liedern, deinem Blick
War meine Lust, mein Leid, mein Glück.

Und du, du warst so ernst, so mild,
In deinem Auge war mein Bild,
In deinem lieben Angesicht:
In deinem Herzen war es nicht.

Du sahst mich kommen, sahst mich gehn:
Es war dir nur wie Windeswehn.
Nun, wie du willst, nicht wie ich will!
Was hilft es? denn dein Herz bleibt still.

Der Wind fährt wild und traurig hin,
Er wär' so gern im Himmel drin,
Doch jede Pforte sagt ihm: Geh'!
Er rauscht vor Zorn, er stöhnt vor Weh.

Der Himmel, der sein Brausen hört,
Er lächelt blau und ungestört.
Dir allen Segen, alle Ruh!
Verzeih, du holder Himmel du!

Und zieh' ich aus zum letzten Mal,
Folgt mir ein Stern aus deinem Thal.
Da um den Berg, da geht es fern,
Und hinter mir versinkt der Stern.

Leb' wohl und duld' es unbetrübt,
Daß dich ein stolzes Herz geliebt.
Ich gehe heimathlos, in Schmerz:
Leb' wohl, leb' wohl, du stilles Herz!

32.

> Ich will mit Euch nit reiten,
> Und will mit Euch nit gan.
> Warum wollt Ihr mich fahen?
> Ich hab' Euch nichts gethan.
> Volkslied.

Ein kalter Strichregen, schneidend wie in diesem Frühling noch keiner gefallen war, nöthigte den Wanderer, auf halbem Wege einzukehren. Er that es ungern, denn er hatte das Haus des geistlichen Freundes noch vor Schlafenszeit zu erreichen gehofft; nun mußte er sich mit der Herberge begnügen, die ihm jedoch in ihrer altergrauen Schindelbekleidung gar behaglich entgegen sah. Er trat in ein warmes Zimmer und wurde an einen runden Tisch nahe beim Ofen gewiesen, hinter welchem bereits ein anderer Gast in schwarzem fadenscheinigen Rocke vor einem Gläschen Branntweins saß. Heinrich sah ihn an und sah ihn wieder an, bis er endlich einen halben Universitätsbekannten in ihm entdeckte, der, vormals ein lustiger „Fuchs", seiner dürftigen Kleidung und seinem abgemagerten Aussehen nach zu schließen nicht in die besten Umstände gerathen war. Auf Befragen antwortete er, er sei inzwischen Vicarius bei einem benachbarten Specialsuperintendenten geworden und habe, in Aufträgen an einen Pfarrer verschickt, sich vor dem Unwetter hier herein geflüchtet.

Der wohlbeleibte Wirth ließ ohne viel Umstände ein Essen auftragen, nach Stoff und Masse viel zu derb für einen jungen Mann, der so eben von seiner Dame Abschied genommen hat. Sein junger Tischgenosse, welchem man gleichfalls einen Teller hinstellte, wurde feuerroth und rückte ein wenig weg, obgleich er nicht umhin konnte, dem ungeheuren Schweinsbraten einen vielsagenden Blick zuzuwerfen. Unser Freund, der den Grund dieses Benehmens leicht errieth, legte ihm alsbald vor, und die arme Haut, in welcher Eßlust und Verlegenheit mit einander kämpften, ließ sich nach einigem verschämten Weigern nöthigen. „Haben Sie im Homer etwas

von Ziererei gefunden?" sagte Heinrich mit aufmunterndem Lachen, als er sah, daß die Wirthsleute einen Augenblick die Stube verlassen hatten. „Odysseus war ein großer Prinz, und doch mußte er bei den Phäaken zu Tische gehen. Ohne Umstände! Wenn ‚der Speisen Begier und des Trankes gestillt ist,' dann reden wir weiter."

In wenigen Minuten war der Braten, von welchem Heinrich ein dünnes Stückchen für sich abgeschnitten hatte, aus der Reihe der sichtbaren Gegenstände verschwunden. Dankbarkeit und Scham wechselten in dem Angesichte seines Gastes, der die Welt jetzt mit wackereren Augen anzusehen schien als vorher. „So gut ist mir's lang nicht gegangen," sagte er aufseufzend, nachdem er dem Braten eine Herzstärkung nachgesendet hatte.

„Ihr geistlicher Oberhirt scheint den Fleischtöpfen Egypti nicht hold zu sein," bemerkte Heinrich.

„Woher mein alter Special so fett geworden ist," erwiderte der Vicar, „das bleibt mir ein Räthsel, wenn es nicht etwa vom Müßiggehen und Schlafen kam. Er selbst würde übrigens weder sich noch Andern zumuthen, vom Worte Gottes allein zu leben, aber die Frau Speciälin ist eine Megäre, die eine ungeschmälzte Wassersuppe schon für eine Art von Luxus hält. Dafür sitzt sie den armen Pfarrfrauen in der Diöcese um so strenger auf: denn wenn der Alte seine Amtsbesuche macht, die sie klüglich vertheilt, so zieht das ganze Haus mit und ißt sich von einer Visitation bis zur andern satt. Ich hoffe, man sieht mir's an, daß ich mich nicht auf Kosten der heimgesuchten Pastöre herausgefüttert habe."

„Das weiß Gott," erwiderte Heinrich, „und der Mensch sieht's. Aber wie können Sie sich so mißhandeln lassen? Sie sind zu timid. Potz Tausend, der Mensch muß sich seiner Haut wehren."

„Ich habe keine Connexionen," erwiderte der junge Geistliche. „Sie wissen, was das heißt. Will ich gehen, so brauche ich ein Attestat vom Alten, der unter dem Pantoffel steht. Und ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt. Ich

soll nämlich mit einer zu sehr reifen Jahren erwachsenen Tochter die Conjugation von Amo sammt allen Ableitungen durchmachen. Das ist es eben, was mich so ganz heruntergebracht hat. Mißverstehen Sie mich nicht — es lüstet mich gar nicht, mit ihr zu conjugiren, denn sie ist darin bereits tief in's Plusquamperfectum gekommen; in der Declination hat sie alle Casus durchgemacht und steht in einem übeln Vocativ. Aber die Frau Speciälin kämpft auf ihrer Seite und führt die Belagerung mit verzweifelter Hartnäckigkeit."

„Ich verstehe!" rief Heinrich, „es ist eine von den förmlichen Blokaden, wo —"

„Wo die Belagerten zuletzt in das zäheste Leder beißen. In der That, die beiden abscheulichen Weibsleute suchen mir durch Hunger Appetit zu machen. Bis jetzt hab' ich mich ritterlich gehalten. Aber, Freund und Gönner, der Hunger thut weh. Sie sehen, wie die lustigste Haut im ganzen Stift zusammengeschrumpft ist; ja wohl Haut! denn ich habe längst aufgehört, im Fleische zu wandeln. Wenn ich auf der Kanzel stehe und meinen wohlgefütterten Sündenschläfern von dem Wurme predige, der nicht stirbt, so schlage ich an den Magen statt an's Herz und denke oft darüber nach, ob's nicht gescheiter wäre, über den Rhein zu gehen und der Lilienfahne die Muskete nachzutragen. So, jetzt wissen Sie, warum ich so frei gewesen bin."

„Da muß geholfen werden!" rief Heinrich. Er vertraute dem armen Dulder, wohin er zu gehen im Begriffe sei, erbot sich, ihn in sein Gastrecht einzuschließen, und schilderte ihm den wackern Freund, mit dessen Beistand er diese ausgehungerte Festung zu entsetzen hoffte. „Der ist Manns genug, um es mit dem Teufel selbst, also auch mit einer alten Specialissima desselben aufzunehmen," sagte er. „Und bei seiner Frau bekommen Sie nicht blos die Suppen, sondern sogar den Kaffee geschmälzt."

Er vergaß seinen nur halb überwundenen Herzenskummer über der lustigen Erinnerung, die ihn lachen machte. Sein neuer Schützling lachte verwundert mit und wollte eben Näheres über diese ungewöhnliche Bereitungsart erfragen,

als die Thüre heftig aufgerissen wurde, so daß der arme Vicarius zusammenfuhr und verstummte. Ein großer Hund fuhr herein und hinter ihm ein Mann, dessen Kleidung mit seinem Gesicht in einem seltsamen Widerspruche stand; denn diesem nach war er ein ächter und unleugbarer Zigeuner, trug aber Soldatenuniform, und zwar württembergische. Ihm folgte ein Weib mit einem Korbe voll Porzellan, das sie alsbald den Wirthsleuten anzubieten und anzupreisen begann; Gesicht und Aussprache bewiesen unverkennbar, daß sie derselben wandernden Nation angehörte, wie ihr Begleiter. Dieser forderte einen Schnaps, den er stehend mit einem Zuge trank; dann setzte er sich barsch zu den beiden andern Gästen und stopfte sich eine Pfeife.

Heinrich konnte sich kaum enthalten, ihm bemerklich zu machen, daß noch etliche leere Tische in der Stube seien. Er begnügte sich jedoch mit einem unwilligen Blicke, den er ihm zuwarf, und setzte die abgebrochene Unterredung lateinisch fort. Dies schien den dritten Ankömmling tief zu beleidigen. Er hörte eine Weile sehr aufmerksam zu, dann schüttelte er den Kopf, sprang auf, ging klirrend im Zimmer auf und ab und brummte allerlei von Landstreichern und Gaunersprache. Die Wirthsleute stimmten ihm flüsternd bei, welche ebenfalls durch das Benehmen der beiden Fremden vor den Kopf gestoßen waren. Denn in solchen Landherbergen ist es Sitte, daß die geheimsten Angelegenheiten der Familien und Einzelnen, selbst Schuld- und Liebessachen nicht ausgenommen, von den Betheiligten öffentlich verhandelt werden, und so gehört es gewisser Maßen zu den Regalien des Wirths, um die Geheimnisse seiner Gäste zu wissen. Nun waren diese Beiden nicht mit einander gekommen und hatten auch Anfangs fremd gegen einander gethan; auf einmal aber sah man sie vertraulich zusammen reden, und während die Wirthsleute an einem andern Tische den Nachtimbiß einnahmen, hatten sie leise und immer leiser gesprochen und sich zuletzt gar einer unbekannten Sprache bedient. Grund genug zum Mißfallen und zu unangenehmen Vermuthungen, um so mehr, als Gesicht und Kleidung des Einen jammernswerth aussahen,

der Andere aber außer seinem Rock, dessen Glanz im Regen verdorben war, auch nicht viel Imponirendes aufzuweisen hatte. Man nickte zusammen, bestätigte sich gegenseitig im Murren und Brummen, und scheele Blicke flogen nach den Fremdlingen hin.

Diese hatten inzwischen ahnungslos fortgesprochen, und der Vicarius war schon im Begriff, das Anerbieten seines Beschützers anzunehmen, der ihm eine bessere Behandlung oder eine andere Stelle zu verschaffen versprach, als Heinrich das braune Weib an seiner Seite bemerkte. Sie war unhörbar herbeigeschlichen und rückte ihm immer näher, die begehrlich funkelnden Augen bald auf ihn, bald auf das große Glas mit Heidelbeergeist gerichtet, das man ihm in Ermanglung des Weines hingestellt hatte. In ihren hübschen Zügen war etwas von Entbehrung zu lesen, und ohne sich zu besinnen, bot er ihr freundlich das volle Glas. Sie leerte es mit gierigen Zügen; ehe er's verhindern konnte, hatte sie sich seiner Hand bemächtigt und bedeckte sie nach der leidenschaftlichen Weise ihres Stammes mit heftigen Küssen. Da klatschte eine Ohrfeige, das Weib fuhr schreiend empor, und ihr rauher Begleiter stand vor ihnen. „Wart, ich will dir betteln! Ich will dir schmusen!" schrie er und erhob die schwere Hand von Neuem. Heinrich wollte einspringen, aber er hielt ihn mit der Linken ab, mit der Rechten gab er dem Weib einen Schlag auf den Mund, daß das Blut darnach floß, und schleuderte sie in eine Ecke.

„Und Er, sag' ich, was braucht Er da einen heimlichen Handel mit meinem Weib anzuspinnen?"

„Ich habe nichts angesponnen," versetzte Heinrich, „ich hab' ihr aus meinem Glase zu trinken gegeben, weil ich's überflüssig hatte."

„Ich kann die Meinigen selbst erhalten," rief der Andere, „ich bedarf keines hergelaufenen Vagabunden dazu."

Nun schwoll unserem Freunde die Zornader; er warf einige heftige, stolze Worte hin, und der Andere rief: „Wer ist denn Er, daß Er sich da mausig machen will?"

„Das hätt' ich zu fragen," entgegnete Heinrich, „aber ich begehre Seine Bekanntschaft nicht zu machen."

„O nach mir darf man fragen! Ich bin Grenadier à cheval bei Haus Württemberg. Aber wer ist Er?"

„Ich bin auch einigermaßen bei diesem Hause accreditirt und möchte ihm nur wünschen, daß es anständigere Grenadiere hätte."

„Und ich will wissen, wer Er ist! Ich bin auch noch Zollvisitator und Hatschier dazu und habe die Verpflichtung, Vaganten anzuhalten. Also weis' Er sich aus!"

Nun würde es eine stattliche Ueberraschung abgegeben haben, wenn der heimliche Gewaltbote des Herzogs seine Vollmacht herausgezogen und den fußgehenden Reiter damit aus dem stolzen Sattel gehoben hätte. Aber das Papier war ihm weder von dem Fräulein noch von Tony herausgegeben worden. Er begnügte sich daher, zu sagen, er glaube als Landesbürger sich innerhalb der Grenzen nicht anhalten lassen zu müssen; aber der erbitterte und übermüthige Grenadier pochte auf seine Amtsbefugniß und wagte allerlei beleidigende Vermuthungen hinzuzufügen.

„Nun gut!" rief Heinrich zuletzt, „dem Schulzen will ich Rede stehen, aber nicht Ihm."

Der Grenadier wies hohnlächelnd auf den dicken Wirth, der sich eine Brille auf die Nase setzte und gravitätisch den Löffel wischte: „Da ist der Schultheiß," sagte er.

Unserem Helden sank der Muth; doch gab er in der Kürze seine Personalien an und behauptete zur Verstärkung, er sei auf einer gelehrten Reise begriffen, um Gestein, Boden, Waldwuchs und dergleichen zu untersuchen.

Der Wirth schüttelte den Kopf, und der Grenadier meinte, das sei ein curioser Reisender, der wohl eher selbst untersucht zu werden bedürfe.

Heinrich nahm einen letzten Anlauf und rief, er sei von seinem Thun und Lassen in hiesiger Gegend nur dem Herzog Rechenschaft schuldig, der ihm sein Vertrauen geschenkt habe, und wolle hiemit Jedermann vor einem unbedachten Schritte gewarnt haben.

Der Name des Herzogs hatte eine sichtbare Wirkung auf den Grenadier. Der Wirth und Schultheiß aber zog

sich, die Brille abnehmend, bedenklich zurück, und unser Freund hatte schon das Feld gewonnen, als ein Beispiel von Treulosigkeit sich ereignete, leider nicht ohne seines Gleichen in der Welt Geschichten, seit Eva aus dem Paradiese verbannt worden war. Das Weib, das bisher leise in der Ecke geschluchzt hatte, erhob sich auf einmal gegen ihren Wohlthäter, sei es nun, daß sie in blinder Rachsucht ihn als die erste Ursache ihrer Mißhandlung ansah, sei es, daß sie die Gelegenheit benützen wollte, sich bei ihrem Manne wieder einzuschmeicheln. „O es ist Alles erlogen!" rief sie lachend. „Ich hab' ihn erst noch vorgestern mit der alten Geißin herumziehen sehen."

Heinrich erschrack bei diesen Worten. Es fiel ihm bei, daß er sich jüngst auf einem Gange durch den Wald, um die besuchteren Stellen desselben zu vermeiden, von der alten Zigeunerin hatte begleiten lassen.

„Was du sagst, Mantua!" rief der Grenadier. „So, so? Er hält's also mit den Hanniklischen? Ein sauberer Vogel, der sich auf den Herzog beruft! Es wird dem Herzog eine große Ehre sein. Nun, was braucht's da noch Umstände zu machen? Er ist mein Arrestant und kommt mit mir."

Heinrich wandte sich noch einmal an den Schulzen. Dieser aber erklärte, er wolle nichts von der Sache, der Mann werde ja wohl wissen, was er zu thun habe.

Einen Blick der Verachtung warf er auf die Elende, die, neugierig wie es enden werde, vor ihm stand; dann musterte er den Grenadier, und wilde Gedanken stiegen in seinem Herzen auf. Aber der Widersacher war eine Gestalt, die von Kraft und blühender Gesundheit strotzte, und in seinen gelben Reithosen dehnten sich mächtige Schenkel; auch hatte unser armer Freund im glücklichsten Falle noch den Hund, den Wirth und die Seinigen zu fürchten, so daß er den Vorsatz, Gewalt zu brauchen, bald wieder fahren ließ.

„Marsch!" rief der Grenadier und nahm sein Gewehr.

„Wohin?" rief Heinrich mit kochendem Herzen.

„Nach Sulz zum Oberamt!"

„Gut! Da werd' ich Gerechtigkeit finden."

„Wollen sehen!" sagte der Andere trocken und schickte sich zum Aufbruch an. Er zog ein Papier hervor und wies es dem Schulzen, der ihm alsbald einen Zwanziger einhändigte.

„Ein Glas Schnaps abgezogen!" sagte der Grenadier.

„Ich hab' ihn selber umsonst," versetzte der Wirth abwehrend.

„Dann schmeckt's nach mehr!" rief der Grenadier lachend.

Der Wirth schenkte noch ein Gläschen voll. „Auf gute Verrichtung!" rief er, „aber nicht wahr, Herr Hatschierer? Jetzt ist doch bessere Zeit, wenn man bei jedem Schulzen nur das Papier mit dem Karl Herzog vorzeigen und seinen Sechsbätzner einstreichen darf, als vorher in Gesellschaft von Nachtvögeln."

„Hol' mich Gott!" rief der Grenadier, „es ist ein lustiges Leben! Zwar der Neid frißt sie, und sie sind mir immer auf den Fersen, aber die kriegen mich nicht. Wo diese Schlucker einen Schoppen trinken, da kann ich immer zehne haben. — Marsch!" wiederholte er gegen seinen Gefangenen.

Dieser sah sich nach dem jungen Geistlichen um, den er während des unvermutheten Auftritts ganz vergessen hatte. Er war verschwunden. Heinrich dachte an den alten lateinischen Vers von den Freunden, die mit dem Glücke schmausen und dem Unglück den Rücken kehren, und mit bittern Empfindungen machte er sich auf den Weg.

Als sie vor dem Orte waren, gab der Grenadier seinem Weibe das schwere Gewehr zu tragen; er selbst war noch immer hinlänglich mit Degen und Pistolen bewaffnet. Das neue Kleeblatt setzte eine Zeitlang schweigend seine Straße fort, bis endlich das Weib schmeichelnd um ihren Gebieter herumstrich, dessen Augen unter gerunzelter Stirne von Zeit zu Zeit einen Blitz auf sie warfen. „Noch immer bös?" sagte sie, „mußt nicht bös sein! Will dir Alles zu lieb thun, was du haben willst."

„Da küß mir die Hand!" sagte er.

Sie faßte seine Hand und küßte sie mehrmals, gurrend

wie eine Taube. Als sie ihm auch das Gesicht streicheln wollte, schleuderte er sie weg und sagte: „Genug! Ich bin schon zufrieden."

„So muß man diese Creaturen behandeln!" wandte er sich nach einer Weile zu seinem Gefangenen. „Nur immer recht kurz halten! Und von Zeit zu Zeit einen Puff, wenn sie einen Kuß erwarten! Dann fressen sie einen vor Liebe. Diese da hab' ich dem Bruder des Hannikel abgeführt; sie war so vernarrt in mich, daß sie ihren Zuhälter sammt drei Kindern im Stich gelassen hat, und wenn sie auch nicht förmlich mein Weib geworden wäre, sie könnte doch nimmer von mir lassen. Ja, man muß das Ding nur verstehen! Es ist eine wie die andere. Die Tochter meines Erzfeindes läuft sich gegenwärtig die Beine ab nach mir; das wird noch einen Hauptspaß absetzen. O sie sind alle wie Motten, die sich am Licht verbrennen. Gelt, Mantua? Da, küß mir die Hand noch einmal."

„Thu, was du willst, du magst mich doch!" rief sie und umschlang ihn. „Aber nimm dich in Acht mit der Ursul, sie meint's nicht ehrlich."

„Halt's Maul oder du kriegst wieder eins!" sagte er, sie abschüttelnd, und fuhr in seinen Prahlereien fort. Er wurde so gut gelaunt, daß Heinrich, obgleich von seiner Vertraulichkeit nicht eben sehr erbaut, sich fragte, ob es nicht am klügsten wäre, mit etwas Klingendem herauszurücken und so allen weiteren Unannehmlichkeiten zu entgehen. Während er dies erwog, begann der Grenadier: „So? Der Herr ist also mit der alten Geißin bekannt? Ich kenne sie auch, und das recht gut."

Heinrich versetzte, wenn man sich von einem alten Weibe den Weg durch den Wald zeigen lasse, so könne das noch keine nähere Bekanntschaft genannt werden.

„Nun gut, ich habe das nicht zu untersuchen," sagte der Grenadier. „Uebrigens, wie dem sein möge, ich will diese Leute nicht gerade geflissentlich gegen mich aufbringen; sie sind mir schon gram genug. Es war mir eigentlich mehr um den Schulzen zu thun, daß er mir keine Nachlässigkeit

vorwerfen kann. Also, wenn der Herr eine kleine Erkenntlichkeit für meine Mühe nicht anschlägt, so mag meinethalben der Spaß jetzt ein Ende haben."

Wie oft geschieht es, daß die unerwartete Erfüllung eines so eben gehegten Wunsches eine ganz entgegengesetzte Wirkung auf den Menschen hat. Heinrich, dessen Gemüth voll feindseliger Bitterkeit war, glaubte sich durch diesen Antrag, den er vor wenigen Secunden beinahe selbst gethan hätte, jetzt erniedrigt zu fühlen und sagte: „Ich habe ein gutes Gewissen und brauche mich nicht durch Bestechung loszukaufen."

„Und ich hab' nichts gesagt," versetzte der Grenadier trotzig.

„Es ist Alles erlogen!" rief das Weib. „Ich will's bezeugen."

Der Rest des Weges wurde stillschweigend zurückgelegt. Es war schon dunkle Nacht, als sie, einen Berg herabsteigend das Städtchen erreichten, welches heute das unfreiwillige Ziel unseres Abenteurers sein sollte. Eine Brücke führte hinein, unter welcher ein schmales Flüßchen mit bescheidenem Rauschen hinzog. Es war der Neckar. Der Grenadier klopfte an das geschlossene Thor, das sich nach einer Weile knarrend öffnete.

„Da hab' ich Euch einen Gefangenen, den Ihr gleich unterbringen könnt," sagte der Grenadier zum Wärtel, „denn in der Oberamtei wird man doch nicht mehr ankommen."

„Ei doch!" rief der Nachtwächter, der sich im Thorstübchen gütlich that, zum Fenster heraus. „Ich hab' eben noch Licht in der Amtsstube gesehen."

„Vorwärts!" sagte der Grenadier, und sie gingen eine dunkle Straße entlang, während der Nachtwächter die Stunde hinter ihnen her tutete.

In einem Winkel des Marktplatzes trafen sie das Oberamtsgebäude und traten ein. „Hier im Gange bleibst du stehen und rührst dich nicht!" sagte der Grenadier zu seinem Weibe; dann klopfte er zweimal an eine Thüre, und als er keine Antwort erhielt, öffnete er barsch.

An einem langen Tische saßen zwei Männer, in ver-

traulicher Unterhaltung begriffen; eine Bouteille Weins stand zwischen ihnen, und das Zimmer duftete pestartig nach schlechtem Käse. Der eine war bäurisch gekleidet; der andere trug einen grauen Rock und hatte den Kopf behaglich auf den linken Arm gestützt; der rechte lag in seiner ganzen Länge auf dem Tische; an jedem Ellbogen trug er einen herzförmigen Besatz von Leder, um den Ermel zu schonen, und eine Feder hinter dem Ohr verkündigte seinen Beruf. Er wandte den Kopf ein wenig bei dem Geräusche, das die Eintretenden machten: dann hörte er ruhig wieder dem Andern zu, ohne sich weiter um sie zu bekümmern.

„Ja, wie ich Ihnen sag', Herr Sub'stut," fuhr der Bauer fort, „es sind herbe Zeiten, schlechte Zeiten sind's; ein ehrlicher Mann kann fast nicht mehr durchkommen. Ich möcht' nur auch wissen, warum man Unser einen so drücken muß. Was, Herr Gott, wenn ich d'ran denk' —"

Bis hieher hatte Heinrich ihn reden lassen; als er aber sah, daß er nicht beachtet wurde, trat er, etwas fester als gewöhnlich, einige Schritte gegen die Tafel vor, worauf, wie er nun sehen konnte, neben der Weinflasche noch ein Kartenspiel, umgeben von Käserinden, lag, und sagte mit lauter Stimme: „Wollen Sie die Gefälligkeit haben?"

Der Schreiber sah sich um und öffnete einen Mund, der sich von einem Ohr zum andern zog; aber das Erstaunen über diese vorgreifende Kühnheit hatte ihn der Sprache beraubt. Nun erblickte er den Grenadier, der seinem Arrestanten pflichtlich gefolgt war, und mit einem halb mürrischen, halb freundlichen Grinsen sagte er: „Da ist ja unser Zigeuner! Wie steht's, wie steht's? Auf Urlaub?"

„Ja, Herr, hab' wieder ein wenig Urlaub erhalten," war die Antwort.

Heinrich hatte sich auf eine zermalmende Rede vorbereitet. „Mit gerechter Entrüstung," begann er, „komme ich —"

Der Substitut, ohne ihm einen Blick zu schenken, wandte sich an den Soldaten: „Was will dann der da? Wen bringt Ihr mir dann?"

„Einen Vagabunden, Herr."

„Was, Ihr wollt schon gehen, Schultheiß?" rief der Schreiber und drehte sich gegen den Bauer herum, der seine Schmeerkappe ergriffen hatte.

„Ja, Herr Sub'stut," sagte dieser, „es ist schon spät, und meinen Weg hat der Fuchs gemessen. Meine Käther wird mich ausschelten, daß ich so lang auf mich warten lasse. Einen schönen Gruß soll ich von ihr ausrichten, und Sie sollen übermorgen auch ein wenig so frei sein zur Metzelsupp'!"

„Werde nicht fehlen," erwiderte der Schreiber schmunzelnd. „Ja, und mit dem Uebrigen, Schultheiß, verlaßt Euch darauf, daß ich's schon in Ordnung bringen werde."

„Hab' keine Forcht nicht," sagte der Bauer und räusperte sich. „Wenn man so einen Herrn zum Freund hat — Aber daß ich's nicht vergesse, was ich da verspielt hab' in der Karte!"

„Das hat keine Eile," rief der Substitut und streckte die Hand hin, in welche der Bauer ein paar Thaler gleiten ließ.

Heinrich stampfte vor Ungeduld auf den Boden. Der Schreiber kehrte sich mit ein paar großen Augen um und warf ihm einen Blick zu, in welchem ein Todesurtheil geschrieben stand. Der Schultheiß verabschiedete sich, und der Schreiber sagte: „Jetzt, Herr Generalfeldmarschall! Was habt Ihr mir da für einen Patron mitgebracht?"

„Ich hab' ihn unterwegs aufgegabelt," erwiderte der Grenadier. „Es ist auf ihn ausgesagt, und er kann's auch nicht leugnen, daß er mit der alten Geißin und mit den Hannikslischen zusammen gesehen worden ist."

„Ich begehre den Oberamtmann zu sprechen! Wo ist er?" rief Heinrich.

Der Schreiber gab ihm keine Antwort. „So? Also bei Euren ehemaligen Freunden ist er gesehen worden?" wandte er sich zu dem Grenadier. „Da kann er gleich morgen in's Verhör kommen; der Alte ist scharf darnach aus. — Wer ist Er?" fragte er den Arrestanten im Richtertone.

„Keines Schreibers Diener!" fuhr Heinrich auf.

„Auf's Brückenthor mit dem Landstreicher, und kein

Wort weiter!" rief der Schreiber und schellte dem Amtsdiener.

„Ich berufe mich auf den Oberamtmann!" rief Heinrich.

„Der ist verreist," sagte der Substitut.

Der Gefangene knirschte. „Dann soll mir ein stärkerer Arm Satisfaction verschaffen," sagte er.

„Was ist das?" fragte der Substitut erschrocken den Grenadier, „es wird doch nicht der Teufel um den Weg sein?"

„Nein, nur seine Großmutter!" lachte der Grenadier.

„Drum sonst!" sagte der Substitut, „das öffentliche Wohl erheischt starke Maßregeln. Ich würde gleich die Bürgerglocke ziehen lassen."

„Ist nicht nöthig. Es sind nichts als hoffährtige Reden; er wollte gar mit dem Herzog auf Du und Du stehen."

Der Substitut lachte, daß zwei lange Reihen von Haifischzähnen zum Vorschein kamen, und sagte zu dem eingetretenen Amtsdiener: „Grau, auf's Brückenthor mit dem Burschen! Und wenn er rumort, so schließt ihn in den Ring!"

„Möcht' auch gleich abgefertigt sein!" sagte der Grenadier und zog sein herzogliches Passe par tout hervor.

„Ja so, Euren Sechsbätzner!" rief der Schreiber mürrisch, „ich hab's ja schon gesagt, daß der Alte verreist ist."

„Sie können's ja verrechnen! Werden doch auch noch so viel im Sack haben! Oder geben Sie mir einen von den großen Kreuzern, die Sie da eingenommen haben: bin's auch zufrieden."

Der Schreiber stocherte in der Westentasche und warf einige Sechser heraus. Der Grenadier untersuchte sie und sagte: „Der da ist ein falscher — nichts für ungut, Herr."

„Hol' Euch der Teufel! Wenn er Euch nicht recht ist, so laßt ihn da. Ich bin's Euch nicht schuldig."

Der Grenadier ging mit dem Arrestanten und dem Amtsdiener ab, nahm draußen sein Weib mit und fluchte durch die Zähne: „Hätt' ich gewußt, daß der schäbige Federfuchser um den Weg ist, so hätt' ich mir die paar Stunden erspart."

Heinrich hatte sich gefaßt und in das Unabänderliche

ergeben. Der Amtsdiener ging mit ihm wieder der Brücke zu und wies ihm auf dem Thore, durch welches er seinen Einzug gehalten hatte, ein Gefängniß an, das man für die gefährlichsten Verbrecher hergerichtet hatte: es war ein Käfig, worin man kaum stehen und sich umkehren konnte; die Thüren mit den stärksten Bändern und Kloben verwahrt; eiserne Leisten an den Wänden; um den Ofen ein hölzernes Gitter, mit eisernen Stangen beschlagen; in einer tiefen Mauerlücke ein unerreichbares, vergittertes Fenster und an der Wand ein Ring mit einer schweren Kette.

Er lächelte, als er diese Anstalten sah, und wünschte dem Schließer freundlich gute Nacht. Dann sah er lang nach dem Fenster, aber der Himmel war umzogen, und kein Stern wollte in dem engen Rahmen erscheinen. Endlich warf er sich auf ein Bund Stroh, das ihm vorhin die Laterne des Amtsdieners gezeigt hatte, und überließ sich seinen Betrachtungen, die bei alledem nicht eben die heitersten waren. Noch vor wenigen Stunden hatte er seinem „stolzen Herzen" die Genugthuung eines heroischen Abschiedes verschafft, dann sich zum Beschützer der leidenden Menschheit aufgeworfen, und nun befand er sich in der unwürdigsten und hilfelosesten Lage, von welcher nicht einmal abzusehen war, wie sie endigen würde.

„So büß' ich meine Thorheiten!" sagte er, indem er sich auf dem Stroh zurechtlegte.

33.

Freiheit — Freiheit! — Du bist im Trocknen, Roller!
— — Das hat gegolten!
Schiller, Räuber.

Unser Freund schlief nicht schlechter, als er seit mancher Nacht geschlafen hatte, er wußte kaum noch, wie sich's in einem Bette liegt. Mit den peinlichen Gedanken, die an seinem Herzen nagten, hätte er sich vielleicht auf dem bequemsten Lager und in Freiheit schlechter befunden; so aber erinnerte ihn die herabwürdigende Umgebung an seine Schuldlosigkeit, und sein erster Gedanke beim Erwachen war, daß er nichts begangen habe, was ihn mit Recht hierher hätte führen können. Er beschäftigte sich wohl eine Stunde damit, von Weitem durch das Fenster zu sehen, das ihm den Abschnitt eines öden Berges zeigte, dann warf er sich wieder, müd an Leib und Seele, auf sein kaltes Stroh. Nach der ungewöhnlich milden Witterung der letzten Wochen hatte der Regen von gestern Abend einen wahren Winterfrost zurückgebracht, so daß Heinrich mit Sorge seines Flüchtlings gedachte. Zwar fehlte es nicht an Mitteln, die Kälte abzuwehren, und manche Nacht hatte die abenteuernde Gesellschaft, selbst in Scheunen der Feuersgefahr trotzend, bei der lodernden Flamme geschlafen; doch verwünschte er, zwischen seinen eisigen Mauern noch mehr für das Fräulein als für sich selbst frierend, die Tollheit, in der rauhesten Gegend des Landes die treuloseste Jahreszeit unter dem schlechten Obdach eingeschüchterter Bauern oder gar im Freien hinzubringen.

Ein Theil des Vormittags war vergangen, als er Tritte hörte, die sich rasch seinem Kerker näherten. Es rasselte an der Thüre, die Querstangen wurden weggeschoben, der Schlüssel klirrte im Schloß, und der Amtsdiener trat ein, Mitleid im Gesicht und eine ungewisse Höflichkeit in seinem Betragen. Er sagte ihm, der Herr Oberamtmann sei in später Nacht von seiner Reise zurückgekommen, und forderte

ihn auf, ihm auf's Amt zu folgen. Er half ihm das Stroh von seinen Kleidern ablesen und war auf der Straße so rücksichtsvoll, eine gute Strecke vor ihm her zu gehen.

Die Amtsstube sah um vieles geschäftsmäßiger aus als gestern Abend. Heinrich's Auge fiel zuerst auf einen Mann von entschiedener Haltung, der ihm halb den Rücken zukehrte und mit dem Substituten sprach. Er war stark gepudert; seine Erscheinung zeigte auf den ersten Blick, daß er der Oberbeamte war. Der Schreiber saß kleinlaut an einem Tischchen und hatte sich an ein großes Sandfaß angeklammert.

„Aber, Herr Oberamtmann," sagte er, „der Schulz war gestern da und hat sich genügend entschuldigt."

„Zu mir soll er kommen!" sprach der Beamte mit strengem Ton. „Schreib' Er!"

Der Substitut tauchte eilig die Feder ein und rückte das Papier zurecht.

„Morgen anhero, oder den Stockknecht!" dictirte der Oberamtmann. „Punctum, und jetzt geht Er und richtet aus, was ich Ihm befohlen habe."

Der lederherzige Substitut faltete und überschrieb den Erlaß; dann erhob er sich mit einem graugrünen Gesicht und verließ das Zimmer. Als er gegen die Thüre kam, sah ihn Heinrich die Zunge weit herausstrecken, welche schnöde Geberde wohl zum Theil seinen Ingrimm, noch mehr aber das Bewußtsein aussprechen mochte, daß ihm die Metzelsuppe garstig versalzen sei.

Der Oberamtmann wandte sich jetzt um, und Heinrich war verwundert, wie ihn der Schreiber seinen Alten hatte nennen können; denn er sah einen Mann in den besten Jahren, kaum älter als der stark abgelagerte Substitut, ein offenes Gesicht und eine durchaus männliche Gestalt. Während der Beamte seinerseits auch ihn zu mustern schien, fielen seine Blicke seitwärts und entdeckten — mit frohem Schrecken und einem Freudenschrei begrüßte er ihn — den Pfarrer Matthäus, der lächelnd am Fenster stand und seine Augen still auf ihm ruhen ließ.

„Matthäus! das heißt Hilfe in der Noth!" rief er und

hing, Oberamtmann und Gerichtsstube vergessend, an seinem Halse.

„Sie sehen, Herr Oberamtmann, der Beweis ist vollständig!" sagte der Pfarrer. „Ich bürge in aller Form für meinen Freund."

„Es hat gar keinen Anstand," versetzte der Beamte lächelnd. „Sie sind frei," wandte er sich zu dem tiefaufathmenden Gefangenen, „doch nehmen Sie mir den Rath nicht übel, den ich Ihnen auf den Weg gebe, ein andermal vorsichtiger zu sein."

„Ich wußte nicht, Herr Oberamtmann," entgegnete Heinrich, „daß ich in meinem eigenen Vaterlande nicht ohne Paß reisen durfte, und daß der geringste Verdacht mich in einen Kerker bringen würde, der wohl nur für Räuber und Mörder bestimmt ist."

„Das däucht mich doch," sagte der Pfarrer, „einer kleinen Genugthuung werth zu sein, oder auch einer großen."

Der Beamte zuckte die Achseln. „Die Zeitläufe sind verwirrt," sagte er. „Und was wollen Sie für Genugthuung? Den Burschen da jage ich ohnehin nächster Tage fort; er ist vom alten Schreiberschlag, und ich kann ihn nicht brauchen. Wollen Sie aber den Grenadier, der Sie aufgegriffen hat, verklagen, so müssen Sie das bei seinem Commando thun; übrigens will ich Ihnen nicht verbergen, daß er beim Herzog persönlich wohl angeschrieben ist. Ich denke, Ihre Befreiung ist die beste Satisfaction; Sie sind nicht der erste ehrliche Mann, den man im Drang der Umstände verwechselt hat. Und dann müssen Sie mir zugeben: wenn ein Reisender von etwas unbestimmtem Charakter mit Hannikels Mutter zusammen durch die Wälder schlendert, so macht er sich selbst einigermaßen zum Object für die Gerichte."

„Ich mit der Mutter des Hannikel?" rief Heinrich voll aufrichtigen Erstaunens.

„Mit der alten Geißin. So ist mir gemeldet worden."

„Das wäre Hannikels Mutter?"

„Sie dürfen sich darauf verlassen."

Heinrich war von dieser bittern Enthüllung so betroffen,

daß er den Oberamtmann sprachlos anstarrte. Er verwünschte den Leichtsinn des Fräuleins und noch mehr seine eigene nachtwandlerische Art, mit den Menschen umzugehen, die ihm wieder einmal einen abscheulichen Streich gespielt hatte.

Dem Pfarrer schien es gerathen, sich in's Mittel zu schlagen. „Mein Freund," sagte er, „hat einen ausgedehnten Trieb der Wißbegierde, und bei seinen Wanderungen ist es ihm vornehmlich darum zu thun, die verschiedenen Menschenklassen und ihre Sitten kennen zu lernen. Ich kann mir recht gut vorstellen, wie diese gewiß unschuldige und sogar nützliche Neigung ihn zu den merkwürdigen Nomaden führen konnte."

„Ich hege nicht den mindesten Zweifel," erwiderte der Beamte und verbeugte sich lächelnd. „Haben Ihre Forschungen eine erkleckliche Ausbeute gebracht?"

„O nein!" sagte Heinrich mit kläglicher Stimme.

„Ich kann mir's denken. Es ist ein verstocktes Volk, das mit seinen Memorabilien sehr hinter dem Berge hält. Vielleicht wissen sie selbst nichts mehr von ihrer Herkunft und Geschichte. Was ich von ihnen weiß, ist desto gewisser. Sie sind Spitzbuben vom Mutterleib an und ein wahrer Beinfraß unsres guten Ländchens. Kein Zigeuner kann sich ordentlich halten. Oft tritt einer als Taglöhner ein und hält sich Wochen lang ruhig; kommt aber eine Gelegenheit zum Stehlen oder zu sonst etwas Unrechtem, so bricht die alte Natur durch; oder sie laufen auch ohne Veranlassung wieder davon, um zu vagiren, denn sie sind wie vom Teufel besessen. Wenn ich sie alle mit Stumpf und Stiel ausrotten könnte, ich würde mir kein Gewissen daraus machen."

Ein Bericht, der so eben einlief, unterbrach ihn. „Lupus in fabula!" rief er, als er das Schreiben aufgerissen hatte, und las mit gerunzelter Stirne. Endlich lachte er laut auf und klingelte.

Während er las, drückte sich der Pfarrer an seinen Freund und sagte leise: „Laß die Maske fallen."

„Ich habe ja die Vollmacht nicht!" flüsterte Heinrich.

„Ei der Teufel!“ sagte der Pfarrer und rieb sich die Stirne.

„Da muß ich Ihnen doch ein Specimen vorlesen!“ rief der Beamte, wieder zu ihnen tretend, „es ist ein Bericht von einem meiner Schulzen, und zwar von einem mißrathenen Schreiber, der einen halben Hieb von Bildung hat. Hören Sie! ‚Herzogliches Oberamt! Daß der salva venia Hannikel unsre Umgegend wieder heimsucht, wollte ich pflichtschuldigst einberichtet haben. Auch ist ein kleines Klauenseuchle unter unserem Vieh ausgebrochen. Gott erhalte uns nur unsern lieben Herrn Oberamtmann benebst den lieben Seinigen, wie auch dienstwilliger Schultheiß‘ und so weiter.“

Der Pfarrer lachte unmäßig. Unsrem Helden aber war das Lachen vergangen, und der Anfang der Depesche war für ihn so ernsthaft gewesen, daß er ihren Schluß fast überhörte. Sollte er den Oberamtmann mit seiner geheimen Sendung bekannt machen? Aber es war ungewiß, ob er bei dem nüchternen Geschäftsmanne, dem er ohnehin in etwas abenteuerlichem Lichte erscheinen mußte, mit einer so verspäteten Eröffnung noch Glauben finden würde. Und dann erinnerte er sich an den gemessenen Befehl des Herzogs, um jeden Preis Aufsehen zu vermeiden. Dieser Befehl lähmte ihn jetzt völlig, denn Aufsehen war nie mehr zu befürchten, als gerade im gegenwärtigen Augenblicke, wo das Amt von selbst zum Handeln aufgefordert war. Er sah nach der Thüre; wenig hätte gefehlt, so wäre er fortgerannt, ohne sich zu verabschieden.

Substitut, Amtsdiener und Stockknecht waren inzwischen erschienen, und der Oberamtmann erließ Befehle an die Stadt und die benachbarten Orte. Bedeutende Streifmannschaften sollten auf das erste Zeichen parat sein, unter seiner eigenen Leitung aufzubrechen; in seinem Bezirk, rief er, solle das Gesindel nicht einen Augenblick Ruhe zu finden hoffen. Er entschuldigte sich bei den beiden Freunden, daß ihm diese Anstalten die Zeit zu angenehmerer Unterhaltung rauben, und Orest und Pylades, den Wink mit Freuden benützend, nahmen alsbald ihren Urlaub.

„Gott sei Dank!" rief der Pfarrer mit einem langen Athemzuge, als sie auf der Straße standen, „ich komme mir immer wie nichts Ehrliches vor, wenn ich in so einer amtlichen Marderfalle stecke. Hast du den Amtsgeruch auch gemerkt? Mir ist ganz flau: komm, du wirst auch eine kleine Stärkung vertragen können."

„Keine Minute länger hier!" rief Heinrich, mit großen Schritten an dem Wirthshause vorüber eilend, nach welchem der gute Matthäus mit durstigen Augen zielte.

„Du hast Recht," sagte dieser und folgte ihm. „Schütteln wir den Staub von den Füßen! Auf dem nächsten Dorfe wird's dir besser schmecken als hier, wo man in der Geschwindigkeit eingethürmt wird, ohne eine Excüse zu erhalten. Da, blick' das Memento mori an," setzte er hinzu und zeigte nach dem Berge, den Heinrich gestern herabgekommen war, ohne den Galgen zu bemerken, der ihn zierte. „Siehst du, welchem Schicksal ich dich entrissen habe? Denn hier sind sie verzweifelt schnell mit ihrer Justiz."

Heinrich blieb einen Augenblick stehen und sah ihn an. „Ich bin wie im Traume," sagte er, „noch hab' ich dich gar nicht gefragt, welcher freundliche Dämon dich am Schopf ergriffen und zur rechten Stunde hieher geführt hat?"

„Wie? Du kannst auch nur einen Augenblick zweifeln? Der junge Prophet, den du Rabenvogel gefüttert hast. Selten hat sich eine leidlich christliche That so schnell belohnt wie diese. Da klopft's mir in später Nacht am Hause, daß ich meine, die ganze Zigeunerschaft sei versammelt, und wie ich frage, so ist's die gute ehrliche Haut, triefend von Schweiß; er erzählte mir deinen Unstern, auch etwas Weniges von seinem eigenen; ich kleide mich an, übergeb' ihm die Betstunde, die auf heute fiel, und mit Tagesanbruch kam ich schon an dem dreibeinigen Gesellen da vorüber, den ich zu meinem Trost noch unbesetzt fand."

„Ich bin beschämt," sagte Heinrich, „ich habe den treuen Menschen verkannt."

„Das mußt du ihm abbitten!" rief der Pfarrer, „komm nur, er wartet auf dich, wir wollen ein Herrenleben führen.

Da wir zu drei sind, so geht's gleich nach dem Essen an's Tarok."

Heinrich schüttelte stillschweigend den Kopf und stieg eifrig bergan, das nackte Städtchen mit seiner Umgebung von kahlen Anhöhen zurücklassend.

„Du rennst ja, daß ich allen Athem verliere!" rief der Pfarrer und faßte ihn unter dem Arm. „Macht dir denn der Galgen so schwül? Warum erzählst du mir denn gar nichts von deinen Eben- und Unebenteuern?"

„Davon läßt sich nicht viel Merkwürdiges sagen: ich war ein Gefangener und wurde als solcher hin- und hergeschleppt."

„Und zwar wirklich von deinem jungen Wilden?"

Heinrich nickte, und ein düsterer Schatten flog über sein Gesicht.

„Wie bist du denn wieder losgekommen? Ach, und der Rock! Das war ein Streich! Mit Vergnügen seh' ich, daß er doch an den rechten Mann gekommen ist. Meine Frau war über diesen neuen Diebstahl ganz in Verzweiflung; sie fürchtete, man werde uns selbst bezichtigen, ihn begangen zu haben."

Heinrich lachte. „Ich war ihnen entleidet," sagte er, „und sie stahlen den Rock, um mich wieder laufen lassen zu können."

„Also förmlich verabschiedet? Nun, komm nur, du Zigeuner und Räuber! wir wollen dich wieder menschlich machen. Wir waren sehr in Sorgen um dich."

„Und ich Undankbarer habe dir noch nicht einmal die Hand dafür gedrückt! Weiß ich doch Alles, wie du mir nachgefolgt bist, wie du sogar dein Leben hast aufs Spiel setzen wollen. Verzeih' mir, lieber trefflicher Freund, daß ich so schweigsam bin! Wenn du wüßtest, wie mir zu Muth ist, du würdest mich entschuldigen."

„Ich sehe, du bist ganz verwettert, was hast du denn? Was wolltest du nach deiner Trennung von den Freibeutern unternehmen?"

„Gestern standen die Sachen noch anders. Ich wollte zu dir eilen, an den Herzog schreiben —"

„Dem Herzog hab' ich geschrieben," sagte der Pfarrer.

„Wie?" rief Heinrich und blieb stehen. „Was hast du gethan?"

„Als Tag um Tag ohne Nachricht von dir verging, hielt ich's für meine Pflicht, deinen Rappen nach Stuttgart zu senden, und ob ich gleich über deine persönliche Lage einigermaßen beruhigt war, so traute ich doch nicht ganz und wurde mit mir einig, dem Herzog zu schreiben, du seiest entführt, deiner Papiere beraubt; man habe mir, schrieb ich, die Versicherung gegeben, daß dir kein Leid widerfahren solle, außer wenn eine Verfolgung angeordnet würde, weßhalb ich alles Weitere Sr. Durchlaucht anheimstellen wolle."

„Und —?"

„Keine Antwort," sagte der Pfarrer.

Diese Mittheilung bestätigte unsern Freund in seinem bereits gefaßten Entschlusse. Seiner Vollmacht beraubt und, selbst wenn er sie auch gehabt hätte, mit ihrem Gebrauch in die engsten Schranken eingeschlossen, war er in dieser verwickelten Lage ganz auf sich selbst verwiesen.

Unter solchen Erörterungen kamen sie auf einen Hügelrand und sahen gegenüber das Schlößchen liegen, wo die Flüchtlinge zuletzt gehaust hatten. Heinrich eilte durch das Thälchen und war mit wenigen Schritten in der Ruine. Der Pfarrer folgte ihm kopfschüttelnd und traf ihn unter dem Thorweg an der Feuerstelle, welche durch ausgebrannte Kohlen bezeichnet war.

„Sie sind nicht mehr da," sagte Heinrich.

„Hier habt ihr gehaust?"

„Hier hab' ich Abschied genommen, ohne zu ahnen, daß ich so bald wiederkehren würde."

„Du wirst doch nicht!"

Heinrich nahm ihn am Arm und ging mit eilenden Schritten dem Weiler zu. Das kleine Mädchen, das neulich seine Botin gewesen war, schien ihn von Weitem bemerkt zu haben und kam ihm entgegen. Er fragte sie hastig und erhielt den Bescheid, eine Stunde nach seinem Weggehen sei Hannikel mit vielen Zigeunern erschienen; sie haben hier ge=

kocht und gebraten, und weithin habe man den Lärm und das Gelächter vernommen; hierauf seien sie alle mit einander abgezogen.

Heinrich schlug sich vor den Kopf. „Auch Tony?“ rief er, „und — die Andern auch?“

„Alle, alle,“ sagte das Kind und deutete mit der Hand nach der Richtung hin.

„Laß mich's kurz machen!“ rief Heinrich und schlang beide Arme um den Freund. „Lebe wohl und sei Zeitlebens meines Dankes, meiner brüderlichen Liebe gewiß.“

„Wohin?“ rief der Pfarrer und faßte ihn kräftig am Arme.

„Dem Teufel in den Rachen fahren!“ rief Heinrich und suchte sich loszureißen.

„Das sollst du nicht, so lang ich noch etwas über dich vermag.“

„Sie ist in Gefahr! Kann ich sie verlassen?“ rief Heinrich. „Jetzt wird sie die Arme nach mir ausstrecken.“

„Sie? Also eine Sie?“ sagte der Pfarrer. „Nun geht mir ein Licht auf.“

Er hatte in der Ueberraschung die Arme sinken lassen. Heinrich benützte diesen Augenblick, drückte ihm schnell einen Kuß auf die Wange, „Dank und Lebewohl!“ rief er und war mit einem Sprung im Walde.

Der Pfarrer sah verdutzt hinter ihm drein, bis er ihm aus den Augen verschwunden war. Er rief mehrere Male, erhielt aber keine Antwort. Endlich brach er in die berühmten Worte aus: „Da macht wieder einmal einer einen dummen Streich.“

34.

In diesem Revier herum, sagen sie, werd' ich ihn antreffen — he holla! Was sind das für Gesichter? — Sollten's — wie, wenn's diese — sie sind's, sind's! — Ich will sie anreden.

Schiller, Räuber.

Der März, der im Uebergange zum April schon etwas von dessen Gewohnheit, mit üblen und guten Launen zu wechseln, angenommen hatte, überraschte den Wanderer mit einem warmen, mildtriefenden Regen. Obgleich diese Begießung ihn völlig durchnäßte, so war er dennoch froh, daß die winterliche Kälte, die ihn um des Fräuleins willen erschreckt hatte, so schnell wieder dem Frühling gewichen war.

Unter seinen schnellen Schritten wich der Schwarzwald in großen Massen nach hinten, während von der Seite die Alp immer näher herüber winkte und ihm sein gleichmäßiges Vorrücken von Berg zu Berg bezeichnete. Gegen Abend betrat er, nicht fern vom Laufe der Nagold, den Ausläufer des Schwarzwaldes, der von seinen Bewohnern das Heckengäu genannt wird, und die Lichter brannten schon hinter allen Fenstern, als er das Ziel seiner Erkundigungen erreichte. Es war ein Dorfwirthshaus, von welchem ihm Geigen und Clarinetten entgegenschallten; hieher hatte sich, wie er zuletzt erfuhr, die Bande gewendet, um ganz offen und in guter Ruhe eine Bauernhochzeit mitzufeiern. Er stutzte über die Keckheit, sich so tief in's Herzogthum herabzuziehen, dessen verfolgenden Arm sie gerade jetzt mehr als jemals zu scheuen Ursache gehabt hätten.

Die große Stube war gedrängt voll; man tanzte um die Säule, und die Tische waren dicht von derben Essern und Trinkern besetzt. Dies war dem Ankömmling trotz des unlieblichen Dampfes angenehm, denn er hoffte still in einer Ecke sitzen und unbemerkt beobachten zu können. Während er sich aber von der Thüre aus nach einem solchen Plätzchen

umsah, riefen zwei erstaunte Stimmen wie aus Einem Munde: „Unser Doctor!" und er blickte in bekannte Gesichter. Unmittelbar neben der Thüre, wo er stand, zog sich eine lange, hell erleuchtete Tafel hin, und daran saßen die braunen Gäste, die er mit verwogenem Herzen suchte. Laura in ihrer Knabentracht tafelte keck neben der Alten; Tony saß weiter unten in einem bunten Mädchenreihen; er hatte mitgerufen und sah beim Anblick seines einstigen Nebenbuhlers so erfreut und erleichtert aus, daß diesem das Herz um ein gutes Gewicht schwerer wurde. „Es muß übel stehen," dachte er, „sonst würde Tony mich nicht so willkommen heißen."

Die Gesellschaft war durch den Ruf aufmerksam geworden, und manches wilde, bärtige Gesicht, manches hübsche Köpfchen erhob sich gegen den Eingetretenen. Die Männer trugen grüne Waidmannstracht, die Weiber und Mädchen waren in bunte, zum Theil grelle, zum Theil verschossene Lappen malerisch gehüllt. Tony winkte nach dem obern Ende der Tafel, wo ein Mann saß, den man auf den ersten Blick für den Herrn und Bändiger dieser unruhigen Geister erkennen mußte. Eine gebietende Ruhe, eine nur etwas übertriebene Würde sprach aus seiner Haltung, und das braune schmale starkknochige Gesicht mit der großen breiten Nase und dem langen schwarzen Bart hätte man, wenn das übrige Aussehen entsprechend gewesen wäre, einem Scheik vom Berge Sinai, einem Häuptling der arabischen Wüste zuschreiben können. Tony rief ihm zu, dies sei der junge Gelehrte, welcher geraume Zeit in ihrer Gesellschaft gelebt. Hannikel — denn er war es, der gefürchtete und bewunderte Zigeunerherzog — erhob sich langsam und nöthigte dadurch den Ankömmling, sich ihm zu nähern.

„Ah, mein Hochgeschätztester!" rief er ihm entgegen, „freue mich, freue mich sehr. Viel Charmantes von Ihnen gehört. Haben Ungelegenheiten in Sulz gehabt, was ich bedaure." — Dabei fixirte er ihn stark, und seine Blicke hatten etwas lästig Herausforderndes.

Heinrich fragte verwundert, wie denn das so schnell habe bekannt werden können, was ihm in Sulz begegnet sei.

„Wir wissen Alles," erwiderte Hannikel und warf seine wulstigen Lippen stolzlächelnd auf. „Ja, es sind grobe Leute in dem Sulz! Aber Sie hätten auch das elfte Gebot besser beobachten können: ‚Du sollst dich nicht ertappen lassen.'"

Ein wieherndes Gelächter begrüßte diesen Witz. Unser Freund preßte sein Gemüth zusammen und wünschte sich tausend Stunden weit hinweg. Aber das reimte sich nicht mit der Ehre, die ihm zugedacht war; denn es wurde ihm ein Stuhl zwischen den Anführer und einen finster blickenden, mürrischen Mann gesetzt, den jener sofort als seinen Bruder Wenzel vorstellte. Hierauf rief er einen kleinen Kobold heran, der sich an der Tafel umtrieb, und befahl ihm mit dem zärtlichsten Tone: „Geh', mein Söhnchen, geh', Dieterlen, küsse dem Herrn die Hand." Der hoffnungsvolle Thronerbe gehorchte zähnefletschend, und da Heinrich bei der Huldigung was Weniges gebissen wurde und mit der Hand zurückfuhr, so erzitterte das Zimmer von Gelächter, und laute Bewunderung wurde den außerordentlichen Gaben des kleinen Ungeheuers gezollt. Heinrich begegnete einem begütigenden Blicke Tony's, der ihn auszuharren bat.

Um in dieser kitzlichen Lage doch etwas zu sagen, wandte er sich an Hannikel mit der Bemerkung, er sei eher aus dem Fränkischen zurückgekommen, als seine Freunde erwartet hätten.

Der Zigeunerherzog verzog das Gesicht. „Ich hab's dem guten Dachsmichel schon längst versprochen, zu seiner Hochzeit zu kommen," erwiderte er, „und dann," setzte er hinzu, indem er ein Auge halb zudrückte, „riefen mich Geschäfte. Unser einer muß allezeit auf den Beinen sein, es ist ein unruhiges Leben. Aber es gefällt mir an Ihnen, daß Sie dieses Leben auch ein wenig studiren wollen. Stoßen wir drauf an."

Heinrich konnte diese Freundschaftsäußerung nicht umgehen, und da er sich durchaus nicht in den rechten Ton zu finden wußte, so erwiderte er, nach Allem, was er wisse, sei diese Unruhe eine freiwillige, da wenig Anfechtung damit verbunden sei.

„Wenig Anfechtung?“ rief Hannikel, warf ein großes Stück Zucker in sein Weinglas, trank, schnalzte mit den Lippen und begann dann eine bittere Klage über die Verkennung und Verfolgung, der er mit seinem Volke ausgesetzt sei. „Hat nicht Gott,“ rief er, „uns freie Leute als einen besondern Stand erschaffen, um zwischen den Reichen und Armen die Gleichheit aufrecht zu erhalten? Glaubt man denn, wenn ich die gottlosen Juden züchtige, daß ich den Raub für mich behalte, den sie den Christen abgepreßt haben? Hab' ich nicht meine Einkünfte immer mit den Armen getheilt, bis auf eine kleine Belohnung, die ich mit meiner Mühe wohl verdient habe?“

Unser Freund wäre fast herausgeplatzt, so komisch war ihm, wenn er auf dem kurzen Halse den dreieckigen Kopf, die eingedrückten Schläfen, vor allem die enge niedrige Stirne betrachtete, dieses Zerrbild eines Karl Moor. Doch hütete er sich wohl, ein Aergerniß zu geben; denn eine unheimliche, despotische Tücke war auf dieser Stirne gelagert, die mit dem schmalen Kranz von schwarzem Haar, kaum fingershoch über der Nasenwurzel, und mit der Glatze darüber einem Engpaß mit überhängender Berghalde glich.

„Hab' ich nicht mein Amt allezeit redlich verwaltet?“ fuhr der Zigeuner fort. „Hab' ich nicht so manchen Einbruch und Raub von dem Lande Württemberg abgewendet? Und mich nennt man einen Räuber und Gauner? Wer mich kennt, der wird anders von mir urtheilen! Es ist mir sehr lieb, einen Herrn vom Hofe — denn ich weiß, daß Sie das sind — hierüber zu sprechen; ich hoffe, Sie werden einmal, wenn Sie wieder nach Stuttgart kommen, Ihren Einfluß geltend machen und meinen Verdiensten Eingang verschaffen. Ich habe durch mein Ansehen das ganze Land gegen Uebelgesinnte vertheidigt und beschützt und hoffe noch die größte Belohnung für die Wohlthaten zu erhalten, die ich den Württembergern schon seit zwanzig Jahren erzeigt habe, wenn meine Sache einmal dem durchlauchtigsten Landesvater vorgelegt wird.“

Heinrich wollte kaum seinen Sinnen trauen, als er den

Mann, der dem allgemeinen Gerüchte nach schon mehr als vierzigtausend Gulden geraubt hatte, diese Reden mit rauher und schnaubender Stimme vorbringen hörte. „Das ist ein lustiges Leben!" dachte er, „am Ende hat Jeder Recht. Es wächst doch keine Pflanze so freigebig als Gründe; ja, alter Fallstaff, du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, Gründe sind gemein wie Brombeeren." — Daß er als ein Mann von Gewicht behandelt wurde, das hatte, wie er bemerken konnte, einen sichtbaren Eindruck auf die Bande gemacht; obgleich er sein Ansehen bei Hofe für den Augenblick wohlfeil genug angeschlagen hätte, so war ihm doch diese Voraussetzung höchst willkommen, da sie ihm einigermaßen für seine persönliche Sicherheit und im Nothfall für die Nachdrücklichkeit seiner Schutz- und Widerstands-Maßregeln bürgte. Da er sah, wie Hannikel den ersten Augenblick benützt hatte, um sich eine günstige Meinung bei ihm zu erwerben, so beschloß er, seine Rolle so klug als möglich zu spielen, und antwortete, er zweifle allerdings nicht, daß manche Handlung, in der Nähe betrachtet, in einem andern Lichte stehe als aus der Ferne, und von der Gerechtigkeit des Herzogs lasse sich das Beste hoffen.

„Ja, ja, das glaub' ich!" sagte Hannikel, „aber sind seine Diener auch so gerecht? Nein, das haben Sie an sich selbst in Sulz erfahren. — Ei, da muß ich doch fragen: Wie kommt es denn, daß Sie als ein solcher Mann in eine solche Fatalität gerathen sind? Sie hätten ja nur mit der Ungnade des Herzogs drohen dürfen."

Die diplomatische Fassung unsres Freundes stand auf dem Spiel. Er bedachte sich und erwiderte, der Oberamtmann habe ihm ja gleich seine Freiheit wiedergegeben; mit Subalternen sei in solchen Fällen nichts Gescheites zu reden, und wer den Herzog kenne, der hüte sich wohl, ihn in eine Sache einzumengen, die etwas Lächerliches an sich habe.

Hannikel sah ihn eine Zeit lang an und schien die Wahrhaftigkeit dieser Aussage bei sich abzuwägen. Dann sagte er rasch: „Was hat Sie denn eigentlich auf den Schwarzwald geführt, wenn man fragen darf?"

Laura, die schon eine Weile mit Spannung zugehört hatte, mischte sich hier schnell in das Gespräch. „Er ist ja mein Hofmeister!" rief sie ganz im Ton eines muntern, herzhaften Knaben, „wie hätte er seinen Zögling so allein der Landstreicherei überlassen können?"

Der Zigeuner wandte denselben forschenden Blick nach ihr, ließ ihn über ihr Gesicht und ihr Wämmschen hinuntergleiten und sah dann mit einem leichten Lächeln auf den aufgeworfenen Lippen vor sich nieder. Hierauf sagte er mit einem Tone, worin etwas gütig Herablassendes liegen sollte: „Und ist nicht zu fürchten, daß man sich bei längerem Ausbleiben ein wenig ernsthaft nach dem Wildfang umsehen wird?"

„Allerdings," erwiderte Heinrich, „fände ich es gerathen, wenn der junge meisterlose Herr bei Zeiten an die Heimkehr denken wollte. Ich besorge, der Spaß hat am längsten gewährt," setzte er gegen das Fräulein hinzu.

„Es gefällt mir sehr gut hier," sagte sie, sich unbefangen im Kreis umsehend, und wurde dabei zärtlich von der Alten gestreichelt.

Heinrich sah ungewiß darein. Galt sie wirklich für einen Knaben, oder wurde nur mit dem Schein gespielt? Er betrachtete die Weiber und Mädchen, die umhersaßen, sie hatten so auffallende, unverkennbare Formen, daß das Fräulein neben ihnen durch nichts andres als ihren kleinen, zarten Wuchs verrathen werden konnte. Von den Zigeunern, die früher ihren Kreuz- und Querzügen gefolgt waren, bemerkte er einige in der Gesellschaft; sie waren, wenn sie es nicht selbst entdeckt hatten, nicht in das Geheimniß eingeweiht worden. Von den Mädchen war nur Feddricho zugegen, auf deren Treue er jedoch bauen zu dürfen glaubte. Die Uebrigen waren ihm unbekannt. Aber die Alte! War sie denn nicht die Mutter des Erzzigeuners? Welche heillose Verwicklung! Er beobachtete sie aufmerksam; sie saß ruhig da, und in ihren Mienen wenigstens war eine Spur von Hinterlist nicht zu erkennen.

Mitten in diesen Forschungen fühlte er Hannikels schief lauernden Blick auf sich gerichtet. Er nahm sich zusammen,

und um das peinliche Thema auf einmal abzuschneiden, erhob er rasch die Gegenfrage, wer denn jener herzogliche Soldat eigentlich gewesen sei, der ihn so übermüthig behandelt habe. „Ich war erstaunt," sagte er, „an ihm und seinem Weibe alle Kennzeichen Eures Stammes zu finden."

Geplauder und Gelächter waren unterdessen unbekümmert die Tafel hinauf- und hinabgelaufen; nun aber, als bei dieser Frage Wenzel sein Glas auf den Tisch niederstieß, daß es in Scherben zerbrach und der Wein umherspritzte, richteten sich alle Blicke auf den unbedachtsamen Sprecher, und eine verhängnißvolle Stille trat ein.

Hannikel gab seinem Bruder einen Wink und begann: „Wir sprechen nicht gern von diesem Bösewicht, da er uns allen viel zu leid gethan hat. Er ist ein Abtrünniger, und nicht genug, daß er von uns abgefallen ist, er hat auch einen Posten angenommen, wo er uns beständig cujoniren und beschädigen kann. Auch das war ihm nicht genug; er hat meinem Bruder Wenzel hier seine Frau, die Mantua, beschwatzt und mitgenommen, nachdem sie so manches Jahr vergnügt zusammen gelebt hatten."

„Ich hörte ihn etwas der Art sagen," versetzte Heinrich, „aber ich hielt es für bloße Prahlerei."

„Nein, es ist leider wahr," erwiderte Hannikel, und seine Stimme war ganz gefühlvoll geworden. „Er ist ein Mensch, der kein Gesetz und kein Herkommen achtet, er ist der größte Bösewicht auf Gottes Erdboden."

„Da wundert's mich nur," sagte Heinrich, „daß er, der allein ist, den Muth besitzt, sich so viele Feinde auf den Hals zu laden."

„O, er ist grausam stark, und darauf verläßt er sich," war die Antwort. „Sehen Sie mich an, ich bin nicht von Brei, und doch — hier dämpfte der Zigeuner die Stimme — und doch hat er mich, als er noch bei uns war, einmal so geschlagen, daß ich vierzehn ganze Wochen krank und in Lebensgefahr lag, und das ist wegen einer Kleinigkeit geschehen. Er ist jähzornig und gewaltthätig — nun, Sie haben's ja selbst erfahren. Mein Herz kehrt sich um, wenn

ich an diesen Menschen denke. Wär' er doch unter'm Boden! Eher kann ich nicht wieder fröhlich sein."

„Sterben muß er!" rief Wenzel und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Au—auch hat er den Feu—eu—euersegen," stotterte ein untersetzter Knirps, der weiter unten saß.

„Was schwatzt der da für dummes Zeug!" rief Hannikel mit einem Seitenblick auf den fremden Gast.

„Ja, ja, der Nottele hat Recht!" rief ein hagerer Zigeuner mit gelbsüchtigen Augen. „Der Schurke hat sein Geheimniß dem Karl Herzog verkauft; drum darf er jetzt frei durch's Land ziehen und kriegt überall, wo er seinen Paß aufweist, einen Sechsbätzner. Wir dürfen uns kaum blicken lassen, so geht die Hetze los."

„Wir wollen den Feuersegen von ihm nehmen!" riefen die Einen. „Wir wollen auch so einen Freipaß!" schrieen die Andern.

„Fontin! Glaubst du auch an die Dummheiten?" rief Hannikel mit offenbarem Unwillen.

„Freilich glaub' ich!" war die Antwort, „und du magst dich stellen, wie du willst, du glaubst selber dran."

„Stille!" rief der Anführer.

„Ich lass' mir den Mund nicht versiegeln!" schrie Fontin, heftig auf den Tisch schlagend. „War ich nicht einmal selber dabei und sah den Herzog, wie er das Feuer bannte? Dreimal ritt er herum und sprach den Feuersegen, und es brannte nicht weiter."

„Haben Sie auch schon von diesem Unsinn gehört?" sagte Hannikel und gab sich das Ansehen spöttischer Verachtung.

„Ich weiß sonst nichts," erwiderte Heinrich, „als daß beständig in Hohenheim Pferde und Wagen für diesen Fall bereit stehen und daß der Herzog zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, wo ein Feuerreiter eintrifft, mit unbegreiflicher Geschwindigkeit, und wenn es bis zur Grenze ginge, nach dem Brandplatze eilt, wo sein rasches Commando in den meisten Fällen das Unheil besiegt. Da ist es nun natürlich, daß man ihn um das Feuer herumreiten sieht."

„Nichts, nichts!“ schrie Fontin, ganz ergrimmt über diese natürliche Auslegung. „Der da weiß es besser! Der hat's auch schon gesehen. Sprecht Ihr, alter Wilderer!“

Eine Gruppe von Bauern hatte sich bei diesem anziehenden Gespräche hinter den Stühlen gesammelt, und ein alter Mann mit weißen Haaren und einem Kaninchengesicht, der Aufgeforderte, nahm das Wort: „Ha freilich,“ rief er, „ist es so, wie Ihr sagt, Fontin, und auch so, wie der Herr da gesagt hat. Ich war ja einmal dabei, und es war ein unmöglich grausiges Feuer, und da kam' der Karl Herzog grad auch so schnell daher, wie vom Himmel herabgeschnieen, und reitet dreimal um's Feuer, und wie er fertig ist, sagt er: Jetzt laßt's brennen! sagt er. Ihr Herren, der Balken, der verbrannt war, der war verbrannt, aber es ist auch kein Span weiter angegangen. Und einen Vogelkäfig sah ich im Feuer hangen, und er gaukelte schon in den Flammen, und der Käfig ist nicht mehr verbrannt, so schnell war den Flammen Einhalt gethan. Jetzt laßt's brennen! hat er gesagt, und sagen und davonreiten war eins; denn er darf sich niemals verweilen, wenn er das Feuer gebannt hat, weil das Feuer dann an ihn will, dessentwegen reitet er dann immer so schnell davon.“

Er schien noch mehr erzählen zu wollen, aber ein Lärm, der sich in der Gegend der Säule erhob, unterbrach ihn. „Der Bräutigam eifert wieder einmal,“ sagten die Bauern und eilten hin, um Frieden zu stiften.

„Ja,“ sagte ein anderer Zigeuner, das Gespräch fortsetzend, „und den Feuersegen hat er von dem Erzspitzbuben gekriegt, das ist ganz gewiß. Nicht wahr, Nottele?“

„Ja, Po—o—ostel,“ erwiderte dieser, wohlbehäglich, daß er die Antwort herausgebracht hatte.

„Und ich bin der Meinung,“ rief abermals ein Anderer unten herauf, „daß wir ihm den Segen abnehmen; damit können wir uns gute Tage machen.“

„Nimm's, wie du willst, Bastardi,“ erwiderte der Anführer. „Nach unsern Gesetzen hat er den Tod sechsfach verdient: er hat mich und meinen Bruder beleidigt, er miß-

handelt sein Weib, er ist von uns abgefallen, er hält's mit unsern Feinden und verfolgt uns, und dann hat er diesen Herrn, der ihm nichts zuwider that, blos deßwegen, weil er unser Freund ist, verhaftet."

Heinrich protestirte höchlich, er wünsche sich darum nicht zu rächen.

„Aber wir müssen die Rache übernehmen!" rief Hannikel mit aller Rauhheit seiner Stimme, „denn es war auf uns gemünzt. Wenn ihr dann," setzte er gegen die Seinigen hinzu, „wenn ihr dann den Feuersegen bei ihm findet, so ist es ja nur um so besser."

„Nieder mit ihm! Das ist das Erste!" rief der stumm hassende Wenzel und zerbrach abermals ein Glas bei dieser Aufforderung.

„Nieder mit Tony! Er muß sterben! Sterben!" schrieen die Andern nach und stießen die Gläser zusammen.

Heinrich blickte betroffen auf Tony, der, eine Hand auf Feddricho's Schulter gelegt, ruhig lächelnd in dem allgemeinen Getümmel saß. „Tony?" rief er unwillkürlich, „was hat er denn gethan?"

„Wer? Ich?" fragte Tony herauf.

„Dummheiten?" sagte Hannikel, „von dir ist gar nicht die Rede."

„Er heißt aber Tony," sagte Heinrich.

„Nein," versetzte Hannikel, „so heißt der Grenadier, der Sie gefangen genommen hat."

Wenzel fuhr auf: „Wer Tony heißt, muß sterben!" rief er.

Tony gab eine trotzige Antwort, und Wenzel wollte auf ihn losstürzen. Hannikel hielt ihn aber am Arm und fragte Tony: „Wie kommst denn du dazu, Kleiner, dir einen Namen anzumaßen, den dir Niemand gegeben hat?"

„Die Geißin hat ihn mir gegeben!" rief Tony.

„Meine Mutter ist nicht berechtigt, Namen zu geben," versetzte Hannikel, „das kann nur in der Versammlung und vom Oberhaupt geschehen. Der Schurke hat die Weiber alle bethört, die alten wie die jungen; nun als sie ihn ent=

behren mußte, wollte sie wieder einen Tony haben. — Dein Name gilt nichts!" rief er mit dem ganzen Nachdruck seiner Hauptmannswürde; dann faßte er seinen Bruder bei der Hand und sagte, auf Tony deutend: „Dieser heißt Suselo, trink ihm eins auf den Kopf zu!"

Wenzel trank mit dem Neugetauften und so die Uebrigen der Reihe nach. Dann sagte Hannikel: „Ich will dir auch eine Frau zu deinem Namen geben. Willst du die Dudane, oder die Danena, oder die Tirana? Die Legart hab' ich dem Nottele versprochen. Nein, du sollst meine eigene Stieftochter, die Ursula, bekommen; da nimm sie."

Tony — denn da wir nicht an Zigeunergesetze gebunden sind, so wollen wir fortfahren, ihn so zu nennen — Tony hatte bei diesen raschen Reformen, die mit seiner Persönlichkeit vorgenommen wurden, keine Miene verzogen; er stand auf, ging auf eine der Dirnen zu, die über den bildhübschen Ehegenossen sichtbar erfreut war, und führte sie zum Tanz.

Heinrich sah sie an, als sie an ihm vorüberging, und glaubte das Mädchen wiederzuerkennen, das am Abend seines Abschiedes so leichtfüßig die Anhöhe gegen Tony herabgeschritten war. Sie hatte lichte Haare, eine hellere Haut als die andern und war unstreitig die Schönste von allen. Zugleich aber fielen ihm die Reden wieder bei, welche Tony, der Grenadier, auf dem Wege nach Sulz geführt hatte. Und hatte nicht auch Wenzel's treulose Geliebte von einer Ursula gesprochen, welche Dornen hinter ihren Rosen verbergen sollte? Er sah in ein räthselhaftes Gewebe, in eine unheimliche Verwicklung hinein.

Nottele führte ebenfalls seine Legart zum Tanze. Andere Paare folgten. Die Weiber, besonders die alten, deren mehrere zugegen waren, stopften sich ihre Stumpfpfeifchen und setzten sich hinter den Tanzenden auf Bänke der Wand entlang, wo sie schmauchend und Schnaps trinkend zusahen.

So waren denn außer dem Zigeunerhauptmann nur die beiden unheimischen Gäste der freien Leute an der Tafel geblieben. Heinrich betrachtete das Fräulein, ein heiteres Lächeln

schwebte auf ihren Zügen, und der schärfste Beobachter hätte auch nicht eine Spur von Zwang und Befangenheit an ihr wahrgenommen. Doch schien sie diese Gelegenheit zu einer heimlichen Unterredung mit ihrem Ritter längst erwartet zu haben und wandte sich an den Zigeuner mit der schnellen Frage, warum er den Tanz nicht auch mitmache.

Hannikel ließ wieder wie vorhin seinen Blick an ihr hinabgleiten und erwiderte schmunzelnd: „Ich bin schon in gesetzten Jahren und muß mich eher wundern, daß so ein junges Blut nicht Lust zum Tanze hat. Kommen Sie, ich will Ihnen eine flinke Tänzerin aussuchen. O weh, sie sind alle am Brett! Thut nichts, jetzt soll der Spaß nur um so größer werden. Ich will selbst Ihr Tänzer sein, daß der junge Herr sagen kann, er habe einmal mit dem großen Hannikel getanzt."

Ein leichter Schatten lief über ihr Gesicht, aber er war so schnell verschwunden, daß man glauben konnte, man habe sich getäuscht; sie sprang lustig auf und rief: „Eine solche Ehre ist mir freilich noch nicht widerfahren! Aber Ihr müßt das Frauenzimmer machen, anders kann ich nicht tanzen."

Der Zigeuner schlug ein gellendes Gelächter auf und ließ sich von ihr zu der Säule führen, wo er von den Andern mit Klatschen, Lachen und Jubel empfangen wurde. Heinrich sah ihnen nach, und ihm war schlimmer zu Muth, als da ihn auf jener Redoute der Teufel am Arme hatte. Nur allzubald sollte sich seine Befürchtung rechtfertigen. Er sah auf einmal, wie der Zigeuner seine Stellung wechselte, sie als Tänzerin behandelte, den Arm um ihre Hüfte schlang und sie im Tanzen fest an sich drückte. Er hatte sich schon der Hoffnung hingegeben, ihr Geschlecht werde unentdeckt bleiben, bis sich Mittel zur Flucht finden ließen; und nun schien Alles auf der Spitze zu stehen. Er sann und sann, wie zu helfen sei, und mußte das Unerträgliche geschehen lassen.

Auf einmal aber erhob sich ein schrecklicher Tumult; Flüche donnerten, Tische und Stühle wurden über den Haufen geworfen. Heinrich sah Messerklingen blinken und warf

sich, um das Fräulein zu schützen, unter die Tanzenden, die in einem Augenblick zu einem dichten Knäuel zusammengeballt waren. Er blickte umher, und als er den Gegenstand seiner Besorgnisse in einer Ecke bei der Alten stehen sah, geschirmt durch eine starke Palissade von Bauern, die sich eben dahin zurückgezogen hatten, so lehnte er sich, unfähig durchzudringen, an die freigewordene Säule und sah gleichgültig, doch nicht ohne ein inneres Grausen in das Getümmel.

Da fühlte er einen Wurf, der ihn streifte. Es schien eine Brodkugel zu sein, wie sie nach aufgehobener Tafel der gesättigte Muthwille zu seinen Neckereien benützt, und da er vermuthete, daß der Wurf von Hannikels ungezogenem Kobold herrühre, so beschloß er, nicht darauf zu achten. Aber gleich darauf traf ihn ein zweites Geschoß, und zwar stark und schmerzlich, auf die Wange. Er wandte sich zornig nach der Richtung, woher es gekommen war, und sah etwas hinterwärts der halboffenen Thüre, auf welche ein Lichtschimmer fiel, Tony, der ihm einen bedeutenden Wink mit den Augen gab. Er warf schnell seine Blicke umher und schlüpfte hinaus.

„Jetzt ist's nicht Zeit zum Plaudern!" sagte er, als ihn der junge Zigeuner bei der Hand ergriff. „Komm und steh zu mir!"

„Sie ist in Sicherheit, es kann ihr nichts geschehen!" flüsterte Tony. „Ich selbst habe den Lärmen erregt, ich habe ein allgemeines Zornfeuer einfältiger Eifersucht angeschürt und die Bauern und die Meinigen unter sich und gegen einander aufgehetzt. Da hilft so bald kein Feuersegen, und der alte Satan kann lang bannen und besprechen, derweil wir Rath mit einander halten."

Er hatte ihn in einen dunklen Gang geführt, wo sie unbelauscht waren. „Tony, was hast du gemacht?" rief Heinrich, „ist das deine Liebe? So sehr hast du nur auf dein eigenes Vergnügen gedacht, daß du ein unbesonnenes junges Wesen dem Verderben preisgeben konntest? Hast du diese Folgen nicht geahnt? Du mußtest sie voraussehen! Und konntest dich so ruhig stellen?"

Er hörte ihn weinen und legte ihm die Hand auf den Arm. „Rede, was ist zu thun?" rief er.

„Ich muß Verräther unter den Meinigen gehabt haben," sagte Tony mit fast erstickter Stimme. „Ich verließ mich so fest auf sie. Ich wußte, daß er noch lang ausbleiben wollte."

„Und hattest seine Mutter bei dir!"

„Die hat nichts verrathen!" rief Tony eifrig, „sie hat mich lieber als ihn, sie geht durch's Feuer für mich. Aber wir wollen die Zeit nicht verlieren. Was ist zu thun? Das frag' ich auch."

„Hast du keinen Rath?"

„Ihr seht, wie die Sachen stehen."

„Ich sehe es, Dank deinem unerhörten Leichtsinn."

„Er hat's gemerkt," flüsterte Tony, „daß sie ein Mädchen ist, oder hat er's schon vorher gewußt. Auch scheint er zu wissen, daß sie ihre Kleinodien eingenäht im Wämmschen trägt. Er war ihnen eben auf der Spur, als ich den Tumult erregte."

„Wenn er nicht noch Schlimmeres im Schilde führt," warf Heinrich hin.

„Macht mich nicht rasend! Helft sie retten!"

„Gib mir meine Vollmacht! Es wird doch ein Schultheiß im Orte sein?"

„Ein Schultheiß! Ihr habt's mit Leuten zu thun, die bei Tage, wenn es sein muß, ein Haus bestürmen, ohne daß sich Schulz und Bauern zu rühren wagen."

„Schöne Kameradschaft."

„Es sind doch Männer."

„Und das nächste Amt?"

„Nach Nagold haben wir zwei Stunden. Es ist schon spät. Ihr findet den Weg nicht leicht. Ich bin ein Zigeuner, den man blos festnehmen würde, und Ihr, nehmt mir's nicht übel, seht auch ein wenig verwahrlost aus. Wenn man Euch aber auch dort sogleich Folge leistet, so wird es fast Mittag, bis die nöthige Mannschaft versammelt und hieher gezogen ist. Unterdessen sind sie über alle Berge, und Eure Streifer gehen vergnügt wieder heim."

„Da find' ich raschere Hilfe beim Herzog selbst. Spiele du inzwischen den gehorsamen Schwiegersohn, schaff' mir ein Pferd und hinterlaß mir ein Zeichen, wohin ihr euch gewendet habt."

„Halt!" rief Tony, „ich bin bei Nacht zu Fuß schneller als Ihr zu Pferd. Laßt mich gehen! Morgen mit dem Frühesten bin ich in Hohenheim. Euer Verschwinden würde größeren Verdacht erregen als das meine. Von mir glaubt man höchstens, daß ich dieser Heirath ausweichen will, und da hat man Recht."

„Aber," sagte Heinrich, „bis du nach Hohenheim kommst, kann die ganze Sippschaft über der Grenze sein."

„Nein," erwiderte Tony. „Ich werde sie noch weiter landab treiben. Ihr wißt nicht, was ich weiß. Er hat einen Aberglauben gegen Sulz. Wenn's heut' Nacht Lärmen gibt, und das wird's geben, verlaßt Euch darauf, dann wird er nicht umkehren, sondern vorwärts ziehen. Er fürchtet den Herzog weniger als den Oberamtmann, und zudem, hab' ich ihm abgemerkt, glaubt er ein Pfand an ihr zu haben, das er theuer verhandeln kann. Was soll ich dem Herzog sagen?"

„Wird er dir glauben?"

„Er wird, er muß! Er hat meinen Kopf in der Hand, und was noch mehr ist, ich hab' ja die Vollmacht, die mich als Euren Boten ausweist."

„Nein, nein! Die läßt du mir für den Nothfall, gib sie nur gleich her."

Tony gab ihm ungern, aber ohne Widerstreben das lang entbehrte Papier zurück, nebst einer Terzerole, welche Heinrich in die Seitentasche steckte. „Ich will ein paar Worte an ihn schreiben," sagte er.

„Man könnte uns sehen," rief Tony ängstlich.

Heinrich griff in die Brieftasche und überreichte ihm sein akademisches Anstellungsdecret, das er daselbst verwahrte und am großen Format in der Dunkelheit erkannte. „Dies wird dich legitimiren," sagte er. „Wie du dich darstellen willst, das mag dir selbst überlassen sein. Er will das Aufsehen

vermeiden, sag' ihm, er solle eine Jagd veranstalten und uns einschließen. Aber getraust du dir zu bestimmen, wo wir morgen sein werden?"

„Sorgt nicht! Bis morgen Mittag stoßen wir zusammen. Mein Bruder steht im Walde draußen auf der Wacht; mit dem will ich das Nöthige schon verabreden. Sagt nur der Feddricho, so wie sie morgen den Lerchenschlag höre, solle sie antworten. Und jetzt hinein! Es ist die höchste Zeit."

Mit bangen Zweifeln trat Heinrich wieder in die Stube. Das Geschrei hatte noch nicht nachgelassen, und noch immer blinkten die Messer; aber es war kein Blut geflossen, und die Drohungen schienen nicht sehr ernstlich zu sein. Tony schlängelte sich wie ein Blitz durch die Menge, raunte dem Fräulein zwei Worte zu und schlug seine Angetraute, die neugierig dem Lärmen zusah, von hinten auf die Schulter. Heinrich sah ihn eine Weile ganz unbefangen und zärtlich mit ihr reden, dann aber auf einmal sich in's offene Fenster schwingen und verschwinden. Nun war er allein, und das ganze Gewicht dessen, was kommen sollte, lag schwer auf seiner Seele. Laura's Augen waren auf ihn gerichtet; er blickte umher, und da Feddricho nicht weit von ihm auf einem Stuhle saß, so eilte er zu ihr und schlang den Arm um ihren Hals, wie wenn er ihr freundlich thun wollte. Mit wenigen Worten theilte er ihr Tony's Auftrag mit. Sie versprach treulich zu gehorchen und sagte mit Thränen in den Augen: „Ich merke wohl, er wird nicht wiederkommen, er will nicht länger bei uns bleiben."

Er beruhigte sie, so gut er in der Eile konnte, und stellte sich dann als müßiger Zuschauer hinter die Streitenden. Ihr Feuer, vielfach von Hannikels rauher Stimme beschworen, hatte sich inzwischen so weit abgekühlt, daß der Bräutigam, nach der Gewohnheit der Bauern, den Krieg zum Zeichen des nahen Friedens auf das allerkleinste Gebiet zu treiben, nur noch einen Gänsediebstahl vorbrachte. Er fluchte und versicherte, er könnte die Diebe mit Namen nennen.

„Du bist ein Narr," lachte der Zigeunerhäuptling, „glaubst du denn, meine Leute hätten nöthig, Gänse zu

stehlen? Wenn ich wollte, so müßten mir alle Gänse in deinem Ort auf Einen Strich zufliegen, und die Gänseriche ebenfalls, dich an der Spitze."

Ein allgemeines Gelächter entstand. Hannikel sah sich schmunzelnd im Kreise um und fuhr fort: „Sei jetzt vernünftig, Dachsmichel! Du weißt, daß wir als Freunde auf deine Hochzeit gekommen sind. Mit den Gänsen sei es, wie es wolle, wir vertrinken sie in ein paar Bouteillen auf meine Rechnung. Und zum Beweis, daß jetzt Friede ist, setzst du dich hin und machst mir ein paar Schuhe; mein Wandel ist alleweil nicht der beste."

Der Schuster und Hochzeiter, der in seinen eigenen Schuhen kaum noch aufrecht stehen konnte, behauptete, er habe heut' einen Feiertag. Hannikel aber ließ sich von einem Einfall, der ihm einmal gekommen war, nicht so leicht wieder abbringen: „Deine Feiertage sind vorbei, du Narr!" sagte er, „und ich will die letzten Schuhe haben, die du mit lediger Hand verfertigst; denn nachher würden sie mich drücken. Ich habe meinen Kopf darauf gesetzt, ich will Schuhe von dir haben in deiner Hochzeitnacht; ich werde sie gut bezahlen, hörst du?"

Aller Einwendungen ungeachtet, mußte sich der Hochzeiter sein Werkzeug holen lassen und unter dem Gelächter der Bauern die Arbeit angreifen, bei welchem ihm ein paar zu seinem Glück eingeladene Zunftgenossen behülflich waren. Die Feinheit, mit welcher unter diesen Umständen die Schuhe gearbeitet wurden, mochte viel vermissen lassen; desto weniger aber war an der Geschwindigkeit auszusetzen. Hannikel nahm zur Seite Platz, ließ Wein genug bringen und sah zu. An der Säule hob der Tanz wieder an; Laura hielt sich schäkernd zu den Mädchen, aber ihr Plan, den Freund ebenfalls herbeizuziehen, scheiterte an der Schlauheit des Anführers, der ihm alsbald wieder einen Sitz neben sich anwies. Die Schuster zechten wacker; die Braut hatte sich schmollend zu ihnen gesetzt, und die Bauern rückten auch nachgerade herbei, so daß eine nicht gewöhnliche Repräsentation des Nähr-, Lehr- und Wehrstandes beisammen war. Kaum hatten sie

Platz genommen, so wurde Heinrich von ihnen, da sie durch Wein und Händel kühner geworden waren, mit qualvollen Erkundigungen nach seinem Zeichen und Charakter bestürmt, welche aber Hannikel mit dem Bescheide, sie sollten nichts fragen, was sie doch nicht verstehen würden, abschnitt.

„Wie ist's, schöne Frau?" sagte er zu der neuen Meisterin, „nicht wahr, Ihr wünscht mich sammt den Schuhen in's Pfefferland? Aber seht einmal, wie es Eurem Liebsten schmeckt! Wollt Ihr den Wein nicht auch versuchen?"

„Mag nicht!" sagte sie, „'s ist ein trüber Wein, muß erst durch einen Lumpen laufen."

Sie deutete auf ihren Bräutigam, der eben den Pechdraht hängen ließ, um, wie er sich gegen seine Mitarbeiter ausdrückte, den Wein zu versohlen. „Ich weiß nicht, was das ist," sagte er grinsend zu seiner Braut, „ich hab' einen hohlen Zahn, der will eben immer, immer saufen, und Keiner ist, der mir ihn 'rauszieht."

Hannikel lachte unmäßig und warf ein großes Stück Zucker in sein Glas.

„Das muß wahr sein," sagte einer der Bauern halblaut, „er lebt wie ein Graf."

„Was ist's nun auch?" versetzte ein Anderer eben so, „ein Graf hat nicht mehr als die vier Elemente, und die kommen auch bei der Bettelpfanne zusammen."

„Auf welche Art?" fragte Hannikel, der die letzten Worte gehört hatte.

„Erde und Feuer drunter, Herr, und Luft und Wasser drin."

„Gut gegeben!" rief Hannikel, den Stich überhörend, der seine eigene nomadische Lebensweise traf, und reichte dem Naturphilosophen die Flasche. Er hatte aber bei dieser Unterhaltung nicht vergessen, seine Augen im ganzen Zimmer zu beschäftigen. Jetzt winkte er plötzlich seine Tochter herbei, welche eben eingetreten war: „Das ist mir eine saubere Liebe!" sagte er. „Wo ist denn dein Suselo?"

„Er ist gegangen, die Morgengabe zu holen," antwortete sie sehr verdrießlich. „Er sagte, es wäre ja eine Schande."

Ein Blitz fuhr aus den Augen des Zigeuners; sie begannen zu rollen. Aber im Nu war diese Erscheinung vorüber; er lächelte und sagte mit ruhiger Fassung zu ihr: „Du bekommst einen braven Mann. Ein rechter Ehemann muß bei Zeiten auf die Erhaltung seiner Familie denken; nicht wahr?"

Dieser Satz war an unsern Freund gerichtet, auf den er seine Augen heftete; sie sahen ganz heiter, und doch funkelten spitzige Messer bohrend und forschend daraus hervor.

Heinrich hielt den Blick unbefangen aus und erwiderte, ein junger Mann könne sich an dieser Aufführung spiegeln. Hannikel trank das Wohl seines Tochtermannes und nöthigte ihn das Gleiche zu thun. Er schenkte ihm fleißig ein; da aber Heinrich dies regelmäßig vergalt und nicht die mindeste Furcht vor dem Trinken zeigte, so gab er die Operation bald wieder auf. Zugleich drängte er die Schuster, ihre Arbeit zu fördern. Unser Freund, um der Rolle des harmlosen Forschers treu zu bleiben, fragte ihn nach der Herkunft und Geschichte seines Stammes, wurde aber mit offenbaren Prahlereien bedient, und da der Zigeuner am Ende ganz ernstlich behauptete, seine nächsten Vorfahren seien noch in Egypten erzeugt worden, so ward es klar, daß er nichts wußte oder nichts sagen wollte. Desto schlauer verstand er seine Gegenfragen zu stellen, und aus den zahllosen Kleinigkeiten und unbedeutenden Nebendingen, nach welchen er forschte, ersah Heinrich das Mühselige und Hundertäugige seines Gewerbes. Er sah den Haß und die Verachtung, worin bei dieser Menschenklasse die Behörden und vorzüglich die protestantischen Pfarrer standen, und erblickte zwei Welten, von welchen eine der andern gleich rechtlos erschien. Dabei mußte er sich beständig hüten, daß er nicht durch eine unbedachte Antwort eine für Andere verderbliche Aufklärung gab; die verschiedenen Vermögensverhältnisse, über die er Auskunft ertheilen sollte, waren ihm ohnehin nicht bekannt.

Dieses peinliche Examen, dem er sich nicht entziehen konnte, ohne den Frieden vor der Zeit zu brechen, erstreckte sich auch auf sein eigenes Wesen und Treiben und schloß

mit einem ganz unerwarteten Antrage. „Da Sie so gut mit der Feder umzugehen wissen," sagte Hannikel, „so könnten Sie mir eine große Freundschaft erzeigen. Ich bin eigentlich ein gelernter Jäger, habe aber meinen Lehrbrief einmal aus Zerstreuung in's Gewehr gestoßen, was mich manchen Unannehmlichkeiten aussetzen kann. Nun möchte ich Sie bitten, mir einen neuen Lehrbrief oder einen Ausweis zu schreiben, womit ich mich nöthigenfalls behelfen könnte."

Heinrich lehnte diese Zumuthung mit Erröthen ab und versicherte, in Schreibereien solcher Art gänzlich unbewandert zu sein.

„Das thut nichts," versetzte Hannikel, „ich kann's Ihnen vorsagen."

„Wozu habt Ihr denn Freunde, Hannikel, wenn Ihr nichts von ihnen wollt?" rief eine Stimme, und ein junger Mensch von liederlichem Aussehen stand hinter ihnen, der dem Zigeuner einen vertraulichen Schlag auf die Schulter gab.

„Ah unser junger Jäger!" rief dieser, „woher so spät? Und wo bleibt denn der Alte?"

„Er folgt mir auf dem Fuße; waren den ganzen Tag im Walde."

„Keine Dreifüßler gesehen?"

„Nichts. Könnt ruhig sein."

„Und wo kommt Ihr jetzt eben her?"

„Unten herauf."

„Ah! Sehr gut. Ist Euch da keiner von den Unsern begegnet?"

„Nein."

Hannikel sah eine Weile vor sich hin und nickte dann mit dem Kopfe, als ob er seiner Sache gewiß wäre.

„Nun, und den Paß, den Ihr da haben wollt, den will ich Euch schreiben," fuhr der junge Bursche fort. „Ihr könnt ja keinen Menschen finden, der mit dem Forstwesen bekannter wäre. Um ein paar Flaschen Wein und einen von Euern berühmten Hunden will ich's thun."

„Wein genug!" rief der Zigeuner erfreut, „und wenn ich wieder komme, so bring' ich Ihm den Fass' den Pfarrer

und die Tigreß mit. Ich hab' jetzt nur zwei bei mir, die ich nicht entbehren kann. Kilian Schmid heiß' ich, daß Er's nicht vergißt."

„Werd's gleich nachher zu Hause ausfertigen!" war die Antwort, und Hannikel ließ dem jungen und einem älteren Waidmann, der inzwischen nachgekommen war, Wein und Ueberbleibsel vom Hochzeitessen reichen.

„Auch Ihr müßt mir einen Gefallen thun, Alter!" wandte er sich an den letzteren, wurde aber durch einen allgemeinen Jubel unterbrochen. Was von der Zigeunerbande im Zimmer war, eilte nach der Thüre, um einen eben Hereintretenden zu begrüßen. Er ging von einer Hand zur andern und wurde mit Küssen und Umarmungen fast erstickt; denn keine Nation hat einen so leidenschaftlich zärtlichen Empfang wie die Zigeuner. Erst als er näher kam, erkannte Heinrich, daß es Duly war.

„Und woher so spät?" riefen alle.

„Aus dem Wildbad, vom Rhein daher," erwiderte Duly, ging auf das Fräulein zu, gab ihr eine Rolle und sagte: „Hier, junger Herr, ist Euer Geld."

Sie sah ihn mit Erstaunen an und gab es der Alten in Verwahrung.

Nun setzte sich Duly zu seinem obersten Gebieter, der ihn ebenfalls sehr zärtlich bewillkommte und ihm sogleich sein Glas hinreichte. Duly trank und sah seinen Hauptmann mit einem schlauen Lächeln an, was Hannikel erwiderte. Dann begannen sie eine lebhafte Unterredung in der Zigeunersprache, die aber so leise geführt wurde, daß selbst ihre Sprachgenossen nichts davon verstehen konnten. Heinrich, der am nächsten saß, hörte nur zuweilen den Namen Sulz wiederkehren. Duly zählte an den Fingern und deutete dabei, in einem wegwerfenden Tone redend, nach der fatalen Richtung, von welcher unser Freund heute hergekommen war. Hannikel schien immer beruhigter und zuversichtlicher zu werden, und am Ende lachten sie ganz vergnügt mit einander.

„Duly hat köstliche Entdeckungen am Rhein gemacht!" sagte Hannikel laut. „Vielleicht brechen wir schon morgen

früh dahin auf. Wir haben doch auch die Ehre von Ihnen?" fügte er gegen Heinrich hinzu.

Heinrich war überzeugt, daß dies eine Lüge sei; denn er glaubte aus der geheimen Unterredung, obgleich er kein Rothwälsch verstand, gemerkt zu haben, daß die beiden, diesmal nicht mit Unrecht das Schlimmste zu denken geneigt, dem Verschwinden Tony's eine verrätherische Absicht unterlegten, daß sie ihn auf dem Wege nach Sulz vermutheten und die Zeit seines Eintreffens daselbst berechneten. Von ihrem Mißtrauen mußte er erwarten, daß sie vielleicht gar seine eigene Gefangenschaft in einem verdächtigen Lichte sahen, und obgleich sie hierin irrten, so mußte er doch ihr Mißtrauen für begründet gelten lassen. Er erwiderte, sein Beruf beschränke sich auf seinen unstäten Zögling, und so lang dieser die Wanderschuhe nicht vertreten habe, dürfe auch er sein Haupt nicht zur Ruhe legen.

Laura, welche aufmerksam zugehört hatte, rief herüber: „Ob ich mitgehe, will ich bis morgen überlegen; aber so viel ist ausgemacht, daß mein Hofmeister und ich bei einander bleiben. Für jetzt wünsch' ich zu Bette zu gehen, denn ich bin müd und schläfrig."

Sie rief den Wirth, welcher diesen Wunsch nicht erfüllen zu können bedauerte, da seine paar Zimmer von fremden Hochzeitgästen besetzt seien.

„Das hab' ich gedacht," sagte Hannikel lächelnd, „und deshalb wollt' ich vorhin unsern Alten da fragen, ob er nicht ein Bett für den Junker übrig habe."

„O freilich!" rief der alte Jäger und glaubte seinem Freunde ganz besonders gefällig zu sein. „In meiner grünen Eckstube steht ein nettes Bettchen, und für den Herrn Hofmeister gibt's auch noch ein Kämmerlein."

Hannikel sah ihn an, als ob er ihn fressen wollte; da aber das Fräulein in die Hände klatschte und das Anerbieten für Beide mit Freuden annahm, so getraute er sich nicht, die Gelegenheit zu offenen Kriegshandlungen vom Zaune zu brechen.

Indessen waren die Schuhe mit den erdenklich weitesten

Stichen fertig geworden. „Da hast du sechs Gulden, Dachs-michel!" sagte der Zigeuner und warf ihm das Geld prahlerisch hin, „davon gibst du deinen Kameraden auch einen Theil. Nimm's für einen guten Einstand, du wirst in Zukunft wohlfeiler arbeiten müssen. Wenn du mit deinem Weib nach Hause kommst, so findest du einen fetten Hirsch; das ist unser Hochzeitgeschenk, worüber du deine paar Gänse vergessen kannst. Und jetzt fort in's Jägerhaus! Nottele, mein Pferd!"

Die Bauern flüsterten zusammen und bewunderten seine Generosität. „Aber denk' an mich, Jogg!" raunte einer, der in Heinrich's Nähe stand, einem andern in's Ohr. „Schuhe, die in der Trunkenheit gemacht sind, führen auf böse Wege."

„Ja, und zu bösen Häusern," brummte der andere.

Heinrich schloß sich dem allgemeinen Aufbruch an. Da er im Gedränge auf der engen Treppe Gelegenheit fand, sich dem Fräulein zu nähern, so zupfte er sie am Wämmschen und empfahl ihr leise, die Läden in ihrem Zimmer zu schließen, die Fenster aber offen zu halten, damit er sie hören könnte, wenn sie seiner Hilfe benöthigt wäre. Hannikel, der auf Alles achtsam war, drängte sich schnell zwischen beide, und das Fräulein rief laut lachend: „Mein Hofmeister meint, ich solle mich in Acht nehmen, daß mir die Nachtluft nicht schade." — Heinrich wurde ausgelacht und ließ sich's gern gefallen.

Ein hübscher Schimmel wurde dem Zigeunerfürsten vorgeführt; er bestieg ihn, offenbar mehr seiner Würde zulieb als wegen der Entfernung, die nicht beträchtlich sein konnte. Duly mußte auf seinen Befehl den Junker vorausgeleiten. Zwei Zigeuner folgten dem Schimmel, den zwei mächtige Hunde umsprangen, und der Trupp setzte sich in Bewegung. Hannikel winkte den Sohn des Jägers heran und unterhielt sich angelegentlich mit ihm, aber ohne die Augen von Heinrich abzuwenden. Der Alte hatte sich zu diesem gesellt und begehrte zu wissen, was er denn eigentlich mit seinem Zögling vorhabe; er schien sie für Reisende zu halten, welche aus Curiosität oder vielleicht auch in Folge einer nicht ganz freiwilligen Begegnung etliche Tage mit den Zigeunern umher-

zuschweifen gedächten, und sagte: „Nun ja, es sind ganz umgängliche Leute, mit denen es unterhaltend zu leben ist; wenn man übrigens im Frieden von ihnen loskommen will, so darf man die Batzen nicht sparen."

Im Walde trafen sie ein großes Feuer, um welches bereits ein Theil der Bande gelagert war. Der Anführer sprang vom Pferde, ertheilte einige Befehle und begab sich dann, während sein Gefolge bei den Genossen blieb, mit den Uebrigen nach dem Jägerhause. Das kleine Gebäude erhob sich auf einer lichten Stelle mitten im Walde; es sah so einsam und abgelegen aus, als ob meilenweit im Umkreise keine andere menschliche Wohnung zu finden wäre.

Der Jäger öffnete, ging hinauf und kam mit einem Lichte zurück, die Herrschaften zum Eintritt einladend. Hannikels Mutter und Tochter hatten sich angeschlossen. Heinrich folgte dem Fräulein zu ihrem Schlafgemache, obgleich der Sohn des Jägers ihn mit trotzigem Tone zurückzuhalten suchte, da seine Kammer anderswo sei. Er bestand darauf, seinem Zögling an der Thüre, die er sich für den Fall einer Hilfeleistung merken wollte, gute Nacht zu sagen, drückte, daselbst angekommen, dem Fräulein die Hand und wurde mit einem Blick entlassen, der ihm, zu spät! sagte, wie glücklich seine Gegenwart, seine Freundschaft sie mache. Die Alte hatte sich's übrigens nicht nehmen lassen, auf einem Strohsack neben ihrem Kinde, wie sie Lauren nannte, zu schlafen, so sehr auch ihr gebieterischer Sohn sich bemüht hatte, sie davon abzubringen.

Dieser erinnerte jetzt an den versprochenen Paß und ging mit dem Jäger und seinem Sohne nach dem Wohnzimmer. „Ursula!" rief er, auf Heinrich deutend, „bediene den Herrn! Wir wollen den Leuten nicht noch mehr Mühe machen."

Heinrich erklärte, er bedürfe keiner Bedienung; aber Hannikel ließ sich die Sorge für seine Bequemlichkeit nicht ausreden und sagte ihm auf's Freundlichste und Höflichste gute Nacht. Das Mädchen hatte bereits das Licht ergriffen, und er mußte ihr folgen. Sie gingen die Treppe hinab

und zu einer Kammer, welche nach der Seite hinaus lag. Die junge Zigeunerin schloß auf, leuchtete vor und setzte das Licht auf einen niedrigen Schrank, den Bewohner dieses Gemachs mit einem langen Blick betrachtend. Dieser hatte sich inzwischen in seiner Höhle umgesehen, denn einer solchen sah die Kammer gleich, die für einen Knecht oder eine Magd bestimmt zu sein schien. Doch stand in der Ecke ein Bett, das frisch, wenn auch nicht fein überzogen war, das erste weiche Nachtlager nach vielen Mühsalen und Entbehrungen; nur Schade, daß in dieser Nacht voraussichtlich wenig Gebrauch davon zu machen war. Das Mädchen ging still hinaus. Er öffnete einen Laden, denn Fenster waren nicht vorhanden, und sah in die Nacht hinaus; es war ihm sonderbar und schwer zu Muthe.

Die junge Dirne kam wieder und brachte allerlei Nöthiges und Unnöthiges, Waschwasser, ein Glas Gebranntes zum Schlaftrunk und dergleichen mehr. Endlich bat sie ihn, niederzusitzen, um ihm die Stiefeln auszuziehen. Er lehnte es freundlich ab und sagte, sie sei zu gut dazu. Sie blieb stehen, verwandte die Augen nicht von ihm, und er war in Verlegenheit, was er mit ihr anfangen sollte.

Da hörte er den schweren Tritt des Zigeuners auf der Treppe; er kam herab, scherzte noch mit dem Sohne des Jägers und ging der Hausthüre zu. Die Thüre wurde hinter ihm geschlossen, und seine Schritte verloren sich in den Wald. Heinrich athmete hoch auf; er hoffte, für den Augenblick nichts mehr von ihm befürchten und ruhig die von Tony auf diese Nacht angekündigte Aenderung der Dinge erwarten zu dürfen.

Seine Blicke fielen auf die Zigeunerin, die immer noch vor ihm stand, als wäre sie seiner Befehle gewärtig. Er sagte ihr, er bedürfe nichts weiter, und sie hätte sich nicht abhalten lassen sollen, ihrem Vater zu folgen.

„Ich darf im Hause bleiben,“ erwiderte sie. „Wollen Sie mich hinausstoßen?“

„Nichts weniger!“ rief er und legte die größte Freundlichkeit in seinen Ton, während er ihr mit der Hand über die Stirne strich.

Sie schmiegte sich an ihn an, und ein lebhaftes Feuer leuchtete aus ihren Augen, die lichtbraun wie ihre Haare waren. „Was wird aber Tony dazu sagen?" fuhr er fort. Seine erste Absicht war gewesen, sie mit guter Manier zu entfernen, und jetzt wußte er schon nicht mehr recht, was er wollte. Sein Herz fühlte sich wieder so frei wie der Vogel in der Luft. Laura hatte dieses heimathlose Herz allzu stiefmütterlich behandelt, und die Noth, in der sie sich jetzt an ihn anklammerte, flößte ihm nur noch tiefes Mitleid ein. Er war entschlossen, sein Leben an ihre Vertheidigung zu setzen, wenn es sein müßte; aber dieser Entschluß war nicht aus der begeisterten Hingebung der Liebe entsprungen, er war kalt und sogar mit einer gewissen Bitterkeit vermischt. Er sah das Mädchen an: sie war wirklich schön, und er glaubte eine Seele in ihren Augen zu finden. Die Sicherheit dieser Stunde und die Ungewißheit der nächsten, beides gab seiner Lage einen eigenthümlichen Reiz, wozu sich noch der Drang gesellte, das Gemüth einer solchen wilden Waldgöttin zu erforschen.

Sie war über den Namen Tony sichtlich betroffen. „Welcher?" fragte sie.

„Der Bräutigam, der die Morgengabe holt."

„Der!" lachte sie und schlang sich seinen Arm um den Hals, „dem ist's nicht Ernst, sonst hätte er keinen solchen Vorwand gebraucht, um mich zu verlassen."

„Kennst du denn den andern auch?" forschte er weiter. Die Reden des Grenadiers und seines Weibes waren ihm wieder eingefallen.

„Nein. Warum fragen Sie das?"

„Kennst du ihn wirklich nicht?"

„So wahr ich lebe, ich habe ihn in sechs Jahren nicht gesehen, und damals war ich noch ein Kind. Warum fragen Sie denn?"

„Er rühmte sich, von einem verliebten Mädchen verfolgt zu werden, und dabei nannte er einen Namen, der auch der deinige ist."

„So? — Damit hat er eine Andre gemeint; er kennt

mich nicht, noch ich ihn." Sie sah ihm bei diesen Worten so unschuldig wie ein neugebornes Kind in die Augen.

„Es ist gut," versetzte er und begab sich wieder an die Oeffnung, um zu hören, ob Alles ruhig sei. Er vernahm keinen Laut.

Sie war ihm nachgefolgt. „Soll ich Ihnen wahrsagen?" fragte sie.

„Wenn es dir Freude macht. Verstehst du diese Kunst?"

„Ei freilich! — Nein, Sie dürfen die Hand nicht mit Geld kreuzen, ich thue es aus gutem Herzen."

Sie betrachtete seine Handlinien, tippte mit dem Finger darauf hin und her und schien die Sache gründlich nehmen zu wollen. „Was muß ich sehen!" rief sie nach einer Weile, „dem stillen Herrn hätt' ich nicht so viele Liebschaften zugetraut. Ja, lachen Sie nur, es ist dennoch wahr."

„Deine Kunst ist mädchenhaft," sagte er, „weiter weißt du nichts?"

„O ich kann sie Ihnen der Reihe nach erzählen. Der ersten sind Sie untreu geworden und die andern alle Ihnen. Das ist Sündenlohn. Aber ich weiß es noch viel genauer. Mit der Nächsten werden Sie glücklich sein, ihr werdet einander treu bleiben: treue Liebe steht hier eingeschrieben."

Sie drückte den Finger auf eine Stelle seiner Hand, und es schien elektrisch in dieselbe überzuströmen; Funken von der gleichen Natur kamen aus ihren Augen in die seinigen geflossen. Aber ihre Worte hatten ihn bitter gestimmt. „Weißt du nichts Wichtigeres?" sagte er.

„Lassen Sie Ihre Lebenslinie beschauen. O weh!" rief sie mit unverstelltem Schrecken und schleuderte seine Hand von sich, wie um des traurigen Anblicks überhoben zu sein.

„Was liesest du?" fragte er und konnte sich kaum eines leichten Schauers erwehren.

„Der schöne Herr! so jung und so gut! Es wäre schrecklich. Lassen Sie noch einmal sehen. Nein, sie ist nicht tief durchschnitten, und die Nebenlinie geht unverletzt zur Seite fort. Eine große Lebensgefahr steht Ihnen bevor! Nehmen Sie sich in Acht, und zwar in der allernächsten Zeit —"

„Und wahrscheinlich eben jetzt?“ sagte er, ihr Kinn emporhebend und ihr scharf in's Auge sehend.

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte sie und hielt seinen Blick ruhig aus.

„Du räthst mir zu fliehen, nicht wahr?“

„O bleiben Sie hier! gehen Sie nicht!“ rief sie und legte das Köpfchen mit den reichen Locken an seine Brust. „Sie könnten ja gerade der Gefahr entgegenrennen — ich weiß nicht, wo sie herkommt — ach, und ich würde bitterlich um Sie weinen.“

„So laß mich noch einmal die lichten Seiten des Lebens in's Auge fassen!“ sagte er lächelnd, indem er sich niedersetzte, „laß mich seine Schätze wie ein Geizhals überzählen, wenn es wahr sein sollte, daß schon jene düstre Pforte winkt. Meine Erinnerung ist undankbar, sie rechnet mir die Freuden spärlich vor. Laß du deine phantastische Wissenschaft in diesen Linien die glücklichen Stunden lesen, die mir vielleicht noch zugedacht waren.“

Er hielt ihr die Hand hin. Sie kniete vor ihm nieder und sah ihm lang in die Augen, mit einem Blick, als wollte sie sagen, es sei auch ihre Meinung, daß er sein Leben noch genieße, so lang die Gunst der Stunden auf seiner Seite sei. Dann nahm sie seine Hand und erzählte ihm ein Langes und Breites von Mädchen, Freunden und großen Herrn. Da sie sich aber zuletzt müde gesprochen hatte und gewahr wurde, daß er ihr nicht zuhörte, so schwieg sie still und ruhte mit dem Kopf auf seinen Knieen. Ihr heißer Athem glühte ihm durch Mark und Bein, und da er nicht aus Granit erschaffen war, so fehlte wenig, daß der Becher mit der süß betäubenden Blume und dem oft so widrigen Nachgeschmack ihn bis zum Vergessen seines Wächteramts berauscht hätte, wenn nicht ein durchdringender Schrei über ihnen erschollen wäre, der ihn alsbald aus dem Netze des Zaubermädchens riß.

Er fuhr empor. Das Geschrei wiederholte sich, er erkannte Laura's Stimme. Ihre weibliche silberne Stimme war es, nicht jener knabenhafte Ton, den sie sonst aus der müh=

sam herabgestimmten Kehle erzwungen hatte. Er hörte sie seinen Namen rufen und kämpfte mit der verführerischen Zigeunerin, die ihn flehentlich bat, sein Leben nicht in Gefahr zu setzen, sie nicht zu verlassen. Sie hatte sich um ihn festgewunden wie eine Schlange.

„Weg!" rief er, „auch du bist eine Betrügerin! Pfui über dein sanftes Lächeln, deine holde Leidenschaft! Du verdienst nicht, ein Mädchen zu heißen."

Er mußte seine ganze Kraft anwenden, um sich von ihr zu befreien. Während er hinaus und die Treppe hinaufflog, riß er die Terzerole aus der Seitentasche und spannte den Hahn. Oben stand Jemand, der ihm den Weg verlegen wollte; es schien der Sohn des Jägers zu sein. Er rannte ihn über den Haufen und kam vor Laura's Thüre. Das Schloß war losgemacht, er trat ein und sah — welch ein Schauspiel! Das Fräulein mochte, nur von einem leichten Teppich bedeckt, in den Kleidern auf dem Bette gelegen haben; jetzt lehnte sie, herabgesprungen und halb in den Teppich verwickelt, am Bett und wehrte sich gegen den Zigeunerhauptmann, der heimlich in's Haus und in's Zimmer eingedrungen war. Ihr schöner Busen, einst die blendende Erscheinung eines Augenblicks, schimmerte aus dem zerrissenen Sammtjäckchen hervor. Hannikel deutete mit rohem Lachen darauf. Seine Mutter hatte sich von ihrem Strohsack aufgerafft, neben welchem das brennende Nachtlicht am Boden stand; sie hielt ihrem Sohne zitternd einen Arm. „Alter," sagte sie mit ihrer dumpfen Stimme, „Alter, sei brav."

Heinrich hatte einen Augenblick hingesehen. Mit einem Sprunge stand er, den Wildling umgehend, mitten im Zimmer, so daß er die Fenster hinter sich und die Thüre vor sich hatte. Er trat dem Zigeuner entgegen und hielt ihm, ohne ein Wort zu sprechen, die Terzerole vor.

„Hoho!" lachte dieser grimmig, ließ das Fräulein fahren und hatte blitzschnell eine Pistole hervorgezogen, die er ihm entgegen hielt.

So standen sie sich gegenüber, der junge schlanke Gelehrte und der knochige untersetzte Räuber, der mit der Rechten

die Waffe vor sich hinstreckte und in der Linken ein Stück des zerrissenen Jäckchens zusammenballte. Sie maßen sich mit den Augen und ließen ihr Thun statt der Worte sprechen.

„Das ist mir ein saubrer Hofmeister," sagte Hannikel zuletzt hohnlächelnd, „der mit so einem schönen Junker in der Welt herumzieht."

„Du hast ja schon ein Weib," sagte die Alte, „bist du nicht mit ihr zufrieden?"

„Sie nimmt's nicht übel, und wenn ich noch ein Dutzend dazu nehme!" rief Hannikel. „Was wollt ihr? Diese hier gefällt mir. Ich habe den ganzen Tag schlichten und ordnen und befehlen müssen. Weiberwerk will auch vorgenommen sein, und das Milchgesicht da soll mich nicht verhindern. Nieder mit dem Gewehr!"

„Niemals!" rief Heinrich, und seine Wangen glühten vor Muth; er hätte jauchzen mögen und zitterte zugleich in dieser ungewöhnlichen Lage.

Es wurde draußen laut von Menschenstimmen und Hundegebell. Die Thüre wurde aufgerissen, und die nächtlichen Gesellen, die im Walde gelagert hatten, stürzten mit Lichtern und brennenden Spänen herein. Die Alte warf sich ihnen entgegen, um sie zurückzuhalten. Die Thüre wurde niedergeworfen, und immer Mehrere drängten nach. Weiber und Mädchen ließen sich kaum gebieten, und Zorn und Neugier machten sich auf allen Seiten Luft.

„Hört mich!" rief das Fräulein, ihr Wämmschen nothdürftig über der Brust zusammenhaltend, und Alle blickten sie mit Erstaunen an. „Hört mich, Ihr gewaltthätiger Mann! Wenn Ihr mich zum Weibe haben wollt, so müßt Ihr wissen, daß ich eher sterben, als mich zwingen lassen will. Nehmt andre Sitten an, dann mag's Euch vielleicht gelingen, mir zu gefallen und Euern Wunsch zu erreichen."

Die Zigeuner sahen einander an. „Was?" rief Fontin, „der junge Herr ist ein Mädchen und will unsre Frau Hauptmännin werden?"

„Ein deutsches Mädchen — das geht nicht an — wir

dulden keine mehr!" riefen Männer und Weiber durch einander. Eine alte Hexe mit funkelnden Augen trat hervor und hielt eine Rede an den Anführer, die in ihrer zigeunerischen Grammatik starke Vocabeln enthalten mochte; denn er biß die Zähne über einander und schien auf die Rednerin losstürzen zu wollen; doch hielt er an sich.

„Mu-utter!" sagte Nottele und streckte die Hand gegen sie aus, „haltet's Mau-au-aul!" Dann zog er sich, zufrieden mit dieser Kraftanstrengung, wieder unter die Uebrigen zurück.

Nun trat Duly hervor und begann eine Rede in der Zigeunersprache, welche zu Gunsten des Hauptmanns lauten mochte, denn dieser nickte und lächelte ihm beifällig zu; aber er wurde bald durch das Geschrei der Andern unterbrochen, und als dieses sich legte, rief der grimmige Fontin deutsch, um von den beiden Fremden verstanden zu werden: „Wir lassen uns nicht mehr mit Deutschen ein! So oft es geschehen ist, haben wir's zu bereuen gehabt. Der Sonnenwirthle hat unser Volk verrathen, der Konstanzer Hans hat es verrathen, alle Deutsche sind ungetreu. Es ist genug, wenn aus unsern eigenen Reihen Verräther wider uns aufstehen. Unsre überrheinischen Brüder haben schon längst das Gesetz gemacht, keinen Deutschen mehr unter sich zu dulden, und wir haben es, durch Schaden gewitzigt, endlich von ihnen angenommen. Auch das ist gegen das Gesetz, ein Mädchen bei uns zu haben, das nicht wenigstens von Einer Seite her zigeunerisch ist. Meinetwegen mag mit dieser geschehen, was da will, aber bleiben darf sie nicht, und der sogenannte Herr Hofmeister muß auch auf eine oder die andere Art verschwinden, je eher je lieber."

So hatte es denn allen Anschein, daß der gefürchtete Hauptmann an seiner eigenen Verfassung scheitern würde. Er sah ingrimmig drein, schnaubte und schrie, aber die Andern wollten den Preis, um den sie ihm gehorchten, nicht aufgeben, und der Streit begann leidenschaftlich und ernstlich zu werden, als auf einmal schnelle Tritte die Treppe heraufstürmten.

„Der Sulzer regt sich! Der Sulzer kommt!“ Mit diesen Worten stürzte ein Zigeuner in's Zimmer.

„Es ist nicht wahr!“ rief Hannikel, „dir trau' ich nicht! Du bist der kleine Lielensohn! Du hältst mit deinem Bruder!“

„Da seht nur selbst!“ war die Antwort.

Die Zigeuner liefen an's Fenster, nach welchem jener deutete. „Fackeln durch den Wald! Von allen Ecken her! Er spricht wahr! Der Sulzer kommt! Das ist der Sulzer!“ — so tönte es in großer Verwirrung durch einander. Hannikel fluchte und gab Befehle auf Befehle, welche den pünktlichsten Gehorsam fanden. Nur von Einer Seite trat ihm Widerstand entgegen; denn als er, auch in diesem Gedränge seine Verschlagenheit beibehaltend, eben die Verwirrung und die Nothwendigkeit, seine Mannschaft in einzelnen kleinen Abtheilungen wegzuführen, zu Gunsten seiner gestörten Absicht benützen wollte, klammerte sich Laura an ihren Beschützer an und rief laut: „Schieß' mich nieder, wenn Jemand Miene macht, uns zu trennen!“ — Da kein Augenblick zu versäumen war, so mußte der Zigeuner sich zähneknirschend fügen.

„Hab' ich's brav gemacht?“ flüsterte der Urheber des Getümmels, indem er im Gedränge an Heinrich vorüberstreifte.

Nach wenigen Augenblicken war die ganze Bande wie eine Versammlung nächtlicher Gespenster beim Hahnenschrei aus einander gestoben.

35.

Mein guter Herr, ich rath' aus Freundschaft Euch,
Verlaßt den Ort. So steht des Herzogs Stimmung jetzt,
Daß er mißdeutet, was Ihr habt gethan.
Der Fürst ist launisch; was er ist in Wahrheit,
Ziemt besser Euch zu sehn, als mir zu sagen.

Shakespeare, Wie es euch gefällt.

Das Fräulein war auf den Schimmel gesetzt worden, welchen Duly am Zügel führte, Heinrich und die Alte gingen nebenher, der Hauptmann, der den runden, an der Seite aufgekrämpten Hut mit einem Tannenzweige geschmückt hatte, befand sich immer spähend bald vor bald hinter dem Zuge, und so ging es rasch auf heimlichen Waldwegen fort. Die ersten Vorboten des Tages meldeten sich, als sie einen steilen Pfad zwischen Felsstücken hinabzogen und in ein Thal kamen, wo ein Flüßchen sich leise hinschlängelte und eine Mühle im stillen Grunde lag. „Wer da bleiben dürfte!" seufzte Heinrich, dem das einsame Gebäude freundlich entgegensah; aber er konnte den beiden wohlbewaffneten Zigeunern keinen Kampf anzubieten wagen, und wo hätte er hoffen dürfen, einen sichern Schutz zu finden, wenn nicht Rettung von Tony kam?

Ein lauer Regen strömte reichlich herab, während sie über die Brücke setzten und am jenseitigen Berge einen schmalen, beschwerlichen Weg emporstiegen. Als sie oben waren, spähte Heinrich in die Gegend hinaus und hätte beinahe seine Freude laut werden lassen, als er die Alp rechtshin streichen sah. Nun war seine Hauptbesorgniß bei dem nächtlichen Aufbruche beschwichtigt; sie zogen landeinwärts. Es war kein Zweifel mehr, daß Tony seinen Mann vollkommen richtig beurtheilt hatte, dessen Schrecken vor dem vermeintlichen Verfolger indessen wenigstens in so fern nicht grundlos war, als der gefürchtete Oberamtmann seine Streifzüge weit über seinen eigenen Amtsbezirk hinaus zu unternehmen pflegte. Wie sein Name und der Lärm von heute Nacht gewirkt, sah Heinrich aus der Richtung, die sie nahmen. Hannikel hatte nicht blos jede nähere und entferntere Nachbarschaft von Sulz, sondern

den ganzen Schwarzwald aufgegeben und führte nun seine Bande in den Schönbuch, um entweder durch diesen nach der Alp zu ziehen oder am Hagenschieß und Stromberg hin sich in's Fränkische zurückzuwenden. Die erste Hälfte des Anschlags war geglückt; da Tony mit den Schlupfwegen, die zu solchen Zügen dienten, vertraut war, so mußte auch die zweite zur Entscheidung kommen. Heinrich wollte dies dem Fräulein mit einigen französischen Worten sagen, aber Hannikel spannte den Hahn seines Stutzens und fragte, ob er ihm einen Pfropfen auf den Mund besorgen solle. Dann entfernte er sich wieder von ihnen und hinterließ seinem Getreuen den gemessenen Befehl, die Beiden nichts Heimliches mit einander reden zu lassen; „ich bleibe hier herum," sagte er, „und die Andern sind auch nicht weit."

Die Landschaft flachte sich allmählig ab. Auch das Gestein veränderte sich; statt des Sandes, der sonst die Füße der Wanderer elastisch beflügelt hatte, fanden sie jetzt einen aufgeweichten, schlüpfrigen Boden, durch den sie sich mit Unlust hindurcharbeiten mußten. Aber einen Freudenschrei konnte Heinrich doch nicht unterdrücken, als er, aus einem Tannenwäldchen heraustretend, endlich wieder die Laubwaldung sich ausbreiten sah, deren helles Grün ihm tausend fröhliche Grüße entgegenrief. Als er heraufgeritten war, hatten sich ihm die Bäume traurig an den Weg gestellt und die dürren Arme wie zur Warnung gegen ihn aufgehoben; und jetzt waren sie alle, vielleicht über Nacht, in ihre Feierkleider geschlüpft, frischgrün, wie ein Bild der neugebornen Hoffnung. Auch Laura stimmte in seinen Jubel ein, und Duly, nicht ahnend, daß die Frühlingspoesie diesmal eine praktische Unterlage habe, lächelte wohlweise über das kindische Vergnügen.

„So kann man sich schon in den April schicken lassen," sagte er.

„Ist heute der erste April?" fragte die Alte. „Er ist meinem Sohne nicht günstig."

„O Der," lachte Duly, „der hat den Schweif aufgerollt und denkt: Prosit, Herr Oberamtmann von Sulz."

„Vor dieser Stadt," versetzte die Alte, „darf er allen Respect haben; er weiß, was ihm prophezeit ist."

„Er pressirt auch davon wegzukommen."

„Wenn er nur nicht allzu weit weg pressirt!" sagte die Alte.

Hannikel stieß wieder zu ihnen, und sie zogen im Bogen durch die schönen Wälder dahin. Während sie über eine abgelegene Waldwiese kamen, schritt in geringer Entfernung ein stattlicher Hirsch an ihnen vorüber. Sie hielten sich still, und Duly wollte sein Gewehr anlegen. „Bei Leibe jetzt nicht!" flüsterte Hannikel. Während sie weiter zogen, sah Heinrich dem schönen Thiere ein wenig nach, das eben in den Wald gehen wollte, als nicht weit davon die Büsche sich aus einander bogen, ein Zigeuner vorsichtig herausblickte und ihm einen Wink gab. Er erkannte ihn als denselben, der vergangene Nacht mit seinem Alarmruf so großen Schrecken erregt hatte. Im gleichen Augenblick hatte ihn auch der Hirsch gesehen; er stutzte, hielt an und setzte dann mit ungeheuren Sprüngen rückwärts über die Wiese. Der Zigeuner legte den Finger auf den Mund und verschwand. Der Hirsch hätte, an der Gesellschaft vorüberfliehend, beinahe den Schimmel wild gemacht, und Hannikel sah sich mißtrauisch nach allen Seiten um. Heinrich aber hatte in dem Winke, den ihm Tony's Bruder gegeben, ein gutes Zeichen erblickt.

Es war Nachmittag, als sie sich einer großen Eiche näherten. „Hier ist einmal ein alter Herzog von einem seiner Ritter aufgehängt worden," sagte Hannikel, und Heinrich konnte bei dieser Probe historischer Gelehrsamkeit das Lachen kaum verbeißen. An einem Bühl, nicht weit von der Eiche, machten sie Halt, und gleich darauf trafen mehrere Abtheilungen von der Bande mit ihnen zusammen. Den Mädchen, welche unter Fontin's Leitung gekommen waren, wurde befohlen, ein Feuer anzumachen.

„Warum hier rasten?" murrte Fontin. „Mir ist's, als möcht' ich weit davon sein. Wollt ihr nicht lieber vollends auf dem Stuttgarter Marktplatz kochen?"

„Nah' dabei ist oft besser vor'm Schuß, als weit davon," erwiderte Hannikel.

„Das gilt aber nicht beim Sulzer."

„Nein, aber bei Größeren. Geh' hin und mach', daß die

Andern bald kommen. Wenn Alles beisammen ist, so will ich euch sagen, was ich über diese beiden Fremdlinge beschlossen habe."

Heinrich hielt sich die Hand vor die Stirne. Hilfe, so lang es noch Zeit ist! rief es in ihm. Und doch hatte ihn diese entsetzliche Spannung nicht unempfindlich gegen den Rauch gemacht, der ihm beißend in die Augen drang. Er wischte sie ab und suchte seine Stellung zu verändern.

„Was Teufels ist denn das für ein Rauch?" rief der Hauptmann, „der wird ja bis zum Monde steigen! Wer ist so unsinnig, diesen Rauch zu machen?"

„Feddricho hat so viel grüne Zweige auf's Feuer gelegt, daß wir's fast nicht erhalten können," sagte eines der Mädchen.

„Verlaß das Feuer!" gebot der Hauptmann.

Feddricho gehorchte und zog sich mit Blättern spielend in den Wald zurück. Dann ein langes, banges Stillschweigen. Laura saß auf dem Bühl und hatte das Haupt auf Heinrichs Schulter gelegt. Hannikel hinderte es nicht; er war beschäftigt, am Zaume seines Pferdes zu bessern und blickte von Zeit zu Zeit ungeduldig durch die Bäume. Auf seinen Wink entfernte sich nun auch Duly, um die Säumenden zu holen.

Es war still, und ein leichtes Lüftchen säuselte in den Blättern. Man hörte in der Ferne eine Lerche, die ihr lustiges Lied begann. Alle lauschten unwillkürlich dem frohen Vogel, der sich in den tiefen Wald verirrt zu haben schien. Da antwortete ihm ein zweiter, der ganz in der Nähe herzhaft seine Triller aus den Büschen schmetterte. Hannikel fuhr wie ein Rasender auf und rannte nach dem Gebüsch, als ob er der Sängerin den Hals umdrehen wollte. Aber er hielt mitten auf dem Wege an, denn im Rücken, da wo sie hergekommen waren, ertönte ein lauter Hornstoß, der sogleich von allen Seiten des Waldes beantwortet wurde.

„Eine Jagd!" rief ein Zigeuner leise.

„Sie blasen gute Jagd," sagte ein Andrer.

„Gesegne's ihnen der Teufel!" rief der Hauptmann zähneknirschend.

Leise kam aus dem Wald ein Trupp Zigeuner hervor. „Endlich, Postel!" rief ihnen der Hauptmann entgegen.

„Es ist eine Jagd im Walde!" sagte Postel. „Haltet euch stille."

„Schraubt die Hähne von den Gewehren!" gebot der Hauptmann und ging sogleich mit seinem eigenen Beispiel voran, das den loyalen Waidmann im fremden Reviere zeigen und die Strenge des Försters entwaffnen sollte.

„Weißt du auch," sagte Postel und trat näher zu ihm, „daß es ein blinder Lärm war heute Nacht? Ich habe ja die Nachhut geführt, und so lang ich auch gehalten habe, keine Seele hat sich geregt. Wir sind verblendet und behext worden."

Hannikel ballte die Hände und schlug sich vor die Stirne. „O höllischer Betrug!" rief er aus und sah wild umher. „Aber ich will scharfe Untersuchung halten. Ich will die Spitzbuben — Wenn es nicht zu spät ist!"

Er blickte bei diesen Worten auf Duly, der athemlos herbeigerannt kam. „Wir sind eingeschlossen! Die Jagd gilt uns!" rief er.

Im selben Augenblicke schmetterten helle Fanfaren in der Nähe, die Zweige rauschten, und ein kleiner Jägertrupp kam still und schnell auf die schmale Lichtung herausgeritten. An der Spitze ritt auf einem Falben der erlauchte Jäger, welchen Heinrich einst bei der ersten Begegnung selbst für einen Wilderer gehalten hatte. An seinem grünen unscheinbaren Röckchen war ein breiter Hirschfänger gegürtet, und ein Jagdjunker folgte ihm mit zwei Gewehren; aber er schien nicht zur Jagd allein gerüstet, denn aus seinen Sattelhulftern blickten Pistolen.

„Der Karl Herzog!" schrie Hannikel, und als ob ein Blitz unter sie gefahren wäre, so stoben die Zigeuner aus einander und warfen sich in die Gebüsche.

Laura und Heinrich waren allein auf dem Platze zurückgeblieben. Ein Jäger aus dem Gefolge des Herzogs, mit tief in das Gesicht gedrücktem Hute, sprang vom Pferd und stürzte auf das Fräulein zu. Sogleich folgten ihm Andere, welche sie ergriffen und mit ihr davoneilten. Heinrich, von dieser raschen und gewaltsamen Entwicklung betäubt, wandte sich gegen den Herzog, der mit einem Blick voll schneidender Kälte auf ihn zugeritten kam.

„Aus meinen Augen!“ herrschte er ihm zu.

Heinrich, der bei dem Aufspringen der Zigeuner unwillkürlich nach der Terzerole gegriffen hatte, trat näher und wollte sich rechtfertigen. „Elender!“ rief der Herzog, riß eine Pistole hervor und brannte sie ihm in's Gesicht. Heinrich hörte nur noch ein gellendes O! aus dem Walde und taumelte in das Gebüsch. „Laßt ihn!“ rief der Herzog seinen Jägern zu, „es ist ein Verrückter, folgt ihm nicht!“

Als Heinrich nach einer Weile wieder zu sich kam, fühlte er, daß Jemand mit ihm beschäftigt war, der den Arm um ihn geschlungen hatte und ihm die Terzerole aus der Hand nahm. Er schlug die Augen langsam auf und erblickte den untersetzten, stotternden Zigeuner, der mit grinsendem Munde zu ihm sagte: „Hat ni-i-ichts gethan.“

Er fuhr sich über die Stirne. „Schwa-arz wie der T-T-Teifel!“ lachte Nottele, „nur f-f-fort jetzt!“ Er nahm ihn unter'm Arm, und Heinrich ließ sich ohne Sträuben in den dichten Wald führen. Er war unverletzt geblieben, mochte nun die Kugel seitwärts gegangen, mochte das Gewehr durch ein Versehen der Dienerschaft blind geladen gewesen sein; nur die Gewalt des Schusses hatte ihn betäubt, und die Stirne schmerzte ihn ein wenig. Aber tiefer war eine andre Wunde gedrungen, und wenn ihm die Kugel durch's Herz gegangen wäre, er hätte nicht mehr vernichtet sein können.

In einem Winkel eines mit Gestrüpp überwachsenen Baches kauerte der Zigeuner mit ihm nieder und wusch ihm die geschwärzte Stirne. Dann hieß er ihn stille sein, ein Gebot das überflüssig war, da unser Freund einem Todten glich, der nur durch einen Zauber von außen her in Bewegung erhalten wird. Die Hörner bliesen ferne durch den Wald, und der Zigeuner stotterte: „Sie blasen den Kehraus. Schon zu Ende?“ — Das Geräusch der Jagd verhallte nach und nach, und es wurde zwischen den Bäumen still. Der Zigeuner horchte mit weit offenen Augen, als ob diese ihm zum Hören statt zum Sehen gegeben wären, durch das Dickicht hinaus. Heinrich saß regungslos neben ihm und starrte in den Boden. Eine geraume Zeit war so verflossen, da

stand der Zigeuner auf und entfernte sich einige Schritte. Bald erhob sich von der Stelle, wohin er gegangen war, ein Wachtelschlag. Der Ton war so täuschend, daß Jeder ihn für den natürlichen Laut des Vogels gehalten haben würde, nur der nicht, der den Künstler in der Nähe wußte und die Bedeutung des Signals unschwer errathen konnte. Heinrich aber hörte in stumpfer Bewußtlosigkeit zu, und die harmloseste Stimme des Waldes hätte nicht unbeachteter an sein Ohr klingen können. Es knisterte rechts und links in den Büschen. Er sah nicht auf, bis eine rauhe Stimme ihn anfuhr. Jetzt hob er langsam die Augen auf und fand sich von einem Theil der Zigeunerbande umringt.

„Ich lass' mir's nicht nehmen, er hat mitgeholfen!" schrie Duly, der unter ihnen war, und wollte auf ihn los.

„Ged-d-duld!" sagte Nottele und trug darauf an, daß nichts vorgenommen werde, bis der Rest der Ihrigen zu ihnen gestoßen, bis wenigstens Hannikel bei ihnen sei.

Seine Genossen stimmten ihm zu, und Duly fügte sich.

Drei kurze Pfiffe schnitten gleichsam fragend durch den Wald, Nottele antwortete mit seiner Wachtelstimme, und in Kurzem war der Erwartete in ihrer Mitte.

Er sah den Gefangenen mit einem langen scharfen Blicke an, der zuletzt an der bleiernen Gleichgültigkeit desselben abglitt. Dann wandte er sich zu den Seinigen. „Nun, Duly!" rief er, „wie steht's? Wo ist denn das Teufelsvolk alles hingerathen?"

„Sie werden wohl in Sicherheit sein," antwortete Duly: „außer Fontin, Dodelo und Hellele hab' ich keine Gefangene gesehen."

„Hatten diese die Hähne abgeschraubt?"

„Fontin hat. Von den andern weiß ich's nicht."

„Der Fontin ist ein schlauer Spitzbube," sagte Hannikel mürrisch. „Ich denke, es wird ihnen nicht viel geschehen. Er hat sie blos zum Zeitvertreib mitgenommen. Wenn er uns hätte fangen wollen, diesmal hätt' er uns alle gekriegt. Aber er ist zu stolz dazu, er läßt das seinen Fanghunden über. Bin doch fuchsteufelswild, ich habe meinen Schimmel bei der verfluchten Affaire gelassen."

„Du mußt aber auch Hasen gefressen haben!" rief Duly lachend: „so sah ich dich noch niemals laufen."

Hannikel runzelte die Stirne. „Es war kein Spaß," sagte er.

„Nach deinem Vögelein fragst du ja gar nicht?" bemerkte Duly.

„Weiß wohl, warum!" rief Hannikel mit verdrießlichem Lachen. „Seit ich zugesehen habe mit eigenen Augen, wie ein Wagen im Walde stand, wie sie sie daherbrachten und hineinsetzten und mit ihr davonfuhren, seitdem, Duly, ist mir das Fragen vergangen."

„Mit diesem Fang," sagte Duly, „war die Jagd vorbei."

„Freilich," versetzte Hannikel und spielte mit einem Edelsteine, den er vor das Auge hielt, „es muß etwas ganz Besonderes dahinter stecken. Ich werde nicht klug daraus."

„Ich weiß, was ich weiß," sagte Duly.

„Und was weißt du dann?"

„Daß der Schurke, der Tony, an Allem schuldig ist."

„Der Tony?" rief Hannikel und wurde aufmerksam.

„Ja, der Tony! der war mitten unter den Jägern und trug ihre Livrée. Wie wir aus den Büschen lugten, was weiter folgen würde, erkannte ich ihn gleich, wiewohl er sich entstellt und den Hut über die Stirn hereingezogen hatte. Ich war meiner nicht mächtig, nahm das Gewehr an Backen und wollte auf ihn schießen; aber da wurd' ich erst gewahr, daß ich den Hahn abgeschraubt hatte. Der Tony aber vom Pferd herab und hat sie in den Armen — hast du ihn denn nicht erkannt? Der fromm' ehrlich' Tony mochte es wohl anders vorhaben; aber es kamen gleich noch ein paar Jäger dazu und halfen ihm."

„So, der Tony!" rief Hannikel, der unter diesem Tony keinen andern verstehen konnte als den Grenadier, während Duly, der erst spät zur Hochzeit gekommen und bei der Benamsung und Verlobung nicht zugegen gewesen war, diese Denunciation seinem alten Freund und Befehlshaber zugedacht hatte. Das rachsüchtige Kind der Natur hatte jenen kleinen Wortwechsel und Tony's angemaßtes Ansehen nicht

vergessen, wenn ihn auch bei allen seinen Handlungen zum Theil die größere Anhänglichkeit an Hannikel leiten mochte.

„Der Tony!" wiederholte dieser. „Jetzt begreif' ich die Sache wenigstens halb. Aber jetzt ist ihm auch der Tod gewiß." — Er sann nach, und nun mochte ihm erst wieder der andere Tony vorschweben, der ihm das Sulzer Donnerwetter in den Nacken gezaubert hatte; denn nach einer Weile rief er aus: „Am Ende sind sie doch alle Beide unter Einer Decke gesteckt!"

„Was denn sonst?" rief Duly, auf Heinrich zugehend. „Ich hab's ja gleich gesagt. An den nächsten besten Baum muß er!"

„Der?" sagte Hannikel und drückte seine Lippen hervor, indem er mit richterlicher Würde auf den Angeschuldigten sah. „Nein, der ist so weit unschuldig. Wofür hätte er denn sonst Pulver schmecken müssen? Ueberdies sind sie nicht die aufrichtigsten Freunde, er und der Tony."

„Ist auch wahr!" rief der Ankläger, und beide brachen, obgleich aus verschiedenen Gründen, in ein rohes Gelächter aus.

Hiermit war die größte Gefahr vom Haupte des Gefangenen abgewendet.

Ein Wiehern, das durch den Wald erscholl, unterbrach die Verhandlung. Hannikel that einen Freudenschrei und dann einen Pfiff. „Das ist mein Schimmel!" rief er.

Es glänzte weiß durch die hereinbrechende Dunkelheit, und das ersehnte Roß gesellte sich, von dem jungen Hannikel geführt, zu der Versammlung.

„Du B=b=blitzkrot'!" rief der Stammler dem Sprößling seines Oberhauptes bewundernd entgegen.

Hannikel liebkoste sein Söhnchen leidenschaftlich, und nachdem er es in seinen Armen mürbe gedrückt und ihm tausend und aber tausend Küsse gegeben hatte, ließ er sich von ihm berichten. Der kleine Kobold war, als die Jagdaussichten bedenklich zu werden angefangen hatten, auf einen Baum gestiegen. Nachher hatte er sein Versteck verlassen und war so glücklich gewesen, den Schimmel einzufangen, der unversehrt und unerschrocken im Walde lustwandelte. Die Hunde

wußte er ebenfalls in Sicherheit gebracht; die Großmutter, die alte Geißin, hatte ihnen Stillschweigen auferlegt und sie mitgenommen. Die ganze Bande war glücklich entschlüpft, bis auf die drei Gefangenen und Feddricho, von welcher Niemand zu sagen wußte, wo sie hingerathen sei.

„Wenn ich sie je über'm Rhein wieder antreffe," sagte Hannikel, „so soll's ihr schlecht gehen. — Und nun!" rief er nach einer Weile, indem er sich auf einen Weidenstumpf setzte und dem Gefangenen ein Zeichen gab, vor ihn zu treten. Die Andern schloßen erwartungsvoll einen Kreis um die Beiden und schraubten die Hähne wieder an ihre Gewehre an. „Zuförderst," begann der Hauptmann, „wer ist das Frauenzimmer, das sich für einen Junker ausgegeben hat?"

„Das weiß Niemand besser als ich!" rief Duly vorlaut aus dem Kreise heraustretend. „Die Feddricho hat mir's endlich vertraut, wenige Augenblicke, ehe wir überfallen wurden."

„Nun?" sagte Hannikel zu ihm gewendet. „Wer ist sie, und warum hat sich der Herzog persönlich in ihre Angelegenheit gemischt?"

„Sie ist sein Schatz!" antwortete Duly. „Sie hat mit ihm getrutzt und ist ihm mit unserer Hilfe durchgegangen. Jetzt werden sie wieder gut Freund mit einander sein."

Hannikel war wie von einer Viper gestochen aufgesprungen. Auch der andern Zigeuner hatte sich eine allgemeine Bestürzung bemächtigt. Sie sahen sich wechselseitig an, als ob sie sich sagen wollten, was ihr Hauptmann angerichtet habe.

„Ist's wahr?" fragte Hannikel den Gefangenen. „Doch was brauch' ich lang zu fragen?" setzte er hinzu. „Der Schuß, den Er gekriegt hat, ist die kürzeste Antwort. Ist's nicht so?"

„Ich denk' es auch," erwiderte Heinrich. Obgleich er durch den Schlag, der ihn betroffen hatte, wie zerschmettert war, so besaß er doch noch so viel Besinnung, um dem Märchen, das die Zigeunerin aus Irrthum oder aus List aufgebracht hatte, nicht zu widersprechen; denn ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß der Eindruck desselben manche gefährliche Frage für den Augenblick abschneiden werde.

So war es auch. Hannikel warf einen scheuen Blick nach dem Dickicht, als ob der Herzog, der inzwischen mehr erfahren, schon wieder aus dem Walde hervorgebrochen käme. „Wir brechen auf!" rief er. „Der da muß uns jedenfalls etliche Tage begleiten, damit er unsere Spur nicht verrathen kann, wenn es ihn gelüsten sollte, sich wieder wohl dran zu machen."

Der Abzug, der eher einer Flucht glich, wurde unverweilt angetreten. Hannikel schickte sein Söhnchen mit dem Schimmel auf einen besondern Weg, wo es seiner Schlauheit überlassen blieb, sich durchzuschlagen; er selbst aber machte sich mit einem Theil der Bande auf den engsten Waldsteigen davon; einen andern stellte er unter Duly's Führung; der Gefangene wurde dem Stammler und einigen handfesten, wohlbewaffneten Zigeunern anvertraut.

„Morgen früh in der Wolfsschlucht!" befahl der Anführer, während die Bande sich trennte.

39.

> Jetzt scheint die eine Erdenhälfte todt,
> Und böse Träume schrecken hinter'm Vorhang
> Den unbeschützten Schlaf! Die Zauberei beginnt
> Den furchtbar'n Dienst der bleichen Hekate,
> Und aufgeschreckt von seinem heulenden Wächter,
> Dem Wolf, gleich einem Nachtgespenste geht
> Mit groß, weit ausgeholten Räuberschritten
> Der Mord an sein entsetzliches Geschäft.
>
> Macbeth, nach Schiller.

Nach einer Stunde angestrengten Wanderns kam Heinrich mit seinen Begleitern auf einen ausgehauenen Platz heraus, wo ein einsames Brünnlein durch eine hölzerne Röhre murmelte. Die dünne Mondsichel ging eben unter und nahm Abschied von der waldumgebenen Stelle. Hier machten die Zigeuner Halt, um ihrem Gefangenen, der sich ermüdet fühlte,

eine kurze Ruhe zu gönnen. Dann ging es eilig weiter, bis sie den Wald hinter sich hatten und in die Ebene hinabstiegen, wo abermals ein wenig gerastet werden mußte. Der Neckar rauschte durch die dunkle Gegend. Sie gingen eine Strecke aufwärts, bis eine Brücke sie hinüber führte. Dann kamen sie an schlummernden Ortschaften vorbei, wo manchmal ein Hund mit kurzem Bellen die Nachtgestalten begrüßte. So ging es Stunden lang in stummer Eile fort, die nur von Zeit zu Zeit durch einen Augenblick des Ausruhens unterbrochen wurde. Endlich erstiegen sie waldige Hügel und näherten sich einer langen schattenhaften Wand, die zuletzt als eine Bergreihe kenntlich aus dem Dunkel trat. Durch Wald und Haide erreichten sie den Fuß des Gebirges. Schon begannen die Gipfel der Berge sich heller zu färben, als die Wanderer in eine kleine Schlucht hinabstiegen, die ihnen noch rabenschwarz entgegengähnte; ein Waldbach floß in ihrem Grunde und verrieth sich durch sein Geräusch und seine eiskalten Ausdünstungen. Heinrich sah in die Finsterniß hinein und blieb zaudernd stehen; seine Begleiter faßten ihn an den Händen und zogen ihn mit freundschaftlicher Gewalt hinab. Er fühlte sich bis in's Mark durchfröstelt und drängte sich mit ihnen zu dem Feuer, das bereits lustig brannte und die versteckte, überbuschte Vertiefung schaurig beleuchtete. Der Schlupfwinkel lag ganz im Wald verborgen, einsam, gespensterhaft, zu unheimlichen Werken auffordernd, ein Aufenthalt der Unken, die ihren eintönigen Ruf durch die Nacht erschallen ließen.

Hier war der Sammelpunkt, welchen der Zigeunerhäuptling den Seinigen angewiesen hatte. Die Ankömmlinge waren nicht die Ersten, sie trafen einen Theil der Bande, der vor ihnen eingetroffen war, schon um das Feuer gelagert.

Alles legte sich jetzt zum Schlaf, aber nicht lang, so begannen die Weiber über den feuchten, frostigen Aufenthalt zu klagen. „So geht auf den Gaisbühl,“ sagten die Männer, „wir sind ja jetzt auf sicherem Boden angelangt.“

Der Gefangene, der vor Frost zitterte, wurde den Weibern in ihre Obhut gegeben. Er schwankte erschöpft hinter ihnen

her. Zwei Männer mit Gewehren schloßen als Wache den Zug. Auf einem engen Pfade, der nur in der Höhe an der Lichtung der Bäume kenntlich war, gingen sie durch den Wald, der sich nach einer halben Stunde öffnete und einen stillen, auf dem Rücken eines Hügels gelegenen Hof erscheinen ließ. Nachdem sie eine Weile geklopft hatten, kam ein Knecht mit einer Laterne, der ihnen gähnend, aber geduldig die geräumige Scheune aufschloß, auch ohne Widerrede zugab, daß sie ein Feuer darin anmachten, das seine Flammen unbekümmert zwischen Heu und Stroh umherzüngeln ließ; denn bei den Bauern und Hofbesitzern stand der Zigeuner von jeher im Glauben, daß er Gewalt über das Feuer habe.

Heinrich warf sich in's Heu und ließ die Andern schwatzen und lachen, aber lang hoffte er vergebens einen ununterbrochenen Schlaf zu finden. Die heftigen Begegnisse und Anstrengungen der letzten Tage hatten ihn übermüdet. Dazu hatte er lang gefastet, und jetzt begann das stumpfe Gefühl der Leere in ein nagendes überzugehen. Er mußte an den Vicar zurückdenken, dessen Erzählung sich bei vollen Schüsseln mit einem gewissen grauerlichen Behagen hatte anhören lassen. Nachdem er oft aus unruhigen Träumen aufgefahren war, fiel er endlich mit Tagesanbruch in einen Schlummer, der ihm das Beste gewährte, was es jetzt für ihn geben konnte, Vergessenheit.

Er erwachte betäubt und mit stechendem Kopfschmerz. Die Scheune war leer, aber an der Thüre lehnte ein Zigeuner, der jede seiner Bewegungen beobachtete. Unwillig warf er sich auf die andere Seite, und das Bild seiner Lage trat in greller Klarheit vor ihn. Der Schuß aus einer vielleicht blind geladenen Pistole hatte ihm Kopf und Herz beinahe ganz zerknickt, denn er hatte ihm gesagt, wessen er sich vom Herzog und von der Welt, der Gesindestube der Herrn dieser Erde, zu versehen habe. „Er hat mich verstoßen,“ sagte er zu sich, „was kann ich anfangen, wo mich hinwenden? Wo Gesetz und Ordnung sich der Menschenmacht bequemt, von da ist mein Fuß verbannt, mein Name ist gestrichen. Ich kann nicht rückwärts, nicht vorwärts. Er hat mir alles Wesen genommen, ich bin wie ein Gespenst, zum Schweben und

Schweifen verdammt, bin wie diese Schandgesellen, die mich mit sich schleppen, vom geebneten Wege weit verwiesen."

Er erhob sich und trat in's Freie hinaus. Man ließ ihn ruhig gewähren, aber ein paar Zigeuner mit Stutzbüchsen hielten sich stets in seiner Nähe. Die Sonne stand in Mittagshöhe. Er fand sich am Fuße von waldigen, lichtgrünen Gebirgen; nicht allzu ferne tauchte zwischen Obstbäumen ein grauer großer Kirchthurm auf, der ihm bekannt schien. Die eigenthümlich abgeplatteten Berge in der Nähe und einen schlanken Bergkegel in geringer Entfernung meinte er gleichfalls schon gesehen zu haben. Aber er wandelte in einem stumpfen bangen Traume, der ihn nichts erkennen ließ.

Nun aber erwachte der Hunger mit unwiderstehlicher Gewalt in ihm, so daß er schmerzlich verwundert die Macht der ersten unmittelbaren Naturgefühle erkannte und dem gemeinen Manne seinen oft gerügten Mangel an Sinn für das Höhere zu verzeihen begann. Er mußte etwas zu essen haben, jedes andere Dichten und Trachten ging in diesem tyrannischen Bedürfniß unter, und er wandte sich deßhalb nach dem Hofgebäude zurück. Es schien ein altes Anwesen aus den Zeiten geistlicher Herrschaft zu sein, das durch die geöffnete Thüre eine niedrige Halle mit hölzernen Säulen erblicken ließ, worin einige der Mädchen, vor der heißen Mittagssonne geschützt, sich erlustigten. Vor dem Hause standen Tische und Bänke, die ihm anzeigten, daß hier gewirthschaftet wurde. An einem der Tische saßen Zigeuner, unter welchen sich Nottele und Postel befanden. Er setzte sich in ihre Nähe, und da er sah, daß jeder dieser Gäste, wenn er sich etwas aus der Wirthschaft reichen ließ, das Geld vorher auf den Tisch legte, so hielt er es für gerathen, dasselbe zu thun, da er nicht mehr Vertrauen beanspruchen konnte als die Gesellschaft, mit der er gekommen war. Er griff in die Tasche, aber seine Börse war nicht an der gewohnten Stelle; er suchte rechts und links, sie war nicht mehr da. Kein Zweifel, man hatte sie ihm gestohlen. Zu dieser unangenehmen Ueberraschung aber gesellte sich im gleichen Augenblicke ein großer Schrecken, denn erst jetzt kam ihm

auch seine Brieftasche wieder in den Sinn. Wer ihm die Taschen nach der Börse durchsucht hatte, dem konnte zugleich die Brieftasche in die Hände gerathen sein, welche die herzogliche Vollmacht enthielt, und wehe ihm, wenn diese den Zigeunern bekannt wurde! Das verhängnißvolle Papier hatte ihm nicht den mindesten Nutzen gebracht, und nun sollte es ihm vielleicht noch verderblich werden. Mit erzwungener Gleichgültigkeit blickte er auf und bemerkte, daß Nottele grinsend zu ihm herübersah. Offenbar war dieser einfältige und doch schlaue Bursche, der ihn gestern in seiner Bewußtlosigkeit gepflegt hatte, sein Dieb. Um kein Späherauge auf die gefährliche Spur, falls sie noch unentdeckt sein sollte, zu lenken, ließ er vom Suchen ab, stand auf und ging in die Halle, um dort seine Forschung wo möglich unbeachteter fortzusetzen. Ein Gelächter schallte ihm nach. In der Halle fand er die Mädchen und einige jüngere Männer der Bande versammelt, welche zu dem Jammergeschrei einer alten Fiedel tanzten. Heinrich setzte sich auf eine Bank an der Wand und sah ihnen zu, während er mit übergeschlagenen Armen verstohlen nach der Brieftasche fühlte. Sie war noch da; einer tiefen Tasche anvertraut, war sie besser verwahrt gewesen als die Börse. Er athmete auf, da er hoffen konnte, daß dieser Diebstahl ihm fernere Durchsuchungen ersparen werde. Aber freilich sah er sich durch denselben auch jedes Mittels beraubt, für jetzt sein Leben zu fristen. Es war ein rascher Wechsel, der ihn von einem Zustand in den andern warf. Das Gefühl seiner unglücklichen Lage war vom Hunger erstickt worden, den Hunger hatte die Liebe zum Leben besiegt, und jetzt, da die Gefahr für das Leben abgewendet schien, trat der Hunger wieder in seine Rechte ein. Was sollte er machen? Sollte er die Jauner, die ihn gefangen hielten, um Brod bitten? Oder gar seinen Dieb um ein Darlehen ansprechen? Sein Auge fiel auf eine Thüre, die in eine Art von Küche oder Speisekammer führte. Er trat hinein und entdeckte auf den ersten Blick einen noch unberührten Schinken, der an der Wand hing; nicht weit davon lag ein breites frischgeschliffenes Messer, das ihm einladend winkte. Noch bedachte er

sich einen Augenblick, aber im nächsten rief er trotzig aus: „Soll ich denn verhungern, so lang es in der Welt noch genug zu essen gibt? Die mich geplündert haben, mögen für mich einstehen!“ — Er ergriff das Messer und schnitt, ohne sich irgend zu übereilen, ein gutes Stück von dem Schinken ab, das er gierig verzehrte. Er wurde nicht satt, und doch hatte er einen Widerwillen, weiter zu essen; Hunger und Elend hatten ihn halb krank gemacht. Er untersuchte das Gelaß, ob er nicht seine Brieftasche irgendwo darin verbergen könne, aber er fand keinen tauglichen Ort, auch hatte die Kammer keinen andern Ausgang als den, durch welchen er hereingekommen war. So sah er sich genöthigt, das gefährliche Besitzthum zu behalten; denn hätte er auch hoffen können, mit einem der Hofbewohner einen Augenblick unbelauscht zu reden, der Feigherzigkeit solcher Leute, bei welchen die Zigeuner ab- und zugingen, wagte er sich nicht anzuvertrauen.

Er kehrte in den kleinen Saal zurück, setzte sich wieder und sah gleichgültig dem Tanze zu. Einige Stunden waren so vergangen, als Postel im Saal erschien. Auf einen Wink von ihm brachen Alle auf. Die Andern draußen hatten sich gleichfalls fertig gemacht, und der ganze Trupp setzte sich in Bewegung, wobei der Gefangene wieder, wie früher, unter genaue Aufsicht genommen wurde.

Sie waren schon eine Strecke von dem Hofe entfernt, als ihnen die Wirthin mit heftigem Schelten nachgelaufen kam. „Ihr Lumpenpack, ihr feinnützigs!“ schrie sie, „probirt's und kommt mir noch einmal in mein Haus! Ihr Diebsgesindel!“ fuhr sie fort, und ein Strom von ähnlichen Ehrentiteln rauschte ihr über die geläufige Zunge.

„Was ist's, was ist's denn?“ fragten die Zigeuner.

„Was ist's?“ äffte sie mit zornigem Hohne nach. „Was es ist? Meinen Schinken habt ihr angeschnitten und weggefressen, ihr schwarzgelbe Galgenvögel!“

„Das hat Niemand von uns gethan,“ erwiderte Postel ruhig. „Eure Katze wird ihn gefressen haben.“

„Meine Katze! Ich möcht' auch wissen, wo die gelernt hätte, mit dem Messer umzugehen!“

„O, Ihr habt besondere Katzen, die mehr können als Brod essen."

„Du Schlingel, du betrogener Hallunke, was willst du damit sagen? Macht euch fort, ihr Hexenleute! Ich will euch gern den Schinken erlassen, wenn ich euch nur nicht mehr vor Augen sehen muß."

„Hexenleute!" rief Postel lachend. „Ich will Ihr was sagen, es ist nicht mehr lang bis zum ersten Mai, und wenn ich ein Hexenmeister bin, so hoff' ich alsdann bei Tanz und Schmaus und Lichterglanz auf einem grünen Plätzchen mit Ihr zusammen zu sein die ganze Nacht. Wer wüßte den Weg zur Frau Näget besser als Sie? Also auf Wiedersehen da droben!"

Er deutete bei diesen Worten nach einer am Abhang eines nahen Berges gelegenen Ebene, die er als den Blocksberg der Umgegend bezeichnen zu wollen schien. Die Andern stimmten in sein Gelächter ein und machten sich von dannen, während die Wirthin ein reiches Wörterbuch von Schimpfreden hinter ihnen her blätterte.

Sie gingen nach der Wolfsschlucht zurück, wo sie beinahe die ganze Bande versammelt trafen. Dieselbe war beschäftigt, ein Reh zu verspeisen und den Becher unter sich kreisen zu lassen. Obgleich der Ort so unheimlich aussah wie in der vergangenen Nacht, so waren doch Alle lustig und guter Dinge; denn seit der Flucht aus dem Schönbuchwalde hatten sie keine Verfolgung mehr zu bestehen gehabt und fühlten sich, ihren Reden nach zu schließen, an dieser Stelle so ungefährdet, wie wenn sie sich in einem fremden Lande befänden. Hannikel's Söhnchen hatte sich ebenfalls zu ihnen gesellt; der Junge hatte den Schimmel auf einem benachbarten Dorfe untergebracht und spielte nun mit schön getigerten Pilzen, die über Nacht aufgeschossen waren. Nur die Großmutter fehlte noch; sie war nicht mehr gut zu Fuß und hatte die Hunde vorausgeschickt.

Der Hauptmann ließ sich jetzt auch von Postel Bericht erstatten, und dieser verfehlte nicht in seinem Rapport die Geschichte von den Mißhelligkeiten wegen des gestohlenen Schinkens vorzubringen.

„Wer hat den Schinken genommen?“ fragte Hannikel, indem er sich mit gerunzelter Stirne umsah.

„Ich,“ erwiderte Heinrich vortretend, „ich hatte Hunger.“

Hannikels Stirne entwölkte sich, er sah ihn mit lustiger Ueberraschung an und brach in ein donnerndes Gelächter aus. Die Andern lachten unter den tollsten Gebärden ganz ausgelassen mit; Nottele schlug ein Rad und wälzte sich am Boden.

„Er wird reif,“ schrie Hannikel, „er wird reif. Gleich heute darf er mit.“

Wenzel bot ihm ein Stück vom Reh; Heinrich lehnte es ab.

„Immer besser!“ rief Hannikel. „Er macht sich, es schmeckt ihm schon nichts mehr als Gestohlenes.“

„So war's nicht gemeint,“ versetzte Heinrich. „Ich dachte nur, wer mich beerbt habe, der könne auch für mich bezahlen.“

„Da=das ist keine A=Arbeit,“ sagte Nottele, „für einen la=la=lachenden Erben.“

„Was sollen diese Ausdrücke bedeuten?“ fragte Hannikel den Gefangenen mit richterlichem Ernst.

„Blos, daß mir meine Taschen geleert worden sind,“ antwortete dieser ruhig.

Hannikel schnaubte. „Ich rath' Ihm,“ schrie er, „keinen Verdacht auszusprechen, den Er nicht beweisen kann.“

„Er ist bei ehrlichen Leuten,“ rief Duly, „die bezahlen, was sie schuldig sind.“

„Ich spreche nichts aus,“ sagte Heinrich, „als daß ich gestern meine Börse noch hatte und daß sie mir heute fehlt.“

„Der Träumer wird sie bei der Bataille verloren haben,“ versetzte Hannikel. „Uebrigens mit dem Bezahlen hat er Recht. Solche Geschichten dürfen nicht vorkommen, am wenigsten hier. Dieterle, da hast du Geld, geh' auf den Gaisbühl und bezahle den Schinken. Sag' dem Gaisbühler, dein Vater wolle nicht, daß man von seinen Leuten Verlust und Ungelegenheiten habe.“

Der Bube eilte fort. Hannikel gab dem Gefangenen einen Wink und entfernte sich etwas von den Andern mit ihm. „Nun, Kamerad,“ sagte er, seinen langen schwarzen Bart in

die Hand nehmend, „man wird doch wohl zu honett sein, sich von uns verhalten zu lassen?“

Heinrich lachte bitter. „Ich habe mich nicht in die Gesellschaft eingedrängt,“ erwiderte er, „und man kann mich leicht abschütteln, wenn man will. Meine Rechnung will ich indessen gerne berichtigen, ich weise sie auf den Stammler an, der am besten wissen wird, was gestern, während ich meiner nicht mächtig war, mit meinen Taschen vorgegangen ist.“

„Nehmt Euch in Acht!“ entgegnete Hannikel und hob den Finger auf, „der Nottele läßt nichts auf sich sitzen. Ich glaub's auch nicht von ihm, dem Fontin würd' ich eher so was zutrauen. Uebrigens nur nicht aufgebraust! Die Umstände sind nicht darnach. Was hat man denn jetzt vor?“

„Ich bin geächtet,“ antwortete Heinrich, und der hoffnungslose Ton, womit er diese Worte aussprach, ging ihm von Herzen.

„Man hat die Augen zu hoch erhoben,“ sagte der Zigeunerhauptmann, „und dafür hat man eins vor den Kopf bekommen. Wir Zwei hätten eigentlich ein Hühnchen mit einander zu rupfen wegen der Sache, und ich verstehe sonst in derlei Dingen keinen Spaß, aber weil wir gewissermaßen Leidensbrüder sind, so will ich für diesmal ein Auge zudrücken. Ich habe Mitleid mit Euch, Eure Aussichten sind für immer ruinirt. Wollt Ihr Euch noch einmal eins auf den Pelz brennen lassen? Gebt Acht, das nächste Mal trifft er besser. Bleibt bei uns. Wir gehen für einige Zeit in ein anderes Land. Das Vorurtheil, das bei uns gegen die Deutschen herrscht, braucht Ihr nicht zu fürchten, wenn Ihr unter meinem Schutze steht. Es hat zwar seine Gründe, ist aber doch eine Dummheit, denn die Racker sind nicht so leicht zu entbehren, nur muß man ihnen scharf auf die Finger sehen, damit sie keine Stänkereien machen. Bei uns könnt Ihr Euer Brod ehrlich verdienen und braucht nicht den Hungerleider abzugeben. Ihr seid ein Studirter und könnt mit der Feder umgehen. Was gibt es nicht bei uns zu schreiben! Brandbriefe und Atteſtate und Päſſe, und wie das Zeug alles heißt! Ich pflege etwas weiter zu denken als die Andern, und deßhalb hab' ich mir schon längst gesagt, wir sollten einen

solchen Mann unter uns haben. Die Welt liest jetzt allenthalben Zeitungen, und da so schlechte Gerüchte über uns verbreitet sind, so könntet Ihr Aufsätze in die Zeitungen schicken und dadurch unter der Menschheit eine bessere Meinung von uns erwecken. In kurzer Zeit würdet Ihr bei uns Allen in der größten Achtung stehen. Und um Euch dieses Leben noch angenehmer zu machen, könntet Ihr meine Stieftochter heirathen, die ja doch sozusagen wieder Wittwe ist. Sie ist hübsch, hat Feuer, und ich hätt' ihr schon längst etwas Apartes gegönnt, denn sie verdient einen Mann, der ein wenig mit den Weibern umzugehen weiß. Ich bin überzeugt, ihr würdet glücklich mit einander sein."

Er schwieg und sah ihn auffordernd an. Heinrich, nachdem er ihm eine Weile in das Gesicht gestarrt hatte, erwiderte kurzweg: „Ich will's bedenken."

„Gut!" sagte Hannikel und wandte sich barsch, „bis morgen hat man Bedenkzeit, dann sprechen wir aus einem andern Tone. — Wo ist denn die Ursula?" rief er, zu den Andern zurückkehrend; ich habe sie ja seit unsrem Abzug aus dem Jägerhäuschen nicht gesehen."

Statt der Antwort zeigte Nottele nach dem Rande der kaum haushohen Schlucht, wo eben die überhängenden Zweige der jungen Buchen aus einander gebogen wurden und auf dem schmalen Fußsteig ein Mädchen erschien. Es war die Vermißte. Sie ließ ein buntes Tuch zum Gruße flattern und war alsbald wieder verschwunden, aber die knackenden Zweige verriethen, wie sie flink und kräftig den Abhang heruntereilte.

„Wenn man den Teufel an die Wand malt, so ist er auch schon da," stotterte Nottele.

Das Mädchen brach wie ein Reh aus dem Gebüsch hervor und flog ihrem Vater an den Hals. Auf ihrer Stirne war eine frische, blutige Schramme.

„Und woher dann so schnell?" fragte Hannikel. „Du hast dich ja ganz außer Athem gelaufen."

Sie setzte sich auf den Boden, einen scheuen Blick auf Heinrich werfend; ihre Augen, die jüngst, von Leidenschaft erhellt, in einem schönen, durchsichtigen Braun geglänzt

hatten, flimmerten heute in einem nebligen Grau. Sie sah eine Weile vor sich hin, dann wandte sie sich plötzlich in der Zigeunersprache an ihren Vater und redete erst zaghaft und leise, dann immer lauter und heftiger, bald weinend, bald scheltend, bald beschwörend, auf ihn ein. Heinrich verstand nur, daß der Name Tony mehrmals in ihren Reden vorkam. Sie schien jedoch keine starke Beschwörung nöthig zu haben, denn ihre Worte hatten sichtbar heftig auf die Bande gewirkt. Hannikel zog seine niedere Stirne auf eine greuliche Weise zusammen, sein Bruder Wenzel hatte das finstere Schweigen, das ihm sonst eigen war, mit einer wilden Fröhlichkeit vertauscht, und die Andern drückten lärmend eine grimmige Freude aus. Duly gab dem Wenzel seinen Hirschfänger und empfing dafür eine Terzerole von ihm. Dann schnitten sie sich dicke Stöcke, und die funkelnden Augen, womit sie diesem Geschäfte oblagen, ließen auf ein übles Vorhaben schließen.

„Was mögen sie im Schilde führen?" dachte Heinrich. „Tony wird doch nicht so albern sein, sich in ihre Hände zu geben."

Hannikel sah nach der Sonne, die allmählig gegen den Rand der Schlucht heruntersank. Er sprach einige Worte, und die Bande setzte sich wieder ruhig umher, um den Becher noch einmal die Runde machen zu lassen.

Ursula, mit welcher ihr Vater einen Augenblick leise gesprochen hatte, trat zu dem Gefangenen, der, stets beobachtet, auf der Seite stehen geblieben war. Sie warf einen ihrer langen Blicke auf ihn und redete ihn dann deutsch an. „Sind Sie bös?" fragte sie.

Er lachte unmuthig in sich hinein. Es ist doch Eine wie die Andere, dachte er: wenn sie gut Wetter haben wollen, so beginnen sie mit der Frage, ob man böse sei. — „Ich muß es wohl sein," antwortete er laut, „sonst würde mir nicht so viel Böses widerfahren."

„Ich bin auch bös," sagte sie.

„So?"

„Nicht auf Sie," setzte sie hinzu.

„Auf wen denn?" fragte er mechanisch.

„Würden Sie's nicht auch sein," entgegnete sie ausweichend, „wenn man Sie verschwätzte und hintendrein mißhandelte?"

„Ist dir so was geschehen?"

Sie sah vor sich hin. „Ich wollte nur fragen," sagte sie nach einer Weile.

„Sahst du Tony in letzter Zeit?" hob er wieder an.

„Welchen?"

„Nun, den andern kennst du ja nicht. Ich meine deinen Verlobten."

„Ach der!" sagte sie gleichgültig, „der will nichts von mir und ich nichts von ihm."

Sie blieb bei ihm stehen. Da ihre stumme Haltung ihn zum Sprechen aufforderte, so sagte er nach einer Weile: „Was hast du denn an der Stirne?"

Sie wurde roth, und ihre Augen verdunkelten sich. „Ich bin in ein Glas gefallen," sagte sie zögernd.

Er fragte nicht weiter. Sie schwieg ebenfalls, als ob sie nicht wüßte, wie sie ihm beikommen sollte, und blickte ihn von Zeit zu Zeit unschlüssig an.

Der Hauptmann winkte jetzt, und mit wildem Ernst in den Gesichtern erhob sich die Bande. Sie stiegen die Schlucht hinauf und vertheilten sich dann nach verschiedenen Seiten. Hannikel, Wenzel, Duly und Nottele nahmen den Gefangenen in die Mitte und bildeten eine besondere Abtheilung, an deren Spitze sich Ursula stellte. Sie gingen leise und eilig durch den Wald, in einem Bogen, der die untergehende Sonne in ihren Rücken brachte. Molche krochen ihnen in Menge über den Weg. Ein blutiger Widerschein zitterte noch am Himmel, als sie aus dem Walde traten; die rothen Streifen erblaßten allmählig, und die wachsende Sichel, schon tief am Horizonte stehend, warf ein schwaches, dämmerndes Licht auf die Gegend. Die Berge waren zur Rechten unbedeutend in die Ferne gerückt, und eine Ebene verlief sich vom Walde aus weit hin in den grauen Schatten. Am Saum des Waldes, wo ein verlassenes niedriges Hirtenhäuschen stand, wurde Halt gemacht.

Heinrich suchte sich vergebens zu enträthseln, was diese Anstalten bedeuten sollten. Er war aber auch wenig fähig

zum Nachdenken, denn er fühlte sich auf einmal krank, der Kopf schmerzte ihn heftig, ein jäher Schwindel überfiel ihn, und während er sich, erblindet und wankend, an Duly hielt, befreite sich sein Magen durch einen gewaltsamen Ausbruch von der schnellverschlungenen ungehörigen Speise. Duly, den er dabei wider seinen Willen verschwenderisch bedachte, brach in gräßliche Flüche aus.

„Willst du still sein, du dumme Bestie?“ rief Hannikel, „ich drehe dir den Hals um.“

„Ei zum Teufel!“ entgegnete Duly mit gedämpfter Stimme: „du magst ihn dem da zubinden! oder laß ihn sein Herz in deinen Busen ausschütten.“

Die Andern lachten leise. „Da sieht man,“ sagte Hannikel, „daß unrechtes Gut nicht gedeiht.“

Heinrich konnte kaum noch aufrecht stehen; der Fieberfrost schlug seine Zähne an einander, während ein schneidender Wind am Walde herauffuhr.

„Horch!“ sagte Hannikel. Wenzel warf sich nieder und legte das Ohr an den Boden; die Andern lauschten mit vorgestreckten Köpfen nach der Ebene hin.

Wenzel gab ein Zeichen. „Hinein in's Schafhäusle mit diesem da!“ flüsterte Hannikel, „ihr beide links, wir rechts auf die Seite! Und du, Mädchen, auf deinen Posten. Nottele, vergiß nicht! Wenn du dich brav hältst, so bekommst du die Legart.“

Die Zigeuner verschwanden, und Heinrich wurde von dem Mädchen durch eine niedrige Oeffnung ohne Thüre in den finstern engen Raum hineingeschoben. Er hielt sich an einem Querbalken, an den er beim Eintreten den Kopf gestoßen hatte, und kämpfte mit seinem körperlichen Zustand und mit der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Die Zigeunerin ging indeß langsam eine Strecke gegen die Ebene hinab. Nach kurzer Zeit vernahm man Tritte und das Knurren eines Hundes. Eine Gestalt erschien, nach dem Häuschen heraufschleichend. „Pst!“ wisperte sie von weitem und traf mit dem Mädchen zusammen. Man hörte sie in der Ferne mit einander reden. Dann gingen sie dem Häuschen zu.

„Du rechnest einem auch gar keinen Gefallen an," sagte das Mädchen vernehmlich, während sie näher kamen. „Ich mußte mich doch vorher von meinen Leuten losmachen, sonst wär' ich dir weiter entgegen gegangen. Von dir hat man für seine Freundlichkeit nichts als Vorwürfe und noch etwas mehr. Du bist gleich so grob; wenn man dir Alles zu lieb gethan hat, so schlägst du einem noch dafür das Glas in den Kopf. Du hättest's verdient, daß ich dir einen rechten Possen spielte."

„Pah!" erwiderte eine männliche Stimme, „du hast nicht Alles gethan, du bist eine eigensinnige Hexe. So ein Weibsstück muß hübsch geschmeidig sein, sonst geb' ich keinen Heller d'rum, und nicht so empfindlich! Thut's denn noch immer weh? Wie, sei vernünftig!"

Er hatte den Arm um ihren Hals geschlungen, und sie kamen immer näher. Heinrich hatte auf die Stimme gelauscht, mit einer Spannung, vor welcher das Gefühl seiner Unpäßlichkeit beinahe verschwunden war. Tony's Stimme war es nicht, und er athmete hoch auf.

Indem begann der Hund unruhig zu werden und endlich zu bellen. „Was ist das?" rief sein Herr mit beklommener Stimme: „ist Jemand in der Nähe?"

„Wer wird wohl auch da sein, lieber Tony!" antwortete das Mädchen, „du hast nichts zu besorgen." Sie lockte den Hund und suchte ihn zu beruhigen. Heinrich beugte sich leise zu der Oeffnung der Hütte hinaus und wußte nun, wen er vor sich hatte, denn er konnte in der Dunkelheit sogar die militärische Tracht seines Beleidigers unterscheiden. Seine Stimme hatte er ebenfalls erkannt. Es war Tony, der Grenadier, dem er die üble Nacht in Sulz verdankte, und der, verrätherisch hieher bestellt, ein Opfer seines Uebermuthes und weiblicher Rachsucht, hier seinen Feinden in die Hände lief. Denn ehe Heinrich sich besinnen konnte, ob und wie er zu retten sei, sah er auf allen Seiten Gestalten vom Boden auftauchen, die den Verrathenen umringten.

„Das für deinen Verrath!" rief Hannikel und drückte eine Pistole auf ihn ab. Der Grenadier hatte ebenfalls eine

aus dem Gurt gerissen. Man hörte zwei Hähne schnappen; beide hatten versagt.

„So, du bist's?" schrie Duly, das Gewehr losdrückend, das er von Wenzel erhalten hatte. Auch dieses versagte.

„Rache für Mantua!" brüllte Wenzel und ging ihm mit dem Hirschfänger zu Leibe, wurde aber von dem grimmig heulenden Hunde zurückgehalten.

„Gib den Feuersegen heraus!" schrie Nottele, ohne diesmal zu stottern, und drang mit hochgeschwungenem Knittel auf den Unglücklichen ein.

Dieser verlor den Muth, als er die Zahl seiner Gegner mit jedem Augenblicke wachsen sah. Er wandte den Rücken und verließ sich nur noch auf die Schnelligkeit seiner Fersen. Duly setzte ihm mit gewaltigen Sprüngen nach, packte ihn und wollte ihn zu Boden reißen, wurde aber abgeschüttelt, und Flucht und Verfolgung wälzte sich unter lautem Toben weiter.

Es kam zu Heinrich herangehuscht und zog ihn in die Hütte zurück. „Nur still, still!" rief Ursula's Stimme, „sonst müssen Sie auch mitthun. Mein Vater hat's geschworen. — Sie haben einander den Schuß gestellt," fuhr sie leise und unruhig fort.

„Du lockst die Männer, um sie zu verrathen?" sagte er und suchte sich loszumachen.

„Er hat mir ein Glas am Kopf zerschlagen, der Undankbare!" rief sie, „und ich hatte doch ihm zu Liebe vergessen, daß er ein Feind der Meinigen ist."

„Hussa, hetz, hetz!" rief die Stimme des Buben, der mit den Hunden seines Vaters quer über die Ebene rannte. Die Jagd toste längs des Waldsaumes hin mit dem Gebrüll der Männer, mit dem Toben der Hunde. Da hörte man einen Streich fallen; es klang, wie wenn ein Topf zerschlagen wird, und ein gräßlicher Todesschrei gellte von dem Kampfplatz herüber.

Heinrich schauerte zusammen. Das Mädchen klammerte sich zitternd an ihn an und flüsterte: „Gott sei seiner armen Seele gnädig."

„Ungeheuer! Mörderin!" rief er und schleuderte sie mit

wildem Abscheu von sich, so daß sie den Kopf an das Gemäuer des Hirtenhäuschens stieß.

„Faßt ihn! nieder mit ihm!“ schrie sie, plötzlich verwandelt, mit ausbrechender Wuth: „Faßt den Verräther! laßt ihn nicht entkommen!“

Heinrich hörte Geräusch und Stimmen im Walde, seine Sinne verwirrten sich, und er floh die Ebene hinunter. Er hörte einen Hund hinter sich und jagte wie ein gehetzter Hirsch mit großen Sätzen über den unebenen Boden hin. Der Hund kam näher und näher, er schnappte nach ihm, da wich der Boden unter dem Flüchtling, und er rollte mit Erde und Steinen einen Abhang hinab. Der Hund heulte ihm mit getäuschter Begierde nach.

Heinrich hatte einen Augenblick das Bewußtsein verloren. Ein Schmerz im linken Arme, und Wasser, das ihm den Mund benetzte, brachten ihn wieder zu sich. Er richtete den Kopf empor, bewegte den verletzten Arm ungehindert und erhob sich wankend vom Boden. Der Mond war untergegangen; das schüchterne Licht der Sterne zeigte ihm, daß er in einen Bach gestürzt war, der mit tiefem Bett, obwohl seichtem Wasser die Ebene durchschnitt. Er war auf eine aus dem Rinnsal hervorragende Kiesbank gefallen und deßhalb wenig naß geworden; dafür hatte ihm der Fall die Gebeine unsanft zerstoßen. Es war still in seiner Nähe. Niemand verfolgte ihn mehr. Er stieg an einer niedrigeren Uferstelle wieder herauf und sah sich um.

Die graue Dämmerung, die sich herabgelassen hatte, erlaubte ihm nicht, weit zu sehen, aber bald hörte er lange Seufzer, die vom Mordplatz her durch die Gegend zitterten; sie klangen über alle Beschreibung traurig und grauenhaft. Dazwischen hörte er einen Hund winseln; dann vernahm er wieder ein Gewirre zorniger Stimmen, worauf jedes Mal ein noch tieferes Stöhnen erfolgte.

Unser Freund war nicht zum Helden erzogen worden; doch hatte er in den letzten Tagen zwei Mal in die Mündung einer Pistole geblickt, ohne den Rücken zu wenden. Jetzt aber, bei diesen Lauten, überfiel ihn ein tödtlicher, ge-

spenstischer Schrecken; es war ihm, als ob er selbst gemordet werden sollte. „Ich bin zu schwach! Ich bin zu feig! Ich kann ihm nicht helfen!" murmelte er mit erstickter Stimme und schlug die Hände vor das Gesicht. Ein Seufzer aus der ganzen Tiefe eines verzweifelnden Herzens tönte jetzt herüber, die scheidende Seele des Ermordeten schien in ihrer Todesangst kalt an ihn heranzusausen; er that einen Schrei und rannte blindlings davon.

Halb bewußtlos irrte er umher, strich über einen großen Weideplatz, an einem Pferch vorüber, unter mächtigen, vielhundertjährigen Eichen hin, die, ernsten Wächtern gleich, vereinzelt auf dem Rasen standen, dem Flüchtling aber mit ihren Wurzeln manches üble Hinderniß in den Weg legten, sah endlich ein Licht und eilte darauf zu. Erst in nächster Nähe erkannte er den Hof, auf dem er heute gewesen war, und kam leise vor das Fenster, um zu sehen, ob er nicht Hilfe aufbieten könne. Die Stube war voll von Zigeunerinnen, die sich's wohl sein ließen; mit Grauen erkannte er unter ihnen das Weib des Grenadiers, unbefangen schwatzend und lachend. Auch einige Männer waren dabei. Vielleicht wußten sie Alle um die Unthat, wie hätte er dem treulosen Volke vertrauen können, bei welchem Buhlerei und Verrath Hand in Hand ging? Als aber ein Hund anschlug und in geringer Entfernung andre antworteten, als er die bekannten, verabscheuten Stimmen der Mörder immer näher und näher vernahm, da besann er sich nicht länger: er fühlte, daß jetzt sein eigenes Leben auf dem Spiele stehe, raffte instinctmäßig seine Kräfte zusammen und begann von Neuem zu fliehen. Er lief an dem Gehöfte hinab; ein Fußweg führte ihn zwischen Bäumen hindurch, über Felder hin. Der Nachtwind strich hinter ihm drein, er glaubte Klaggeschrei und Todesseufzer um sich her zu hören, und im Nacken folgte ihm ein beständiges Athmen und Keuchen. „Faßt ihn!" er hätte darauf schwören mögen, so deutlich klang der Ruf in sein Gehör. Er sprang über Gräben, die er erst entdeckte, wenn sein Fuß ihren Rand betrat. Nach langem Laufen, da er Weg und Steg verloren hatte, prallte er gegen ein Gehege;

er eilte daran entlang und fand ein gewundenes Gäßchen, das ihn zwischen zwei hohen Hecken sacht bergunter führte.

Das vermeintliche Geräusch in seinem Rücken verlor sich im Rauschen eines Wassers, das er vor sich hörte. Der Weg, den er verfolgte, führte ihn zu einer Brücke, und kaum hatte er diese überschritten, so tauchte eine Stadt mit Mauern und Thürmen in der Dunkelheit vor ihm auf. Eine zweite Brücke führte über einen breiten Graben zu einem Thor. Er stürzte darauf zu, aber es war geschlossen. Ein Schauer überrieselte ihn. Drinnen waltete bürgerliche Ordnung und Sicherheit, während er hier außen jedem Frevel der gesetzlosen Bande, die ihn nacheilend überraschen konnte, Preis gegeben war. Aber er getraute sich nicht, Lärm zu machen. Dem Ermordeten Rettung zu bringen, war jetzt zu spät, und was wartete hinter diesen Mauern auf ihn selbst? Er fühlte sich überall geächtet, innerhalb und außerhalb der Welt des Gesetzes. Am liebsten hätte er sich vor allen lebendigen Wesen verborgen, als ein Mensch, welchen der Mächtigste im Lande, der, dem Alle gehorchten, durch seine Behandlung für ein wildes Thier erklärt hatte.

Er verließ das Thor, obgleich er vor Kraftlosigkeit zu taumeln anfing, und ging längs des Grabens hin, der mit einer niedrigen Schutzmauer eingefaßt war. Auf einmal gewahrte er in der Grabenmauer ein offenes Thürchen, jenseits des Grabens einen runden Thurm mit schwarzen Schießscharten, und wie vom Traum an einen bekannten Ort gebracht, half er sich die Treppe hinab, die in den Graben führte, ging über einen Steg aus zwei Balken, zwischen Schilf und Wasserpflanzen hindurch, stieg eine Stufe hinauf, und stand vor dem Thurme. Er suchte die Thüre. Auch diese war geschlossen. Der kalte Nachtthau erneuerte die Schmerzen in seinem Arme, und wieder glaubte er den gräßlichen Todesschrei und das Schnauben der Hunde zu vernehmen. Bewußtlos rüttelte er an der Pforte, bis er endlich, seine letzte Kraft erschöpfend, am Fuß des Thurmes in Betäubung sank.



Gesammelte Werke

von

Hermann Kurz.

Mit einer Biographie des Dichters,

herausgegeben von

Paul Heyse.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Schiller's Heimathjahre.

Von

Hermann Kurz.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1874.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

37.

> Ich weiß mich trefflich mit der Polizei,
> Doch mit dem Blutbann schlecht mich abzufinden.
> Faust.

Heinrich erwachte aus einem bleiernen Schlafe so müd und zerschlagen, daß er sich Anfangs nicht zu rühren vermochte. Er fühlte, daß er in einem weichen Bette lag; er öffnete die Augen und ließ sie wieder zufallen; er öffnete sie noch einmal und hatte eine wunderbare, unerwartete Erscheinung. Sein Blick fiel auf ein Fenster, das dem Bette gegenüber war; das Fenster ging auf die nahe Rückseite eines Hauses, wo ihm ein andres Fenster entsprach, und in diesem lag — noch einmal schloß und öffnete er die Augen — der Bürgermeister von Reutlingen, der mit besorgter Miene auf ihn heruntersah. Er fühlte sich um ein paar Jahre zurückversetzt, in jene Nacht, wo er den lieben alten Freund durch sein langes Lesen beunruhigt hatte. „Hab' ich denn das Licht zu löschen vergessen?" dachte er mit innerem Vorwurf und erhob sich halb im Bette. Da fuhr der Bürgermeister mit einer freudigen Gebärde auf und verschwand. Heinrich sprang heraus, die Betäubung war von ihm gewichen. Er eilte, sich anzukleiden, aber sein linker Arm, der mit Tüchern umwunden war, hinderte ihn, und so war er kaum zur Hälfte fertig, als der gute Alte schon im Zimmer stand.

„Gott sei Lob und Dank," rief er, „daß Sie wieder bei Sinnen sind! Was haben Sie uns für einen Schrecken gemacht! Wie sind Sie denn in diese Verfassung gekommen?"

Heinrich unterbrach ihn mit Gegenfragen. „Haben Sie Mitleid mit meinem noch schwachen Kopf," sagte er, „und erklären Sie mir, durch welches Wunder ich zu Ihnen und in Ihr freundliches Haus gerathen bin."

„Das ist bald gesagt, aber zuerst geben Sie mir die Hand und seien Sie mir herzlich willkommen!" rief der Bürgermeister. Dann fuhr er fort: „Ich war gestern in der Vorstadt in einer Nachtvisite, die durch etliche Gespenstergeschichten über die Gebühr verlängert wurde. Als ich nun mit dem Gevatter Syndikus und noch einigen Andern heimging und wir unsern gewöhnlichen Weg über den Graben und durch den Thurm nehmen wollten, da sehen wir etwas auf der Staffel am Thurme liegen. Mein Gevatter wäre fast vor Schrecken in den Graben gefallen. Wir glaubten einen wildfremden Menschen zu sehen, Gott verzeih mir's, wir hielten Sie für betrunken. Nun leuchtet Ihnen einer in's Gesicht, und jetzt war das Erschrecken an mir, wie ich meinen Herrn Vetter erkenne. Ei du frommer Gott, wie waren Sie dahin gekommen? Sie rührten sich nicht; wir trugen Sie in mein Haus und weckten den Herrn Vetter Physikus, der an Ihnen geschmiert und gerieben und geblutigelt hat nach Herzenslust! Denn jetzt sah man erst, daß Ihr linker Arm tüchtig verstaucht war. Endlich machten Sie die Augen starr auf und sahen mich an; dann fielen Sie zurück und fingen — nichts für ungut! — herzinniglich zu schnarchen an, was ein sehr gutes Zeichen war und dem Physikus höchlich gefiel. Dieser Schlaf hat ohne Unterbrechung bis so eben fortgedauert, und wir haben jetzt drei Uhr Nachmittags. Also guten Morgen, lieber werther Herr Vetter! Was macht Ihr Arm? Und wie sind Sie um Gottes Willen, sagen Sie mir nur —"

„Herr!" rief ein junger Mensch und machte die Thüre halb auf, „eben kommt die Nachricht, daß der Zigeuner endlich gestorben ist. Sie haben ihn fast bis zur Stadt gebracht."

„Der arme Schelm!" rief der Bürgermeister. „Es ist doch gar zu viel Jammer in der Welt. Heute früh wurde beim Schafhäusle ein Zigeuner gefunden, der von seinen Mordgesellen Nächt gottlos zugerichtet worden ist. Der Herr Gevatter Syndikus und der Herr Vetter Physikus haben alle Hände voll zu thun bekommen. Der jammervolle Mensch muß eine Katzennatur gehabt haben; er ist fast noch lebend in's Fondenhaus gebracht worden."

„Ich Unglückseliger, daß ich ihm nicht Hilfe senden konnte!" rief Heinrich und schlug die Hände zusammen.

„Sie?" rief der Bürgermeister.

„Ja, ich! — Ich war dabei."

Der Alte trat mit Entsetzen zurück, nahm ihn aber gleich wieder bei der Hand und sagte: „Nein, Sie sind kein Uebelthäter."

„Das bin ich nicht. Und dennoch müssen Sie sich bedenken, ob Sie mich in Ihrem ehrenwerthen Hause dulden wollen; denn ich bin nicht blos bei dem Herzog von Württemberg in Ungnade, sondern ich komme geradewegs vom — Hannikel und seinem Gelichter her."

„Herr, vergib ihm die Sünden seiner Jugend!" rief der Bürgermeister, die Hände zusammenlegend.

„Ich habe nichts mit ihrem Thun gemein gehabt!" rief Heinrich, „und doch — mit äußerster Beschämung gesteh' ich's Ihnen — auf dem Hofe da draußen hab' ich, von der Noth getrieben, die Küche beraubt, weil die Gauner mir all' mein Geld genommen und mich ohne Nahrung gelassen hatten."

„Weiter nichts als das?" rief der Bürgermeister aus vollem Herzen lachend, „nun, es ist auch schon zuweilen einem ehrlichen Manne passirt, daß er die Zeche zu zahlen vergaß."

„Auch hab' ich's wieder gebüßt," sagte Heinrich erheitert; „denn mein Magen war ehrlicher als ich, er behielt die gestohlene Speise nicht bei sich."

„Wären Sie doch vorgestern auf dem Gaisbühl gewesen!" rief der Bürgermeister, „da hätten Sie mich angetroffen mit ein paar Herren von Ulm und sollten eine gesegnetere Mahlzeit gehabt haben. Aber was schwatz' ich

lang? Wenn ich Sie ansehe, so muß ich vermuthen, daß Ihre Fasten noch nicht zu Ende sind. Wie? Haben Sie seitdem nichts zu sich genommen?"

„Nein," sagte Heinrich, „aber der Schlaf hat mich sehr gestärkt."

„Gott verzeih mir meine Sünde! Wir wollen dieser Stärkung gleich eine kräftigere nachschicken. Kommen Sie, kommen Sie!"

Er nahm ihn am Arme, zog ihn durch die Werkstatt in's Haus und setzte Küche und Keller in Bewegung. Bald drang köstlicher Speisengeruch in's Zimmer; ihm folgte ein Mädchen mit Schüsseln, blank von außen, dampfend von innen, und zuletzt kam Gretchen, welche die Aufsicht in der Küche geführt hatte. Sie trug ein Kind auf dem Arme, eines unter dem Herzen und reichte dem Gast mit jungfräulichem Erröthen die Hand. Er sprang auf und vergaß Essen und Trinken über der Begrüßung des hübschen mädchenhaften Weibchens. Der Bürgermeister aber trieb sie lustig scheltend hinaus; er dachte an das Eine, was Noth war, und wünschte ungestört mit ihm reden zu können. Dann sprach er das Tischgebet für ihn und nöthigte den gemütherschütterten, frostdurchschauerten, zerschlagenen, hungerverzehrten Landstreicher zu dem zwischenzeitigen Mahle nieder. Kein kräftigeres war ihm jemals gekocht worden; er gewann mit jedem Bissen an Gesundheit und Lebensröthe, und der Reutlinger Wein, den ihm sein Wirth, wiewohl etwas vorsichtig, dazu einschenkte, übertraf an wunderthätiger Kraft die berühmtesten Flaschen mit Siegel und Umschrift; er flößte ihm eine Fülle von neuen Hoffnungen ein und gab den Dingen, die vor seinen Augen lagen, eine muthigere und freundlichere Farbe.

Heinrich ließ endlich Messer und Gabel sinken, nahm noch einen herzhaften Schluck aus dem zinnernen Becher, worin ein Löwe, auf drei Bergen stehend, eingegraben war, lehnte sich dann, angenehm ermattet, in den Großvaterstuhl zurück, schloß die Augen ein wenig, erhob sich vertrauensvoll zu dem ehrwürdigen Angesicht des guten Greises und be-

gann nun eine lange Beichte, worin er das Fräulein nach Kräften, sich selbst aber nicht im Mindesten schonte.

Der Bürgermeister, dessen Leben zwischen einfachen Sorgen und harmlosen Freuden abgelaufen war, schlug die Hände mehr als einmal zusammen. „Was sind doch die Menschen!" rief er endlich aus, als Heinrich geendigt hatte. „Mir geht es über mein Verständniß, und der liebe Gott muß selber mitleidig drein sehen, wie sie so wunderlich durch einander rennen und wollen weiß nicht, was? und weiß nicht, wie? Und wie bei allen den großen Absichten und mächtigen Wünschen und weislichen Anschlägen am Ende so gar nichts herauskommt. Wenn ich's ehrlich sagen soll, aber Sie müssen mir's nicht übel nehmen, so dauert mich eigentlich keins von allen als das arme Papier, das ihr mit einander über den Schwarzwald spazieren getragen habt; das hätte im Cabinet Seiner Durchlaucht gute Ruh' haben können. Ach Herr, führ' uns gnädig zu dir!"

Heinrich mußte unwillkürlich lachen. „Der Erfolg ist hier allerdings ein harter Richter," sagte er, „aber versetzen Sie sich einmal recht in das Innerste eines Menschen —"

„Ei was!" unterbrach ihn der Alte, „ich habe keine Lust dazu, ich sitze gut genug in meinem eigenen Logis. Ein Jeder warte seines Berufs. Statt bei Pfarrern auf der faulen Haut zu liegen und überflüssige Pfiffe und Ränke gegen das Jungferle auszuspinnen, hätten Sie mit ein paar couragirten Mannen auf sie dargehen und sie gleich beim Grips nehmen sollen. Hätt' man sie nur mir in Verwahrung gebracht, ich wollt' ihr den Kitzel vertrieben haben. Was glänzende Cirkel! Was Ueberdruß! Beten und arbeiten und Cirkel Cirkel sein lassen, das führt weiter als so eine Landläuferei. Arbeiten können auch die vornehmen Frauenzimmer am Hofe; wenn sie's aber nicht verstehen, so können sie gute Bücher lesen, worin mehr geschrieben steht als im Mummelsee. Ich bin auch einmal am Mummelsee gewesen und will jetzt erst recht glauben, daß böse Geister drin wohnen, sonst wären keine solche Narretheien dort vorgefallen. Sie machen mich noch ganz bös, Gott verzeih' mir's, Sie haben mich

auf dem Gewissen! Geben Sie mir die Hand und trutzen Sie nicht!"

„Wer wird gegen solch ein väterliches Herz empfindlich sein! Auch haben Sie Recht, vollkommen Recht. Aber, alter Herr, sind Sie nicht auch jung gewesen?"

Der Bürgermeister lachte und wurde ein wenig roth. „In meinen Gesellenjahren," sagte er, „hab' ich auch dumme Streiche gemacht; aber, Herr Vetter, so arg hab' ich's nicht getrieben."

Er stieß mit ihm an, und Beide lachten herzlich mit einander, bis zuletzt Heinrich mit einem Seufzer sagte: „Wenn ich nur wüßte, wie es jetzt mit mir werden soll. Zum Herzog kann ich nicht mehr zurück, ich sehe noch immer seine Pistole vor mir."

„Daß ihm's Gott verzeihe!" rief der Bürgermeister eifrig. „Da sind zwei Schutzengel vor der Mündung gestanden, der seine und der Ihre. Aber, Herr Vetter, ich will Ihnen was sagen: vielleicht hat er seinen Aerger hinausgeschossen."

Heinrich mußte trotz seiner mißlichen Aussichten von Neuem lachen.

„Lachen Sie nur, es liegt doch eine Wahrheit drin!" sagte der Alte, selbst in das Gelächter einstimmend. „Einmal in einem Herbst hätte es fast ein Unglück gegeben, denn sie sind mit dem Herbstschießen ganz närrisch und unverständig bei uns. Da schießt nun meiner Vatersschwester — nein! meines Mutterbruders Enkel, und läßt in der Dummheit den Ladstock drin, so daß er mein Gretle fast an den Kopf trifft; er hat ihr die halbe Haube mitgenommen. Es war ein sichtbares Wunder Gottes, daß ihr's nichts gethan hat. Ich aber im größten Zorn auf ihn los und krieg' ihn, wie er eben das andere Gewehr auch abschießen will. Ich reiß' ihm die Pistole aus der Hand, und — eigentlich wollt' ich ihm eine Ohrfeige geben, aber im Zorn und Ungestüm schieß' ich alter Kindskopf selber die Pistole los, so daß Alles zusammenlacht, und ich muß selber mitlachen und konnt' ihm nichts mehr thun, so schnell war mit dem Knall mein Aer-

ger hinausgefahren. Lachen Sie, so viel Sie wollen, aber in solchen Dingen ist ein Mensch wie der andre, und mag leicht sein, so ist für Sie mit dem einzigen Knall das ganze Gewitter verflogen. Jedenfalls aber bleiben Sie für's Erste bei uns, und das soll Ihnen gerade so bekommen, wie einem kalten Magen eine warme Suppe bekommt."

Und so geschah es auch. Der Abend wurde in traulicher Geselligkeit zugebracht. Gretchen erschien mit ihrem Manne, der den Gast als alten Bekannten, und jetzt ohne Eifersucht begrüßte. Und als nach Untergang der Sonne auch der Syndikus, von seiner Magd mit der Laterne begleitet, sich herzu fand, da war es dem heimathlosen Pilger, als ob in diesem anheimelnden Kreise die Zeit still gestanden wäre. Die Veränderung mit Gretchen abgerechnet, war Alles noch wie vor ein paar Jahren. Die Alten waren nicht älter geworden, selbst das Gespräch berührte mitunter dieselben Gegenstände und mit denselben Worten wie damals. Während er sich unter fruchtlosen, undankbaren Mühen, nichtigen Wünschen abtummelte, hatten diese Menschen ihr stilles Glück genossen.

Er suchte zeitig sein Lager und hatte seit langer Zeit zum ersten Mal wieder das Gefühl, das der friedliche Bürger jeden Abend genießt, wenn er seine Decke über sich zieht.

Als er den andern Morgen aufstand, fiel sein Blick auf ein alterthümliches Rasirzeug, das auf dem Tischchen lag. Auch ein Spiegel hing darüber, den er gestern nicht gesehen hatte. Er warf einen Blick hinein und fuhr erschrocken zurück. Jetzt konnte er sich's erklären, warum der Sulzische Substitut so schnell mit ihm in's Reine gekommen war, warum Matthäus ihn hatte „menschlich machen" wollen, warum er selbst bei den Zigeunern eine geringschätzige Behandlung erfahren hatte. Nicht nur sein Gewand, er selbst sah von Grund verdorben aus; dazu hatte sein Bart in den letzten Tagen unbillige Stoppeln getrieben, welche abschreckend auf dem fast aschgrauen Grunde standen. Er sah einem Vagabunden so ähnlich, daß er sich nur wundern mußte, wie er hier so freundlich und zutraulich aufgenommen war. Eilig fuhr er mit

der Sense über das Stoppelfeld, und als nun der Boden, den es bedeckt hatte, zum Vorschein kam, sah er zwar durchfurcht und geackert, aber doch nicht ganz kahl und herbstlich aus.

Sein Gastfreund trat herein und blickte ihn wohlgefällig an. „Wer A gesagt hat," begann er, „muß auch B sagen, Herr Vetter! Ihren Kleidern sieht man wohl an, daß sie einmal recht proper gewesen sind, aber die Schwarzwälder Luft hat ihnen den Glanz genommen. Nun haben wir hier einen Schneider, einen gereisten Mann, der bei den Sachsen gewesen ist; er arbeitet für unsere jungen Rathsherren und hat neulich sogar einem Licentiaten, der unserem Gevatter Syndikus den alten Rock wenden möchte, einen Habit machen dürfen. Wie wär's, wenn Sie ihm auf mein Wort Ihr Zutrauen schenkten? Und noch eins: mich würde es freuen, wenn Sie ohne Umstände das grüne Beutelein da einstweilen von mir nehmen wollten; es ist nicht viel drin, und Sie werden auch schwerlich Geld bei uns nöthig haben, aber ich kann mir vorstellen, daß es doch immer verdrießlich ist, wenn man nichts in der Tasche hat."

Heinrich steckte erröthend die Börse ein und drückte dem wackern Manne die Hand; dann erwiderte er: wenn er sich nur nicht vor Serenissimo verbergen müßte, so könnte er über den mäßigen Kleidervorrath, den er zu Stuttgart besitze, verfügen; auch liege in seinem Schreibtisch noch eine kleine Summe Geld, statt deren er aber lieber ein Guthaben daselbst einzucassiren wünsche.

„Schreiben Sie gleich das Nöthige!" rief der Bürgermeister, „es geht durch eine sichere Hand, wo Sie gewiß sind, nicht verrathen zu werden. Eilen Sie, es hat keinen Verzug."

Er zog ihn in's Haus hinüber, wo ihnen Gretchen entgegen kam. „Soll ich jetzt den Sachsenschneider kommen lassen, Vater?" fragte sie.

„Gib dem Herrn Vetter unterdessen meinen Hochzeitrock," erwiderte er.

Die junge Frau lachte herzlich und holte das wohl=

erhaltene Ehrenkleid, um es dem jungen Manne, nachdem die Anweisungen geschrieben und vom Bürgermeister ohne weitere Erklärung abgeschickt waren, mit großer Feierlichkeit anzulegen. Dann umging sie ihn und betrachtete ihn mit neckischer Bewunderung von allen Seiten.

„Ich komme mir vor wie ein Cavalier vom Hofe Ludwigs des Vierzehnten," sagte Heinrich.

„Ja," versetzte der Bürgermeister, „so ein Stück hält länger als Eure neumodische Fetzen."

„Es hat aber auch keine Schwarzwaldreise mitgemacht!" rief Heinrich.

„Ich wünsche nur," sagte Gretchen, nach ihrem schreienden Kinde laufend, „daß Sie bald Ihren eigenen Hochzeitrock anziehen möchten."

„Und daß dessen Glanz der liebe Gott vor aller und jeder Schwarzwaldluft bewahren möge, Amen!" fügte ihr Vater hinzu.

Heinrich zuckte schmerzlich zusammen, fuhr aber mit Scherzreden fort, und als Beide ihren Geschäften nachgingen, setzte er sich zu den schnell wieder herbeigeschafften Chroniken und alten Büchern, wie ein Sohn im elterlichen Hause, der seine Ferien nicht ganz müßig verdämmern will.

Am folgenden Tag, als man eben bei Tische saß, wurde ein Pack abgegeben, der seine Kleider enthielt. Der Bürgermeister sagte lachend: „Sie werden glauben, wir hätten eine Extrapost oder gar eine Hexenpost; aber es war eine unvergleichliche Gelegenheit, die nicht alle Tage kommt. Ja, wenn's der Herzog wüßte!"

Heinrich hielt ihm ein Blatt hin, das zwischen den Schnüren des Packs gesteckt hatte. Um nicht fremde Leute über seinen Schreibtisch zu schicken, hatte er sich an einen Stuttgarter Buchhändler gewendet, bei dem er noch einen bescheidenen Posten für eine literarische Arbeit gut hatte, und dieser wies ihn an einen Collegen in Reutlingen an.

„Der Mann ist solid, Herr Vetter!" sagte der Bürgermeister, nachdem er gelesen hatte, und schickte das Blatt augenblicklich fort. Es dauerte nicht lang, so klopfte es an der

Thüre, und ein wohlconditionirter Mann mit verwogenem Antlitz schob sich herein.

„Da ist der Herr Vetter Buchdrucker selbst!“ sagte der Bürgermeister.

»Quos ego, illustrissime! Ich wollte mir das Vergnügen nicht versagen, den Saldo ipse zu behändigen,“ rief der Eintretende und zählte einen Haufen blanker Zwanziger mit dem Adler auf den Tisch.

Das Geschäft wurde schnell beendigt, während Heinrich Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen; denn er erinnerte sich, daß Schiller von den lustigen Freunden beim Anblick der löschpapiernen Exemplare seiner Räuber beständig beschuldigt worden war, er stehe im Solde der Reutlinger Presse. „Das ist kein Löschpapier!“ sagte er, auf das Geld deutend, mit muthwilliger Verbindlichkeit.

„Nein, Sie!“ war die Antwort des Verlegers, „das ist, was die Ehninger Krämer Raspesbones zu nennen pflegen. Aber, Sie! verachten Sie mir das Löschpapier nicht! Das Löschpapier, Sie! ist das Prisma vitae, die Butterbrühe des Lebens, und hat mich von der untersten Schwermuth bis auf die Polhöhe meines Daseins emporgehoben, während ich mir eine Nationalsäule verdient habe durch Befreiung des armen Publikums von seinen Blutsaugern. Sie! der Schmieder in Karlsruhe hat den Romanen des braunen Mannes eine Zueignung an den Sultan vorgedruckt, worin er seinen Nachdruck vertheidigt; der meinige vertheidigt sich selbst, denn er hat den Amazonenstrom des Lebens in die ärmste Hütte geleitet, wo die Mäuse auf der Casse pfeifen. Die Buchhändler machen sich nur um ihre Seckel Fortunati verdient; ich bin der erste, der für die Nation gearbeitet hat. Und die schönen und großen Geister Deutschlands in ihren wohlfeilen löschpapierenen Kitteln, sie sind eben doch populär geworden! Ich hab' ihnen die wahre Uniform des Genies angezogen, nach dem Spruch des Apostels von der Demuth des Lebens. Sie! wenn Sie mir einen jungen Gelehrten wüßten, so einen Mann mit des Genies gefährlichem Aetherstrahl — ich bin riskanter als Ihr Metzler, der dem guten Herrn Schiller

seine Räuber mit einer frommen Strafpredigt heimschlug. — Sie! wir zwei, nämlich Ich und das junge Genie, das ich meine, um nicht deutlicher zu signalisiren, wir könnten etwas zusammenmachen. Denn es ist mehr zu thun, als blos in der Dummheit des Lebens nachzudrucken; wenn man die Sachen zweckmäßig bearbeiten würde, die Hobelspäne des Genies wegraspeln und — Alles mit Gott, in Gott und durch Gott, à la Johann Caspar Lavater — und Moral einlegen, Schnitzbrühe des Lebens mit etwas Pfeffer dran, dann gäb's erst das wahre Manna für die Nation. Und dann bin ich kein Geldpharao, kein Mammonshornvieh: wenn der Besagte Lust hätte, sich auf den Frachtwagen des heiligen Ehestandes zu setzen, so wollt' ich ihm eine literarische Copula des Lebens anschirren, daß ihm das Herz im Leibe springen sollte wie der König David vor der Bundeslade. Ich wollt' ihm die Deichsel schmieren und die Räder salben, daß ihm's gelb vor den Augen werden sollte vor lauter Baarem und grün vor lauter Künftigem. Sie? Was meinen Sie? hm?"

Unser Freund, der nun einmal bestimmt war, verschiedene merkwürdige Anträge zu erhalten, sagte fast mit denselben Worten wie neulich, nur um Vieles heiterer, er wolle sich's bedenken, und entließ den Mäcenas mit den besten Hoffnungen.

Heinrich brach, als die Thüre sich hinter dem Abgehenden geschlossen hatte, über seinen wundersamen Styl in ein unauslöschliches Gelächter aus, und der Bürgermeister sagte: „Ich weiß auch nicht, wo er diese Ausdrücke her hat. Aber dumm ist er nicht. Er hat als Ehninger Krämer angefangen, und jetzt ist er ein Mann, den ich nicht auskaufen möchte."

„Also würden Sie mir rathen, mich mit ihm einzulassen?"

„Bei Leibe nicht, Herr Vetter! Nur keine Schriftstellerei, weder hier noch anderswo! Es ist kein rechter Beruf, und also ist auch kein Segen drin. Auch hab' ich mir sagen lassen, daß es ein Leben sei, ärger als bei Zigeunern und Kesselflickern."

Er warnte ihn auf's Dringendste, und Heinrich mußte seinem alten Freunde förmlich versprechen, daß er, etwaige

Versuche in berufsfreien Nebenstunden abgerechnet, sich niemals mit diesem unehrlichen Gewerbe abgeben wolle.

Der Syndikus trat ein, mit dem Vorschlage, den Herrn Vetter auch einmal irgend wohin zu führen. Heinrich sah voraus, was kommen würde. So gewiß er in diesen zwei Tagen schon zweimal hatte Zwiebelkuchen essen müssen, so unvermeidlich stand ihm auch wieder eine Besteigung des Kirchenthurmes bevor.

„Ja, es ist wahr!" rief der Bürgermeister, „der Herr Vetter hat unsere Kirche schon lang nicht mehr gesehen. Auf den Berg ist's ihm doch noch etwas zu weit."

Er nahm den wohlbekannten Stock mit dem Wallfisch und dem Propheten, und Heinrich ging mit den beiden alten Herren gleichsam in Procession zwischen einer Doppelreihe von Spitzenklöpplerinnen hindurch, welche rechts und links die besonnte Straße entlang eine eigenthümliche Staffage bildeten. Er lauschte andächtig den Belehrungen und Nachweisen, die ihm wieder wie vor Jahren gegeben wurden. Im Stillen jedoch bewunderte er die Rüstigkeit der Greise, welche langsam, aber unermüdet den Thurm hinanstiegen, während er selbst nur gar zu gern hie und da ausgeruht hätte. Sie waren kaum auf dem obersten der beiden unserem Freunde von früher her bekannten Umläufe angekommen, wo die Stadt eng zusammengeschlossen und etwas im Maße verjüngt zu ihren Füßen lag, da begannen die großen und kleinen metallenen Tauben, an welchen sie heraufgestiegen waren, alle mit einander ihre Flügel zu schwingen und ihre ehernen Zungen ertönen zu lassen. Es war ein herrlicher Einklang reingestimmter Glocken; die einen tönten tief und feierlich herauf, die andern mischten melodisch helle Klagen ein, die von den bebenden Klängen der tieferen Glocken getragen wurden. „Ihr Geläute hat seines Gleichen nicht!" rief Heinrich den beiden alten Herren zu, die sein Lob mit freundlichem Lächeln aufnahmen. Er konnte sich seinem Entzücken lang genug hingeben, während der Leichenzug, dem das Geläute galt, langsam die lange Straße vom oberen bis zum unteren Thor hinunterzog. Dort schimmerte zwischen Gärten und Wiesen

der Kirchhof mit seinen Kreuzen und einer alten Kapelle weh=
müthig hervor. Es war ein langer Zug von leidtragenden
Männern, die in schwarzen Mänteln dem schwarzbehangenen
Wagen folgten; zuletzt kam die gelbe Stadtkutsche mit dem
weiblichen Gefolge. Vor dem Todtenwagen ging ein Häuf=
lein Schulknaben, von ihren Lehrern umgeben, Gesangbücher
in den Händen, und als das Geläute endlich schwieg, hörte
man von fernen, aber hellen Stimmen die Melodie des uralten
Liedes:

Mitten wir im Leben sind
Von dem Tod umfangen.

Die Sonne aber schien so warm und heiter auf den
grünen Friedhof und auf den schwarzen Zug, der sich ihm
entgegenbewegte, daß unserem Freunde die Augen feucht
wurden.

Da sah er aus einem niedrigen Gebäude unweit des
Thors einen Sarg heraustragen, der eine Weile auf den
Boden gesetzt wurde. So wie aber der Leichenzug vorüber=
gegangen war, wurde der Sarg wieder aufgehoben und ge=
langte unmittelbar hinter demselben, von einigen Männern
geleitet, zu dem brüderlichen Felde.

„Das haben sie geschickt gemacht," sagte der Syndikus,
„daß der arme Tropf noch halb mit Sang und Klang zu
seiner Ruh' gekommen ist."

„Ja," erwiderte der Bürgermeister, „und ehrlich ist's
von den Fondenleuten, daß sie ihm das Geleite geben."

„War das —?"

„Der Zigeuner war's, den sie aus dem Fondenhause zu
Grabe getragen haben."

Man hatte, wie unser Freund jetzt von dem Syndikus
erfuhr, dem Erschlagenen als einem Zigeuner nicht die vollen
Ehren einer ordentlichen Bestattung erweisen mögen, zugleich
aber doch auf seine Stellung als Grenadier des Herzogs von
Württemberg die gebührende Rücksicht genommen und deß=
halb mit reichsstädtischer Feinheit den Ausweg ergriffen, seine
Beerdigung an ein zufällig eintreffendes bürgerliches Leichen=

begängniß anzuschließen. Heinrich mußte lächeln, aber zugleich gingen auch die Schauer dessen, was er erlebt hatte, noch einmal über seine Seele.

Der Bürgermeister zeigte ihm den Mordplatz, das Hüttchen und den Hof. Heinrich sah den Weg, den er in jener Nacht geflohen war, und sagte: „So nahe bin ich bei meinen Freunden gewesen und hab's nicht gewußt."

„Es widerfährt dem Menschen oft," sagte der Bürgermeister, „daß er im Dunkel wandelt."

„O, daß eine solche Greuelthat geschehen mußte!"

„Denken Sie an mich, Herr Vetter!" sagte der Syndikus, und seine Rede hatte nicht mehr das Kleinliche und Pedantische wie sonst, „denken Sie an mich, aus dem Blute dieses Todten wird ein Kräutlein erblühen, dessen das Land wohl bedürftig ist. Ruh' und Sicherheit wird es heißen. Bis jetzt haben diese gefährlichen Gesellen ihr Handwerk so getrieben, daß ihnen nicht recht beizukommen war. Was sie auf dem einen Gebiete mit Haus- oder Landfriedensbruch verschuldet hatten, war ihnen auf dem andern nicht zu beweisen, und so wußte man ungeachtet alles Verdachtes nicht, wie man mit ihnen dran war. Jetzt weiß man's. Unsere deutschen Verfassungen mögen Manches dulden, was nicht eben ist, und ich weiß, daß man das heilige römische Reich langmüthig nennt; aber das dauert nur so lang, bis Blut vergossen ist. Blut schreit um Rache gen Himmel, ein Mord empört die deutsche Natur, er ist wie ein Angriff auf die Religion, wie eine Gotteslästerung. Aber Blut hat auch, daß ich so sage, etwas Reinigendes, und dieser Erschlagene, der in seinem Leben nicht viel werth war, ist nun zu einer Art von Märtyrer geworden, dessen Blut uns das Land säubern wird und bewirken, daß man bei Tag und Nacht seine Straße sicher wandeln kann —"

„Ja, und nicht im Bett mit Angst und Seufzen auf die Morgenglocke harren muß!" fügte der Bürgermeister hinzu.

„Die Reichsstadt hat bereits ihre Steckbriefe überall hinter den Mördern hergesendet," fuhr der Syndikus fort,

„da er trotz seiner grausamen Verstümmelungen noch am Morgen lebte, so konnte er sie alle namentlich angeben."

„So zweck= und sinnlos haben sie nun gemordet!" rief Heinrich.

„Sie bedachten nicht," sagte der Bürgermeister, „daß man's ihnen bei einem Grenadier des Herzogs von Württemberg nicht so hingehen lassen würde."

„Eigentlich justizmäßig betrachtet," bemerkte der Syndikus, „haben sie keinen Mord begangen; denn hätten sie ihn ermorden wollen, so hätten sie ihn ganz todt gemacht und wahrscheinlich auch verscharrt. Sie wollten ihm einen Schabernack anthun nach ihrer Art, bei welcher sie aber weder Maß noch Ziel haben, so daß man sie nicht anders als vogelfrei erklären kann. Der schwäbische Kreis hat schon vor vielen Jahren ein Patent erlassen, wonach jedem Zigeuner, dessen man habhaft wird, sine strepitu judicii der Garaus gemacht werden soll. Bis jetzt ist dieser Verordnung wenig nachgelebt worden; ich hoffe, sie aber noch zum Reichsgesetz erhoben zu sehen, dessen Anwendung der Vernunft und Mäßigung jedes einzelnen Reichsstandes anheimgegeben werden kann; denn die Natur dieser Freileute verlangt ein scharfes Remedium. Sie haben mörderische Herzen, und mit Mord endigen sie, wenn sie auch nur damit angefangen haben, einen Schinken aus der Küche zu stehlen."

Heinrich wurde feuerroth, und der Bürgermeister sagte schnell: „Kommt, ihr Herren! Das Wetter ändert sich. Der Mägdleinsfels wird auf einmal dunkelgrau, wir bekommen Regen."

Sie verließen die Galerie, und der Syndikus, der von den Abenteuern des jungen Mannes nur oberflächliche Kunde erlangt hatte, drückte ihm im Hinabsteigen sein Bedauern über sein unglückliches Zusammentreffen mit diesen Jaunern und über den Verlust seiner Börse aus, welch' letzteres Mißgeschick, wie er jetzt sah, sehr zur Erhaltung seines moralischen Credits gedient hatte.

Die Prophezeiung des Syndikus wurde der Hauptsache nach erfüllt, und schon die nächste Zeit brachte Neuigkeiten

genug. Der Oberamtmann von Sulz, durch die Nachricht aus Reutlingen zu doppelter Thätigkeit entflammt, ordnete Streifzüge an, die sich nicht blos über den Schwarzwald, sondern bis zum Hohenstaufen hinüber erstreckten. Der Stern der Zigeuner war erblichen. Ueberläufer aus ihren eigenen Reihen boten den Verfolgern die Hand, und so wurde in wenig Tagen eine bedeutende Anzahl Männer und Weiber aufgefangen. Ihr Urtheil war nicht das summarische, das ihnen der Syndikus gerne dictirt hätte; doch wurden sie in sichere Verwahrung gebracht, und die Tage, die ihnen nicht gefielen, kamen über sie. Die Mörder aber, die ihre vermeintliche Sicherheit auf reichsstädtischem Gebiete so grausam als unsinnig mißbraucht hatten, waren nach durchschwelgter Nacht am nüchternen Morgen in die Schweiz entflohen, wo sie zufällig bei Gelegenheit einer Jagd von dem Reichsgrafen Salis von Zizers betroffen wurden, der sie, bei ungleichen Streitkräften, mit großer Entschlossenheit gefangen nahm und dem Obergericht von Graubünden übergab. Hier lagen schon die Steckbriefe, und die Frage nach dem Grenadier, womit sie empfangen wurden, machte ihren Hoffnungen auf eine nach bisheriger Weise vorübergehende Haft ein Ende. Der Oberamtmann von Sulz aber, an welchen man sich von dort gewendet hatte, zog mit seinen handfesten Reisigen nach Chur, wo man ihm die durch seine Kundschafter überwiesenen Verbrecher auslieferte und so die unglückliche Stelle in Schillers Räubern, worin Graubünden für ein Spitzbubenklima erklärt wurde, zur gerechten Genugthuung für das bündnerische Nationalgefühl Lügen strafte. Gleichwohl fanden sich Leute in Chur, selbst unter den Dienern der Obrigkeit, welche dem Zigeunerhauptmann zur Flucht verhalfen. Aber die Augenblicke seiner Freiheit waren gezählt; ein unzeitiger Schnee, der auf den hohen Alpen fiel, hinderte ihn, das Walliser oder Glarner Gebiet zu erreichen, und er wurde von den Jägern des Grafen Salis, die das Gebirge in Bärenjagdordnung nach dem einzelnen Manne durchstreiften, mit äußerster Anstrengung wieder gefangen. Aus dem Schloßgefängniß von Sargans befreite ihn weder der Paß des gelernten

Jägers Kilian Schmid, noch die mit wohlberechneter List in Anspruch genommene Strafbarkeit eines kaiserlichen Deserteurs Lagarell, die ihn unter die österreichischen Fahnen entführen sollte, noch endlich sein verzweifelter Aufruf an die Volksmassen, ihre uralt heiligen Schweizerfreiheiten zu Gunsten eines Unschuldigen zu behaupten. Als die Sulzische Mannschaft in seinen Kerker trat, entfiel ihm Muth und Rede; er ließ sich ohne Widerstand das Gesicht mit einer schwarzen Maske bedecken und wurde in Vaduz mit seinen gefangenen Brüdern wieder vereinigt, um unter großem Zuströmen des Volkes den Weg nach Sulz und von dort aus die letzte Reise anzutreten. Der Degen des erschlagenen Grenadiers aber war am Morgen nach der blutigen That, während man den Sterbenden vom Platze trug, von zwei jungen Burschen eines nahen Dorfes, wo man sein Hilfegeschrei die Nacht hindurch gehört, jedoch nicht beachtet hatte, gefunden worden und warf, nachdem sie sich darum verglichen hatten, seinem Besitzer sowie dessen Nachkommen fortwährenden Nutzen ab, indem sie ihn an den jeweiligen Hochzeitbitter als Ehrenwaffe ausliehen, in welcher Eigenschaft er bis zum Abkommen dieser Sitte diente und bei den jungen Männern des Orts an ihren hohen Ehrentagen die Runde machte.

Wir kehren zu unserem Freunde zurück. Er verlebte noch ein paar friedliche Tage im Hause des Bürgermeisters, und obgleich das einfallende Regenwetter ihn in's Zimmer sperrte, so füllte sich doch allmählig sein Gesicht, und die Furchen glätteten sich wieder. So heimisch er sich aber fühlte, so nagte doch eine innere Unruhe an ihm, denn ihm fehlte ein fester Lebensberuf, und seine ungewisse Lage blickte ihn beständig wie ein Fragezeichen an. Dieses Fragezeichen wurde immer größer und ließ ihn nicht mehr los, so daß er endlich hinging, um mit seinem väterlichen Wirth darüber zu sprechen.

„Victoria, Herr Vetter!“ rief ihm dieser entgegen, einen Brief in der Hand haltend, „ich habe gute Nachrichten für Sie.“ — Er sah ihn eine Zeit lang lächelnd an, dann fuhr er fort: „Ehe ich Ihnen aber mehr sagen kann, muß ich

Ihnen ein Geheimniß eröffnen, das über den vielen andern Dingen noch gar nicht zur Sprache gekommen ist. Begehren Sie immer noch nicht zu wissen, warum Sie Ihre Habseligkeiten so schnell erhalten haben? Sehen Sie, das ist so zugegangen: am nämlichen Tage, wo Sie so unvermuthet mein werther Gast wurden und wo unser geheimes Collegium die Mordgeschichte zu untersuchen bekam, war ein Kammerhusar des Herzogs hier, ein geborener Reutlinger, ein naher Vetter von unserem Hause und ein grundherzguter Mann. Nun müssen Sie mir's nicht für ungut nehmen, daß ich auf meine eigene Faust etwas gewagt habe. Ich hab' ihm nämlich einiges von Ihren Schicksalen anvertraut, nur so viel er zu wissen brauchte, und auf eine Art, daß es Ihnen nicht unlieb sein darf. Ich lass' mir's eben nicht nehmen, es ist immer gut, wenn man Freunde hat. Das hat auch unsere Stadt erfahren; denn der Herr Vetter Kammerhusar, der am andern Tage — Ihre Anweisungen in der Tasche und meine Aufträge in seinem guten Herzen — wieder nach Stuttgart abreiste, hat den von unserem Gericht in Sachen des herzoglichen Grenadiers bewiesenen Eifer so rühmlich geschildert, daß Seine Durchlaucht gleich den folgenden Morgen in aller Frühe einen Courier mit einem Belobungsschreiben an unsern Magistrat abzufertigen geruht haben. Der hat in seinem Felleisen auch Ihr Päckchen mitgebracht. Der Vetter Kammerhusar aber hat's nicht dabei bewenden lassen, sondern hat für Sie nach dem Wetter geforscht und schreibt mir jetzt, Sie möchten nur herzhaft kommen, Seine Durchlaucht halten sich eben in Hohenheim auf und seien gnädig gelaunt. Da lesen Sie selbst."

Heinrich nahm den Brief mit ganz eigenen Empfindungen in die Hand. Er bedachte, an wie vielerlei Fädchen das Weltgetriebe hängt, und dachte auch an die Vorfahren dieses Magistrats und dieses Kammerhusaren, welche die benachbarten Fürsten weit öfter in üble Laune versetzt als nach ihrer guten gefragt hatten. Er ließ sich aber nichts davon merken, sondern sagte, nachdem er den Brief gelesen: „Das ist eine sehr unbestimmte Nachricht. Hinter dieser

Gnadenlaune können, wie ich aus Erfahrung weiß, gar schlimme Ungewitter lauschen."

„O, er wird Sie nicht fressen, Herr Vetter!" sagte der Bürgermeister lachend. „Nehmen Sie das Herz in die Hände und gehen Sie wieder zu ihm. Ein Jeder muß tragen, was Gott ihm auferlegt. Was ist's auch weiter, wenn er Ihnen einen Verweis gibt oder Sie auf vierundzwanzig Stunden in's schwarze Loch steckt? Gewiß ist schon Mancher darin gesessen, der noch weniger auf dem Gewissen gehabt hat als Sie."

Heinrich zuckte die Achseln und meinte, das sei nicht der beste Trost.

„Aber bedenken Sie," fuhr der Bürgermeister fort, „daß er jetzund weiß, wo Sie sich aufhalten. Was ist zu machen, wenn er Sie durchaus haben will?"

„Ich werde Ihnen gewiß nicht zumuthen, daß Sie meinethalben Ihrer Stadt noch einmal einen Krieg mit Württemberg zuziehen sollen."

Der Alte lachte herzlich. „Das hat gute Ruhe," sagte er, „denn erstlich bin ich, nach dem Wechsel unserer Verfassung, nicht mehr regierender Bürgermeister, und hernach, wenn auch mein Amtsnachfolger und gesammter Magistrat und gemeine Stadt Sie in Schutz nehmen wollten, so könnten wir doch keine Belagerung mehr aushalten. Nämlich, als der Herzog vor einem Jahr einen Besuch bei uns machte, da stachen ihm unsere alten Feldschlangen so in die Augen, daß er sich dieselben zum Geschenk ausbat, und dieser Herr hat so eine Art zu bitten, daß man ihm gar nichts abschlagen kann. Womit sollten wir uns also jetzt wehren? Spaß bei Seit', thun Sie, wie ich Ihnen rathe, es gereut Sie gewiß nicht; ich mein' es ja, weiß Gott, gut mit Ihnen. Ich ginge schon dem Hohenheimer Garten zu lieb, der das achte Wunderwerk der Welt sein soll."

Verstimmt durch so manche bittere Erfahrungen, glaubte unser noch immer jugendlicher Freund, man wünsche seiner los zu werden, und gab rasch seine Einwilligung. Aber er hatte sich geirrt: denn so wie der gute Alte ihn auf dem

Wege sah, den er für den vernünftigen hielt, so wandte er im Uebrigen alle Mühe an, ihn noch länger bei sich zu behalten. Er brauchte fast im eigentlichen Sinn des Wortes Gewalt; denn er schrieb an den Kammerhusaren, sein Gast sei von den erlittenen starken Strapazen noch nicht hinlänglich hergestellt, um sich schon wieder auf die Beine zu machen; und Heinrich, der denn doch zuletzt der Ungewißheit ein Ende zu machen brannte, hatte wahre Mühe, sich aus den Banden seiner Gastfreundschaft loszureißen.

38.

> Durch Berg' und Thäler ist der Weg geleitet;
> Hier ist der Blick beschränkt, dort wieder frei.
> Und wenn der Pfad sacht in die Büsche gleitet,
> So denket nicht, daß es ein Irrthum sei.
> Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
> Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.
>
> Goethe, die Geheimnisse.

„Lebt wohl!" rief Heinrich, als ihn die gelbe Stadtkutsche, traurigen und fröhlichen, wichtigen und gleichgültigen Lebensereignissen als gemeinsames Fahrzeug dienend, zum Thor hinaustrug, „lebt wohl, ihr freundlichen Mauern, ich werd' euch so bald nicht wiedersehen. Auch ihr werdet nicht immer so still im holden mondlichen Zwielicht stehen: die Sonne, die da belebt und verzehrt, wird auch über eure Höhe rücken und den lieben Schläfern dahinter in ihre trauliche Dämmerung blitzen. Gott gebe ihnen ein sanftes Erwachen. Es kann nicht bleiben, wie es war, und daß die Zeit sich im Traume dehnt und auf- und vorwärts will, das hab' ich erst in diesen stillen Kreisen recht lebendig gefühlt."

Sein Reisekasten hatte sich allmählig aus den Feldwegen der Reichsstadt, die der Bewegung auf keine Weise huldigte,

in das Herzogthum hinübergearbeitet und schob sich auf den bessern Straßen, womit Herzog Karl seine Mitwelt beschenkte, in langen Riemen behaglich schwebend, langsam fort, so daß der Reisende Zeit genug hatte, über die Bedürfnisse der Zeit nachzusinnen. Freilich sind die Ergebnisse solchen Nachdenkens immer nur zu sehr mit dem Mangel der Unbestimmtheit behaftet, da erst der eintretende Umschwung das klare Bild dessen gibt, wohin die Zeit gestrebt hat. Indessen beruhigte er sich hierüber: ehrlich sein, sagte er zu sich, die Wahrheit über Alles begehren, bringe sie auch, was sie wolle, alle Menschen lieben und keinen fürchten, das ist die beste Richtschnur für den Einzelnen, und je mehr Einzelne sich in diesem Grundsatze zusammenfinden, desto ebener wird der Zeit das Geleise gebahnt.

Sein sorgsamer Gastfreund hatte ihn früh am Tage geweckt, und sein Abzug war in den ersten Morgenstunden bewerkstelligt worden; dennoch mußte er schon in der Hälfte Weges Mittag machen, so zögernd wurde er seinem Schicksale entgegengeführt, und als er endlich das Ziel erreichte, hatte er beinahe eine Tagreise gemacht. Er hätte es kürzer haben können, wenn er sich eines Pferdes, ja wenn er sich seiner eigenen Glieder bedient hätte; aber dem Bürgermeister war nicht zu widerstehen gewesen, der ihn auf diese sanfte und gemächliche Weise an sein Verhängniß ausliefern wollte, als hätte er den geheimen Gedanken gehabt, ihm dadurch einen eben so gelinden Empfang zu erzwingen.

Die lange, weithin in die Alpgaue herausschimmernde Façade von Hohenheim breitete sich in der Nähe aus einander, und der Reutlinger Reisewagen schlich bedachtsam gegen den Fuß der Anhöhe heran, wo Heinrich ihn verabschiedete. Er ging das Bächlein entlang im Thale fort, bis er eine schöne Allee fand, die ihn gerade den Hügel hinan zum Schlosse führte. „Was wird er mir sagen? Wie wird er mich behandeln?" dachte er und durfte nicht lang warten; denn während er den letzten Absatz erstieg, sah er schon den Mann vor sich, in dessen Händen sein Schicksal lag.

Der Herzog ritt auf einem Grauschimmel über den

Platz vor dem Schlosse. Er war heute halb in Gala und trug ein breites Ordensband über dem rothen Rock und der gelben Weste, womit das kleine dreieckige Hütchen, das luftig auf seinem Kopfe saß, einen naiven Contrast machte. Er ritt auf eine Bauhütte zu, unter welcher einige Steinmetzen arbeiteten; denn obgleich die weitläufigen Schloßgebäude im Hintergrunde, worin Fürstenpomp und Landwirthschaft einander die Palme streitig machten, von außen fertig dastanden, so war doch innen noch Vieles zu thun, und auch dem Fertigen vermochte sein ewig rastloser Baugeist keine Ruhe zu gönnen. Der Werkführer trat aus der Hütte und empfing mit entblößtem Haupte seine Befehle, während seitwärts ein Bauer unbekümmert seine Ochsen vorübertrieb.

Heinrich näherte sich langsam und war fast ganz herangekommen, bis ihn der Herzog bemerkte und ihm mit einem unbeschreiblichen Blick entgegensah. Heinrich verbeugte sich, die Augen mit einem gleichfalls vielsagenden Ausdruck zu ihm emporhebend.

„Schon gut!" sagte der Herzog. Er sann eine Weile nach, deutete dann mit dem Stöckchen, das er auch zu Pferde trug, zur Rechten nach dem Park und sagte: „Am Mercurstempel! — Schickt mir morgen den Heideloff!" setzte er gegen den Werkmeister hinzu, „ich bedarf eines geschickten Malers."

Heinrich folgte, während der Herzog nach dem Schlosse zurückritt, dem gegebenen Wink und ging zum Park, wo ein zerfallener Bogen mit alten Standbildern in den Nischen ihm manchen bedeutenden Anblick verhieß. Ein Fischerhäuschen, mit Schilf bekleidet, stand dicht daneben, und eine gerade Allee, mit Gras bewachsen und dem Anschein nach ungebraucht, lief weit zwischen den Gebüschen hin. Wo sollte er den Tempel suchen? Er wollte in der Allee fortwandeln, als ein Mann, den er sonst schon in der fürstlichen Umgebung gesehen zu haben sich erinnerte, zur Rechten aus dem Dickicht trat und ihm mit freundlichem Lächeln winkte. „Wohin?" rief er.

„Zum Tempel des Mercur."

„Folgen Sie mir!" sagte Jener und schlug den schmalen Pfad, auf dem er gekommen war, durch die Gebüsche ein. „Was macht der Herr Vetter Bürgermeister?" fragte er, indem er sich herumwandte.

Unser Pilger erkannte seinen Mann und fühlte sich gedrungen, ihm seinen Dank abzustatten; dann gingen sie unter Gesprächen weiter.

„Sie hätten keinen bessern Tag wählen können!" rief der Andere lebhaft. „Es war heut ein glänzendes Fest hier im Garten, zu Ehren Francisca's: Alt und Jung und jeder Rang und Stand brachten ihr in Versen ihre Huldigung dar. Im römischen Gefängniß lag eine große Menge von langbärtigen Gefangenen, welche freigegeben wurden; die Bauern von Plieningen hatten sich seit vielen Wochen die Bärte dazu müssen wachsen lassen. Der Herr ist sehr gnädig, ich sah ihn lang nicht in so guter Laune. Auch der Wasserfall ist losgelassen worden: man hat die sechs Seeen dort hinten seit mehreren Tagen geschwellt. Ich glaube, er läuft noch; wenn Sie keine Zeit versäumen — Ja so! Sie müssen —"

„Ich habe Befehl, am Mercurstempel zu warten."

„Kommen Sie. Der Herr wird bald da sein. Es ist ein gutes Zeichen, daß er Sie in den Garten bestellt, der nur seltenen Glückskindern aufgethan wird."

Sie traten bei den hohen Trümmern eines gothischen Gemäuers hervor, an welches sich einige schlichte Gebäude, durch ein eisernes Gitterthor unter einander verbunden, anlehnten. „Das ist das Schulhaus," sagte Heinrichs Führer, auf das verschobene, niedrige Hauptgebäude mit Flickwerk weisend.

„Wie!" rief Heinrich, „es ist ja so still und menschenleer."

„Heute ging es laut hier zu: ein Häuflein Kinder war da und sang der Herzogin ein Lied."

Er ließ ihn in die Schulstube hineinsehen, welche mit Bänken und Katheder, mit Lesetafeln, Schulgebeten und Landkarten in aller Form ausgestattet war. Dann führte er ihn an kleinen Obst-, Gras- und Küchengärten vorüber, die, an-

scheinend für den Gebrauch des Schulmeisters bestimmt, das einsame Häuschen umgaben, in das Gebüsch.

Nach einer neuen Wanderung tauchten drei Kuppeln aus dem vielverschlungenen Dickicht auf. „Dort ist der Tempel! Ich muß Sie jetzt verlassen, es wird nicht geheuer sein.“— Mit diesen Worten war er im Wäldchen verschwunden.

Heinrich ging weiter, und bald schimmerte ihm ein heiteres weißes Gebäude entgegen. Er umging es und fand vorn einen Porticus mit vier Säulen und darüber im Giebelfeld einen Mercursstab nebst andern Emblemen des Gottes. Zwei kleine niedre Flügel waren auf beiden Seiten angebaut, und auf jeder der drei Abtheilungen saß eine Kuppel. Er sah, daß er an dem bestimmten Orte sei, und näherte sich dem freundlichen Tempel; da trat ihm aus dem Innern zwischen den Säulen der wundersame Mann entgegen, der diese reizende Wildniß geschaffen hatte. Er trug ein einfaches Gewand und einen leichten Mantel darüber. „Wer seid Ihr, Fremdling, und was wollt Ihr?“ rief er zwischen den Säulen hervortretend dem Ankömmling zu, „was wollt Ihr? Ich bin der Herr dieses Gartens.“

Jener sah ihn ungewiß an, dann nahm er sich zusammen: „Ich bin ein Wanderer,“ sagte er mit einer ernsthaften Verbeugung, „ein heimathloser Wanderer, der den Frieden sucht.“

„Wohlan, Fremdling, folgt mir und seht, ob er hier zu finden ist. Hier oder nirgends ist seine Wohnung.“

Er gab ihm einen Wink; sie verließen den Tempel und gingen auf Pfaden, die sich schlängelten und kreuzten, zwischen hohen Bäumen und dicht verwachsenem Gebüsche fort. Oft schimmerten Gebäude aus dem verworrenen Grün, aber der Herr des Gartens, wie er sich genannt hatte, lenkte jedesmal seine Schritte abwärts, und das Dickicht verschlang die lockenden Erscheinungen wieder. Endlich befanden sie sich am Ufer eines langen, fischreichen Sees, mit Weiden und hohen Pappelwänden umgeben. Eine Gondel wartete ihrer; der Herr des Gartens bestieg sie und winkte dem Wanderer, ihm nachzufolgen und das Ruder zu ergreifen. Einige leichte Schläge führten sie an das jenseitige Ufer; in geringer Ent-

fernung blickte durch die Pappeln etwas, das dem vorhin gesehenen Fischerhäuschen mit seiner Schilfbekleidung glich. Sie stiegen aus, gingen am Ufer entlang und verloren sich, wo der See aufhörte, wieder in der Wildniß. Aus einem dunkeln Tannenhain in der Nähe murmelte melodisch eine Quelle. Sie durchschnitten eine breitere Allee und befanden sich, von Neuem aus dem Dickicht hervortretend, bei den Ruinen einer antiken Wasserleitung, an welche einige ländliche Gebäude, heimlich wie Schwalbennester, angelehnt waren. In schnellem Wechsel folgten nun die seltsamsten Erscheinungen: Grabmäler, Hirten= und Bauernhäuser, Ueberreste alter Mauern und Thürme, eine Moschee, ein römisches Bad mit einem offenen Tempel darüber, auf dessen Kuppel der römische Adler schwebte, während an den Unterlagen der jonischen Säulen und an den Doggen des Geländers ein mittelalterlicher Baumeister mit seiner Architektur dem Verfall aufgeholfen zu haben schien; Schweizerhäuser, eine Pyramide, jener des Cestius gleichend, gothische und römische Thürme, dazwischen Baumgruppen, Weidplätze, Tempel, Gärten, umzäunte Felder, Scheune, Haus und endlich sogar, wo sie dem sanftrauschenden Bach, der das römische Bad durchfloß, wieder begegneten, eine Mühle mit einem angebauten Lusthause.

Indem sie am Ufer des Baches den Trümmern eines großen Gebäudes entgegen gingen, brach der Herr des Gartens sein Schweigen und fragte: „Nun, was habt Ihr jetzt gesehen, Fremdling? Läßt sich's in Worten ausdrücken? Hat es sich zu faßlichen Gedanken bei Euch niedergeschlagen?"

„Einen Theil der Weltgeschichte habe ich gesehen, hoher Herr!" rief der Wanderer lebhaft, „und viele Geschlechter von Menschen sind im Geist an mir vorübergegangen. Ich stand auf den Trümmern einer römischen Stadt; die Reste der Mauer, die uns auf unsrer langen Wanderung überall begegneten, bezeugen noch ihre Ausdehnung und könnten die Gelehrten mit Erörterungen und Streitigkeiten vielfach beschäftigen. Römische Colonisten waren es, die hier zuerst sich niederließen und in so weiter Entfernung die Herrlichkeiten ihres heimischen Roms, die Pyramide des Cestius, Vesta=

und Cybele-Tempel, Neros Grab und — hier tauchen sie eben vor uns auf — die berühmten Thermen Diokletians wiederholten. Aber Bögen und Säulen sind zerfallen und haben sich tief und tiefer in den Schutt eingewühlt. Andre Geschlechter sind über die Erde gegangen; alle haben sie dieser reizenden Stelle ihre Huldigung dargebracht. Ich sah flüchtige Zeichen einer maurischen Niederlassung. Bleibender haben sich unsre deutschen Vorfahren angesiedelt und den Alterthümern der dorischen und jonischen Säulen ihre gothischen Pilaster, Thürme und Kapellen, auch diese jetzt in grauer Ehrwürdigkeit prangend, an die Seite gesetzt. Sie zeigten Sinn für die Großheit dessen, was ihnen die römischen Fremdlinge überliefert hatten, sie suchten den Zerfall aufzuhalten, und indem sie ihm Stützen und Basen von ihrem eignen Geschmack unterbauten und den römischen Kerker zu einer mittelalterlichen Burg mit Wallgraben und Zugbrücke umschufen, haben sie eine seltsame, nicht ungefällige Mischung hervorgebracht, einen phantastischen Baustyl, der keinen Vorwurf der Willkür erleidet, weil eine historische Folge der Zeiten in ihm erscheint. Diese Pietät erinnert lauter als geschriebene Zeugnisse an das ritterliche Geschlecht der Bombaste, die vordem hier gehauset haben. Auch ist mir, an die Reste eines schönen Porticus angeschmiegt, ein küchenartiges Gelaß aufgefallen, das ich ohne Mühe für das Laboratorium des magischen Meisters Paracelsus erkennen könnte."

„Es reut mich nicht," sprach der Herr des Gartens wohlgefällig lächelnd, „Euch hierher geführt zu haben. Und nun? Weiter!"

„Und nun hat ein neues Geschlecht auf diesem Boden, der schon vor Jahrtausenden den Menschen gütig war, seine kleinen, harmlosen Nester gebaut. Es sind friedliche Colonen, auf Wohnlichkeit und Nutzen vor Allem bedacht. Bruchstücke gewundener Säulen und rauhe Steine von verfallenen Kapellen haben sie, nur die Brauchbarkeit zum Maßstab nehmend, neben einander in die Wände ihrer Hütten eingemauert; sie tränken ihr Vieh aus den marmornen, kunstreich gehaue-

nen Muscheln und haben die Rümpfe alter Thürme und die Ueberreste des Kirchleins seltsam mit Stroh gedeckt, um warm darunter wohnen zu können. Das alte Rathhaus mit der wohlerhaltenen Inschrift Senatus Populusque Romanus dient ihren schlichten Magistratssitzungen, welchen die Geister jener Senatoren mit verwundertem Lächeln lauschen mögen. Doch fehlt es auch hier nicht an vereinzeltem Reichthum und Geschmack; neue Lusthäuser erheben sich neben den niedrigen Schäferhütten, und das Innere der alten Tempel ist mit Pracht und heiterer Kunst ausgestattet. Aber die Colonie selbst, die aus den rothen Backsteinen der Römermauer ihre kleinen Häuschen, malerisch von den zerfallenen Arcaden überragt, aufführte, predigt nichts als den Werth der Genügsamkeit und des ländlichen Stilllebens. Ihre Schneckenwohnungen sind nicht für die Dauer gebaut, sie machen keinen Anspruch auf die Bewunderung kommender Geschlechter; dafür sind sie auch nicht dem Hohn der Zeit bloßgestellt, den diese prunkenden Säulen erlitten haben. Hier ist Friede! sagt der Genius des Orts, Pracht und Größe zerfällt, aber einfacher Sinn, auf stilles Glück gerichtet, siegt über Zeit und Tod."

Die hellen Augen des Gebieters ruhten beifällig auf ihm, und der Pilger, dadurch ermuntert, fuhr fort: „Nur Eins vermißt man in diesem reizenden Bilde, das Leben! Diese lieblichen Weiden, diese reinlichen Hütten verlangen bevölkert zu sein, und die Ruhe der Vergangenheit wäre noch schöner hervorgehoben, wenn eine heitere Gegenwart wirklich und nicht blos zum Schein ihren belebenden Sitz hier aufgeschlagen hätte."

„Das Leben ist außerhalb," sagte der Herr des Gartens, „für die Hauptbedingung des Daseins, für die Agricultur, geschieht Alles da draußen. Aber hier soll sich kein Widerstreit eindrängen. Diese Räume beleben sich nur an hohen Festen, wo sie bestimmt sind, die heitersten und reinsten Seiten des Lebens abzuspiegeln. Das Bild des Lebens ist höher als das Leben selbst."

„So habe ich denn die vollständigste Antwort auf meine

Eintrittsfrage!" rief der Wanderer. „Willst du Frieden, so suche ihn nicht im Leben, denn es wird dich stets mit Widersprüchen verwirren. Steige vielmehr hinab in jenes dämmernde Reich, wo die Bilder des Lebens leise wie Schatten umherschweben: da ist Einheit, Ruhe, Friede!"

„Wohl!" erwiderte der Herr des Gartens, „und da Ihr nun so vorbereitet seid, so folgt mir zum Sibyllentempel, der uns zu weitern Geheimnissen führen wird."

Der Weg, der sich schon seit einiger Zeit abwärts geneigt hatte, wurde nun abschüssiger, und als sie aus dem Gebüsch hervortraten, lag ein Tempel von majestätischer Bauart vor ihnen. Er ruhte auf Felsen, welche die Höhe eines Geschosses hatten, überall von Baum und Busch umgeben. Wie aber kein Ausblick in die Ferne zu gewinnen war, so war auch kein Zugang zum Tempel zu erspähen. Doch als sie näher kamen, öffnete sich am Fuß der Felsen eine weite dunkle Grotte, die in's Heiligthum der Sibylle zu führen schien. Sie gingen hinein und wanden sich durch lange Gänge zwischen dem zerklüfteten Tuffstein in schauriger Düsterheit fort, in welche nur zuweilen durch Laub und Zweige ein dämmernder Schein des Tages fiel. Endlich führte eine Treppe aufwärts, und sie traten auf eine Plattform heraus, die lieblichste Aussicht in die abendliche Gebirgslandschaft vor Augen.

„O meine Heimath!" rief der Wandrer entzückt, „ich schaue wie aus einer fremden Welt in deine rührende Schönheit hinein."— Zu seinen Füssen gähnte ein jäher Felsenabsturz, dessen Ende nicht zu erblicken war. Als er rückwärts sah, war der Tempel verschwunden und hatte sich in das freundlichste italienische Lusthaus verwandelt.

„So ist das Leben," sagte sein hoher Führer, über seine Ueberraschung lächelnd, „den Einen bringt es durch dunkle Pfade in's Helle, mit dem Andern nimmt es den umgekehrten Weg. Noch einen Blick in die lächelnde Ferne, in die heitre Nähe, und die Scene wird wieder anders."

Sie verließen den Tempel nicht durch die Grotte, sondern stiegen über Stufen hinab, die die Natur im Fels ge-

bildet zu haben schien, und wurden alsbald wieder von dichten Baumgruppen aufgenommen. Ein altdeutsches Gnadenbild stand am Wege, und bald stießen sie auf ein kleines, einfaches Haus, mit Baumrinde bekleidet, dem ein Porticus von vier rohen Stämmen eine schlichte Würde gab. Es mußte die Wohnung des Geistlichen sein; denn dicht daneben stand die Kapelle, ein ächtes kleines Meisterwerk der deutschen Kunst, mit ihren reichen Zierrathen und Thürmchen, die schönen Spitzbogen mit farbigen Scheiben ausgefüllt.

Auf den Zacken der Felsen, welche beim Sibyllentempel begannen, waren sie bis hieher gekommen; nun aber führte ein rauher Klippenweg in vielen Krümmungen, bald an einem Ueberhang vorbei, bald durch ein drohendes Felsenthor, in die Tiefe. Auf der Seite schoß ein Waßerfall, dessen Tosen man schon eine Weile gehört hatte, aus dichtem Gebüsch hervorblinkend, über dieselben Felsen herab. Sie standen ihm gerade gegenüber, als sie, am untersten Fuß der Felsen angekommen, eine kleine Wendung machten. Die breite Waßermasse fiel, hoch oben aus einer Höhle hervorschießend, auf mächtige Steintrümmer, riß sich schäumend durch ein felsiges Bett und verlor sich dann rückwärts unter einer Felsenwand.

Der Herr des Gartens winkte, und sie traten durch eine zerrissene Oeffnung in eine große Felsengrotte, wo der braune Tuffstein viele Gewölbe bildete. Eine schauerliche Dämmerung herrschte hier, und in der Ferne hörte man das Waßer in die Tiefe rauschen. Sie gingen dem Tone nach und kamen in ein rundes, tempelartiges Gewölbe. Es schien der Nymphe geweiht; Wände und Decke waren mit Kieselsteinen mannigfaltig verziert, und im Fußboden befand sich eine große runde Oeffnung mit eisernem Geländer, wo man in die Tiefe schauen und noch einmal das wegeilende Waßer erblicken konnte.

Sie verließen den feierlichen Ort, aber auch das Tageslicht zeigte ihnen nur Gegenstände von entsprechendem Charakter. Ein eisernes Thor führte zu den Katakomben, einem finstern gewölbten Gang, wo Urnen in Nischen umherstanden. Gegenüber erhob sich, einer so melancholischen Gegend an=

gemessen, eine Karthause mit ihrer eigenen Kirche, man wußte nicht, ob unausgebaut oder im Zerfall begriffen.

Der Wanderer wurde zum Reden aufgefordert, als sie von diesem Ort des Schweigens zurückkehrten und zwischen Höhlen und Klüften wieder an dem Wasserfalle vorüberkamen. „Memento mori!“ sprach er. „Alles feiert hier den Cultus des Todes. Aber wie schön der Uebergang vom heitern Leben, das uns der Sibyllentempel zum Abschied noch einmal sehen ließ, durch das Pfarrhaus und die Kapelle zu diesen düstern Reichen! Zwischen Tod und Leben das heilige Band, das Beide zusammenhält! Wie tröstlich blickt hier von den Felsenzinnen das Kirchlein mit seinem Muttergottesbilde und dem Glöcklein und Kreuz darüber in die traurige Einsamkeit zu uns herab! Hier ist die äußerste Ruhe, der letzte Friede.“

Er schwieg, und der Herr des Gartens sagte nach einer Weile: „Ihr kommt aus dem Schooße der Natur und habt in den Gebirgen manche Scene bewundern können. Was haltet Ihr von dieser meiner Kunst?“

„Sie faßt das Bedeutende, was uns die Wirklichkeit vereinzelt sehen läßt, in Eins zusammen!“ rief der Wanderer. „Und wie herrlich ist hier das ewige Leben der Natur, dem Tode des Menschen gegenüber, dargestellt! In den Katakomben schlafen die Geschlechter, und der Mönch im Kloster drüben lebt nur im Tod und öffnet den Mund nur zum düstern Sterbegruß; aber nirgends im ganzen Garten sind Pflanzen, Gesträuche und Bäume so verschwenderisch ausgesäet, als über diese zerrissenen Felsen hier, und das Wasser mit seinem trotzigen Rauschen spottet unsres Aufhörens und stürzt sich sorglos in die Tiefe hinab, gewiß, wieder an's Licht zu kommen. Wir möchten einen Augenblick wünschen, daß in diesem Reich des Todes auch der Wasserfall verstummte; aber nein, der überwältigende Ernst der Scene würde uns zu Boden drücken, und wir getrösten uns der Fluth, die so lebendig über die Felsen —“

Er stockte und war betreten; denn der Wasserfall, als gälte es, eine Probe zu machen, begann dünner herabzu-

schießen und hörte nach wenigen Secunden auf. Nur spärliche Tropfen rannen noch an den verwaschenen Felsen herunter. Er sah auf seinen hohen Führer, der die Stirn in finstere Falten hüllte, da sein Wink, noch vor dem Ende der Täuschung hinwegzukommen, im Strom der Rede unbeachtet geblieben war. Der Wanderer, der schon wieder einen Mißtritt gethan, folgte dem Voranschreitenden, während in der Grotte noch die letzten Reste des Gewässers gurgelnd in die Tiefe stürzten.

Der Herr des Gartens ging unwillig mit raschen schweren Tritten vor ihm her, und so stiegen sie schweigend einen Felsenpfad neben dem vertrockneten Wasserfall empor. Er führte sie durch dunkles, düsteres Gebüsch zu einer Einsiedelei, arm und niedrig aus Balken aufgebaut; ein kleines Heiligthum stand neben ihr, in welchem man durch das Gitterthürchen den Todtenkopf auf dem Altare sah. Gegenüber harrte ein offenes Grab seines Bewohners und der bereitliegende flache Grabstein seiner Inschrift. Gerne hätte der Wanderer sich hier verweilt, aber der Gebieter dieser Räume schritt grollend vorüber, und er mußte ihm mit schnellen Schritten folgen.

Der Pfad ging jetzt ohne Abwechslung beständig aufwärts; aus den Gebüschen blickten wieder die Säulen und Tempel, die ihm aber jetzt, nachdem er sein Augenmaß am Gebirge geschärft hatte, zu seinem Befremden nur noch halb so groß erschienen, als vorhin. Eine Uhr schlug in der Nähe, und das kleine Maß der verronnenen Zeit erfüllte den jungen Pilger gleichfalls mit Erstaunen. Doch wie angenehm war er überrascht, als er in der dichtesten Wildniß neben einer Kohlenplatte die natürlichste Köhlerhütte fand, wie er nur jüngst in ihrer tannendunkeln Heimath eine hatte sehen können. Ein abgestorbener hohler Eichstrunk diente ihr als Stütze und Rauchfang; ein Tisch und eine Ruhebank, aus demselben rohen Material wie die Hütte, waren die einzigen Bequemlichkeiten ihres genügsamen Bewohners. Der junge Mann konnte seine Freude über den unerwarteten Anblick nicht unterdrücken, und da auf der andern Seite der Aerger über

die treulose Cascade verflogen schien, so erhielt er Erlaubniß, einzutreten. Wie erstaunt war er, als er die niedlichste Handbibliothek und eine astronomische Uhr von dem berühmten Hahn in einem artigen Cabinet erblickte! Die schön gebundenen Bücher gehörten der Gräfin oder, wie sie in Hohenheim hieß, der Herzogin, deren Lieblingsaufenthalt diese Hütte war. Hätte nur jetzt eben ihr Genius über der Scene geschwebt, wie manches Leidige und Widrige würde er vielleicht hintertrieben haben!

„Nicht wahr, das wäre so ein Winkel für einen Philosophen oder Poeten?" war die Anrede, als er vergnügt herauskam.

Der offenherzige Freund, einem plötzlichen Einfall nachgebend, über dem er sich selbst, seine eigene wankende Stellung, die Welt und alle Verhältnisse vergaß: „Fürwahr," rief er, „es wäre die glücklichste Hütte, welche Fürstengroßmuth einem bescheidenen Dichter zimmern könnte! Ich habe in diesen Schränken Autoren gesehen, deren Ansprüche auf Ruhm — bei Gott — mäßig sind; ihren Büchern wurde ein prächtiger Einband und den Verfassern ein fürstengleiches Dasein zu Theil. In diesem Augenblicke mußte ich eines jungen Mannes gedenken, den ich im Geist durch die Straßen der Hauptstadt schreiten sah, Stirn und Augen von hohen Ideen leuchtend; ach, er vergißt jeden Augenblick, daß sein Weg ihn zur strengen Parade oder zu ruhrkranken Grenadieren bringen soll. Gnädigster Herr, soll ich mehr sagen? In diesem Wundergarten ist so viel geschehen, um ein edles Bild des Lebens hervorzubringen. Und ein solcher Bildner? Gnädigster Herr, ein solcher Dichter und eine solche Hütte!"

„Stille, still von diesem ungeschornen Genie! Ich will nichts von ihm hören."

„Da er ja nichts als Bildung bedarf, wie viel würde eine kleine Reise — Wie dankbar, wie reich an Früchten würde er zurückkommen!"

„Reisen lassen! das käme mir gerathen, wahrhaftig! Soll ich ihm noch die Mittel geben, daß er alle unerzogene Phantasten vollends zu Narren macht? Ich werde dem

Pfuscher das Recept eintränken, denn ich weiß wohl, daß er an den Tollheiten einer gewissen jungen Dame mitschuldig ist, und es soll streng untersucht werden, wie sein Machwerk sich bei Hofe hat einschleichen können. Ich habe das unnatürliche Ding nun auch gelesen. Er soll's noch in der Akademie geschrieben haben; ein schönes Zeugniß für seine Lehrer und Vorgesetzten! Ich sehe, wie redlich man mir dient. Er aber, der genug für sich selbst abzubitten hat, wie kann Er die Frechheit haben, mir für Andre die Pistole auf die Brust zu setzen? Was gibt Ihm den Muth, zu glauben, daß er ungezüchtigt von hier fortkommen werde? Red' Er!"

Unser Freund war über diesen so unerwarteten Gang des gütlichsten Gespräches wie vom Himmel gefallen, aber sein Unmuth war noch größer als seine Bestürzung. Die bildliche Redensart von der Pistole erinnerte ihn, daß alle seine Fehler, wie hoch man sie ihm auch anrechnen mochte, durch eine weit größere Verschuldung auf der andern Seite mehr als getilgt seien, und gereizt entgegnete er auf die wiederholte Aufforderung zum Reden: „Mit Erdengöttern ist es unmöglich zu streiten, denn sie führen Waffen, deren wir arme Sterbliche uns nicht bedienen dürfen. Ich habe ja unlängst erfahren, daß man sich glücklich preisen muß, wenn der Blitz, der oft unversehens aus ihren Wolken fährt, uns nicht — das Hirn zerschmettert."

Der Herzog trat einen Schritt zurück. „Will Er mich constituiren?" rief er aus. „Ich sag' Ihm, Sein Aussehen war dazumal so räubermäßig, daß Er's nicht verargen kann, wenn man Ihn drei Schritte vom Leibe haben wollte. Uebrigens da Er so rechtfertig ist, so will ich Ihn doch auch ein wenig in's Verhör nehmen. Warum hat Er meine Befehle so miserabel ausgeführt?"

„Ew. Durchlaucht wissen bereits, daß ich wehrlos —"

„Seine Gefangennehmung? Still, ich will nichts davon hören! Das war eine abgekartete Komödie."

„Dann bin ich freilich schuldig."

Der Herzog sah ihm scharf in die Augen und sagte: „Das mein' ich auch, ja! Und wie hat Er die Maladresse

begehen können, mir den nächsten besten Zigeuner als Vertrauten zuzuschicken? Daß der Bursche, abgesehen davon, daß er alle Schleichwege und den Aufenthalt des Gesindels kannte, ein completer Dummkopf war, das kommt Ihm noch einigermaßen zu Gute. Wenn ich den Jungen wieder vor die Augen kriege, er gibt einen hübschen Soldaten. —" Er hatte die letzten Worte wie im Selbstgespräche hingeworfen, dann wandte er sich herum und sagte: „Nun?"

„Freund Tony hat seine Rolle nicht übel gespielt," sagte Heinrich zu sich. „Wenn meine erste Angabe keinen Glauben findet," erwiderte er laut, „so sind alle folgenden verdächtig. Was hilft mir's, wenn ich versichere, daß mir jene tumultuarische Botschaft von der äußersten, verzweifeltsten Noth abgedrungen worden ist? Daß selbst mein Leben, das ich mit Freuden hinzuwerfen bereit war, das Aergste nicht abgekauft haben würde! Ich darf voraussetzen, daß Ew. Durchlaucht hinlänglich unterrichtet sind."

Der Herzog ging schweigend durch die reizende Wildniß weiter, für welche jetzt keiner von beiden mehr ein Auge hatte. „Was ist die Ursache, daß sie meinen Grenadier ermordet haben?" frug er nach einer Weile, „es muß etwas Besonderes dahinter stecken."

„Weiberaffairen, Ew. Durchlaucht, und — der berühmte Feuersegen, den er an einen großen Herrn verkauft haben soll und dessen Früchte sie ihm mißgönnten."

Der Herzog brach in ein lustiges Gelächter aus und ging weiter. Als sie beim großen Schweizerhause aus den Gebüschen hervortraten, blieb er stehen und wandte sich mit aufgehobenem Finger, aber nicht unfreundlich, gegen den jungen Mann. „Freund Philosoph," sagte er, „jetzt nehm' Er das Herz in die Hände und bekenn' Er mir. Es liegt mir sehr viel daran, Sein Verhältniß zu dem Fräulein zu wissen. Erzähl' Er mir aufrichtig, wie weit euer Complott gegangen ist. Offenherzigkeit vermag viel über mich, daß Er's weiß!"

„Gnädigster Herr!" sagte Heinrich betreten, „ich muß mir diesen Argwohn gefallen lassen, aber, bei Gott, er ist

grausam! Ja, und wenn er Grund hätte, nie würd' ich so schmählich handeln, eine Silbe davon über meine Lippen kommen zu lassen! Aber ich kann mit gutem Gewissen mein Ehrenwort geben: zwischen dem Fräulein und mir war nie ein Complott, ich habe um diese Flucht —"

„Sein Ehrenwort! Seht nur, wie pochend! Wo hat Er denn Seine Ahnen, daß Er so mit den Sporen klirren kann?"

„Meine Ahnen, gnädigster Herr, waren einfache gediegene Ehrenleute, die in einer glücklicheren, weniger schlüpfrigen Sphäre lebten als ihr Abkömmling; aber auch dieser kann nicht ganz verächtlich sein, da er die Ehre hat, mit seinem Landesherrn über geheime Gegenstände zu sprechen, und da ihm die Ehre einer jungen Dame, mit schlechtem Glauben freilich, anvertraut worden ist."

Der Herzog biß sich auf die Lippen und machte wieder einige Schritte. Dann blieb er stehen und fragte: „Was war der Zweck dieser wahnsinnigen Aventure?"

„Ew. Durchlaucht mögen mich foltern lassen," rief Heinrich, „wenn ich einen Zweck zu nennen vermag! Es war die zweckloseste Laune, die es je in der Welt gegeben hat."

„Hält Er mich für ein Kind? Ich lass' Ihn am nächsten Baum aufknüpfen, wenn Er so schamlos mit mir zu spielen wagt."

Heinrich zuckte die Achseln und schwieg.

Der Herzog änderte seinen Ton. „Wir Fürsten," begann er, „sind von den andern Menschen durch eine Kluft abgesondert, über welche nichts hinüberreicht, als das Vertrauen und — der bewußte Blitz. Wir müssen blindlings an die Menschen glauben, weil wir nicht alle ihre Schritte prüfen können, wie ein Geschäftsfreund die Bücher des andern. Was bleibt uns übrig, wenn sich ein Mensch unsres Vertrauens unwürdig gezeigt hat? Hat er nicht zugleich gegen alle seine Mitbrüder gesündigt, weil unser Mißtrauen nur zu bald auf allen lasten wird? Bedenke Er das, mein Freund, und lege Er eine aufrichtige Beichte ab, um das Vertrauen wieder herzustellen."

Der arme Heinrich war außer Stande, das zu bekennen, was der Herzog ihm nun mit klaren Worten vorschrieb, nämlich, daß des Fräuleins Flucht und alle daraus gefolgten Abenteuer nur Früchte einer geheimen einverstandenen Leidenschaft zwischen Lehrer und Schülerin gewesen seien, und daß das Spiel in guter Ruhe so lang fortgedauert habe, bis eine gewaltigere rohere Macht dazwischen gekommen sei, worauf man ihn als heimlich verwünschten Deus ex machina, und zwar nicht ohne ihn zu compromittiren, zu Hilfe gerufen habe. Er bat, drohte, versprach, Alles, wie sich begreifen läßt, vergebens.

So waren sie unter lebhaftem Sprechen wieder auf einen freien Platz und zu einem noch nicht gesehenen Gebäude gekommen, welches, mit einem Schild versehen und an drei hohe Bögen, Ueberreste vom goldnen Hause des Nero, sich anlehnend, das Wirthshaus zur Stadt Rom hieß. Gegenüber in geringer Entfernung stand ein Portal, welches aus dem Garten auf die Landstraße führte. Einige fürstliche Bediente schienen bei der fictiven Herberge ihres Herrn zu warten. Der Herzog winkte einen von ihnen herbei und sagte ihm einige Worte in's Ohr. Dann fuhr er fort: „Zum letzten Mal eine gütliche Frage. Will Er bekennen?"

„Nein! Es ist die einzige Antwort, die ich geben kann. Mein Ehrenwort gilt nicht, und meine Rechtfertigung wird nicht angehört."

„Er will sich also reinigen?"

„Ja."

„Nur zu!" sagte der Herzog, indem er aus der Weste ein Chocoladetäfelchen nahm und ein Stück davon in den Mund steckte.

Heinrich holte aus, um eine Erzählung seiner Begebenheiten zu beginnen. — Der Herzog aber hörte ihm kaum zu, sondern rief, nachdem er ihn einige Worte hatte reden lassen: „Halt! wer war denn ein gewisser Kapuziner, der sich in jener verwünschten Nacht auf der Redoute befand?"

Unser unglücklicher Freund war wie vom Donner gerührt: an diese kleinste seiner Vergehungen hatte er schon

längst nicht mehr gedacht und war nicht im Geringsten vorbereitet, dieser so verfänglichen Frage zu begegnen. Mitten im Bewußtsein der Unschuld fand er sich auf einmal überwiesen, schuldig! Er schwieg und sah zu Boden.

„Diese Frage wäre beantwortet," sagte der Herzog. „Und wer war der Teufel, der Arm in Arm mit dem Kapuziner ging?"

Ueber diese zweite Frage, die einem ohnehin gefährdeten Freunde neues Unheil drohte, erschrack Heinrich noch weit mehr. Doch hatte sein geübtes Ohr aus dem allwissenden Tone die unsicher tastende Absicht herausgehört, und er raffte sich alsbald wieder auf. „Ich schwöre," rief er, „daß ich mich mit keiner Seele verabredet hatte, daß ich ganz allein —"

„Still!" rief der Herzog. „Schon wieder verstockt!" — Er betrachtete ihn lange Zeit. „Wenn ich mir einen solchen Menschen ansehe," sagte er endlich, „so ehrlich und so falsch, so einfältig und so gescheidt, so zwecklos und so voll Berechnung, — so weiß ich, mit dem gemeinen Mann zu reden, weiß ich nicht, wo ich ihn hinthun soll. Doch ja, ich weiß es, und das wird das Beste sein. Ich will Ihn wo hinthun, wo mein Knecht, der Sulzer, nicht hinreicht, wenn Seine edlen Kameraden auf Ihn aussagen sollten. Er ist zwar ein hartgesottener Sünder; aber in Sulz wissen sie den Katechismus besser durchzufragen als Ich, und ich muß dafür sorgen, daß Seine Dummheiten nicht in's Protokoll kommen. Ich will Ihm den rechten Frieden geben."

Er winkte seinen Trabanten. Im Augenblick sah sich Heinrich umringt und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit seiner Brieftasche beraubt. Er konnte seine Erbitterung nicht bezähmen. „In der That, gnädigster Herr," rief er aus, „größere Virtuosen sah ich auf dem Schwarzwalde nicht."

„Fort mit ihm!" rief der Herzog und wandte sich nach dem Garten zurück.

39.

> Gefangner Mann, ein armer Mann!
> Ach, habt mit mir Erbarmen!
>
> Schubart.

Rasch fuhr ein Wagen vor. Heinrich wurde einzusteigen bedeutet; ein fürstlicher Diener setzte sich zu ihm, der sorgfältig alle Oeffnungen schloß; dann rollte der Wagen im schnellsten Trabe fort. Heinrich hatte keine Lust, sich mit seinem Begleiter in ein Gespräch einzulassen; er fuhr ruhig dahin und empfand eine gewisse Zufriedenheit, daß die Lenkung seines zwecklosen unstäten Lebens nun in andre Hände gekommen war. Wie von diesen die Zügel gehandhabt werden würden, ob schlaff oder streng, kümmerte ihn in seiner gegenwärtigen Stimmung nicht.

Endlich wurde ihm die Schwüle im Wagen unerträglich; er stieß ein Fenster an seiner Seite auf, ohne zu fragen und ohne daß sein Begleiter Einsprache that. Er sah, daß sie gen Stuttgart fuhren, und konnte sich nicht erklären, was dort mit ihm vorgenommen werden sollte. Mit halsbrechender Eile ging's die Steige hinab und dem Hauptstätter Thore zu.

Es war inzwischen dunkel geworden, und das wohlbekannte Fenster im Ochsen war schon erleuchtet. Es drängte ihn, Halt zu gebieten und zu den Freunden hinaufzuspringen. Der Wagen donnerte vorbei. Ein zweiter Blick zeigte ihm beim Licht der Laterne einen Straßenwanderer, der mit stracker Haltung und schnellen Schritten an den Häusern heraufkam; es war Petersen, und dem rückkehrenden Freunde konnte es nicht verborgen sein, wohin er so unternehmend steuerte. Kaum hielt sich Heinrich, seinen Namen auszzurufen; er unterdrückte einen Seufzer und lehnte sich schweigend in den Wagen zurück.

Dieser fuhr weiter und immer weiter, und endlich zur Stadt hinaus. Der Gefangene ahnte jetzt das Schicksal, das

ihm bevorstand, und blieb still in der Ecke liegen, ohne sich weiter nach der Gegend umzusehen. Nach einer geraumen Fahrt ging es endlich in der Nacht steil bergan. Der Wagen hielt, und er mußte aussteigen. Er sah sich von Mauern und Wällen umgeben, und knarrend öffnete sich auf den herzoglichen Befehl das Thor von Hohenasperg. Er hatte den frei in der Landschaft stehenden Knirps von einem Berge mit seiner Festung schon manchmal von Weitem gesehen und nicht geträumt, daß er ihn noch so genau kennen lernen sollte; aber was ist nicht möglich im Leben! Der Commandant war schon zu Bette. Der Gefangene erfuhr jedoch aus den Unterhandlungen seines Begleiters mit der Wache, daß Alles für ihn in Bereitschaft sei; man schien also mit ziemlicher Sicherheit auf ihn gerechnet zu haben.

Jener wandte sich, um den Rückweg anzutreten; er streckte dem Arrestanten die Hand hin und wünschte ihm treuherzig gute Nacht.

Heinrich nahm den Gruß gleichgültig auf; da aber der Laternenschimmer auf ein bekanntes Gesicht fiel, so sah er dasselbe schärfer an.

„Ich glaube, Sie kennen mich noch halb und halb," sagte der Andere, „wären Sie unterwegs nicht so trutzig gewesen und hätten mich ein einzig Mal angesehen, was gilt's? wir hätten uns ganz gut zusammen unterhalten."

„Ich muß Sie schon einmal gesehen haben," versetzte Heinrich; „ich kann mich aber nicht besinnen."

„Ich bin der Kammertürke, der Sie vor einigen Jahren auf der Solitude empfing. Jetzt bin ich aber blos noch Trabant, weil — weil — Nun, es hat nichts zu sagen," setzte er flüsternd hinzu; „ein gut Gewissen geht über Alles. Aber nicht wahr? Man sagt doch mit Recht: Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber die Menschen."

„Ja, nur nicht immer auf dieselbe Weise," erwiderte der Gefangene mit bitterem Lächeln, „damals sahen Sie mich in einer glänzenderen Rolle als heute."

„O, das hab' ich schon mehr erlebt!" rief der ehrliche Mann. „Uebrigens trösten Sie sich, ich glaube, man hat's

nicht so arg mit Ihnen vor. In ein paar Wochen, denken Sie an mich, werden Sie keinen Vogel mehr zu beneiden haben. Indessen wünsche erträgliche Zeit."

Er drückte ihm die Hand und war verschwunden. So gleichgültig Heinrich anfangs sein Schicksal hingenommen hatte, so erschütterte ihn doch der Abschied des einzigen Freundes, auf den er hier hoffen konnte, und er sah mit schmerzlichen Gefühlen, wie das Thor sich hinter ihm schloß.

Nun wurde er von einer Ordonnanz mit einer Laterne über den Platz nach einem der im Viereck stehenden großen Gebäude und in ein geräumiges, an der Decke blockhausartig mit schwerfälligen Balken durchzogenes Zimmer geführt, dessen kahle, weißgetünchte Wände ihn wie die ewige Langeweile angähnten. Der Soldat zündete ihm ein Licht an und entfernte sich mit der barschen Weisung, es nicht länger als nöthig brennen zu lassen. Heinrich ersah aus diesem Tone, daß er jetzt unter militärischem Commando stand. Er löschte das Licht, setzte sich auf den Stuhl am Bett und hielt Rechnung über sein seltsames Schicksal. Kopfschüttelnd stand er wieder auf und legte sich unter das Fenster; es ging auf den Festungsplatz. Der Mond stand am Himmel, groß und voll; es war derselbe, der vor kurzer Zeit an der gräßlichen Mordthat vorübergegangen war. Er senkte sich jetzt hinter die Dächer und lächelte noch einmal auf den stillen Platz, über welchem der Athem des Friedens und der Sicherheit wehte. Nur unterbrach der einförmige Schritt und das Anrufen der Wachen von Viertelstunde zu Viertelstunde die schweigende Nacht. Dennoch kam eine innige Ruhe über das Herz des Gefangenen, es war ihm, als hätte er wieder eine Heimath, und er sehnte sich in diesem Augenblicke nicht einmal nach seiner Freiheit, die ihn in der letzten Zeit so müde gerüttelt hatte.

Doch überkam ihn nur zu bald die Erinnerung, die ihm sagte, wo er sich befand, und wenn er auch für jetzt die Ruhe willkommen hieß, so konnte er doch darüber nicht vergessen, daß es eine Ruhe des Grabes war, worin Tausende vor ihm ihre Hoffnungen, ihr Lebensglück unwillig bestattet

hatten. Er ging zu Bette und warf noch einen scheuen Blick im Zimmer umher. Wenn all' das Unglück, das hier schon gehauset hat, plötzlich Gestalt annähme; wenn diese Wände alle die Seufzer, die sie seit Jahrhunderten eingesogen, in nächtlicher Stille wieder austönten! Nein, das wäre nicht zu ertragen! Das festeste Herz müßte darüber brechen, der derbste Verstand aus den Fugen gehen. Und wenn nun gar ein Unschuldiger diese Prüfung nicht aushielte, wie müßte den Urhebern solchen Jammers, solcher Verzweiflung zu Muthe sein!

In diesem Augenblick erscholl ein Seufzer, laut und vernehmlich. Heinrich fuhr zusammen und richtete sich auf; sein Herz klopfte. Bald aber merkte er aus den Bewegungen eines im Bette sich hin und her werfenden Menschen, daß er einen Nachbar habe, von dem ihn nur eine dünne Wand zu scheiden schien.

Durch das unaufhörliche Wer da? auf's widrigste gestört, schlief unser Freund erst spät ein und erwachte mit dem Morgenlicht aus einem tiefen Schlummer und verworrenen Träumen. Es ist ein alter Glaube, daß die erste Nacht, die wir an einem neuen Aufenthaltsorte zubringen, ihre vorbedeutenden Träume habe. Schade nur, daß gerade diese es sind, die am seltensten beim Erwachen eine Erinnerung hinterlassen; es ist, als ob der Traumgeist, verschämt, sein Geheimniß verrathen zu haben, das schon halb eingeprägte Bild mißgünstig wieder von der Seele weggehaucht hätte. Ein solches Schicksal hatte unser Gefangener: er konnte sich durchaus nicht besinnen, was er geträumt, obgleich eine unbeschreiblich liebliche Empfindung davon zurückgeblieben war, die ihn immer von Neuem trieb, nach den Spuren ihres Ursprungs zu forschen. Vergebens! seine Gedanken, die er auf einen Punkt bannen wollte, schweiften in alle Weite hinaus. Aber wie erstaunt war er, als sie aus der Ferne mit einem Bilde zurückkamen, das seit gar zu langer Zeit in seiner wachenden Erinnerung versunken war! Hatte er von Lottchen geträumt? Er konnte keine Spur zusammenbringen. Oder war es ihr Andenken, das in jeder ruhigen

und gleichmäßigen Stimmung wieder in dem schwankenden, irrenden, und doch heimlich getreuen Herzen auftauchte? Aber ach, er drängte es grollend wieder zurück. Unmuthig stand er auf, trat an's Fenster und bot die Stirne den kühlenden Schwingen der Morgenluft.

Da klopfte es an der Thüre. Heinrich rief, und ein Offizier trat herein, in dessen markirtem Gesicht und strenger Haltung sich Ernst und Entschiedenheit verkündigten. Seine lebhaften Augen ruhten durchbohrend auf unsrem Freunde, der, verlegen über seinen nachlässigen Anzug, nicht wußte, wonach er zuerst greifen sollte.

„Man incommodire sich nicht, wir sind hier ganz entre nous," sagte der Andere, näher tretend. „Da sich mein Arrestant mir noch nicht vorgestellt hat, so muß ich ja wohl selber nach ihm sehen."

An diesen Worten erkannte Heinrich seinen Mann und konnte sich nicht enthalten, ihn mit neugierigen Blicken zu mustern. Es war der Commandant von Hohenasperg, der vielbesprochene Obrist Rieger. Er hatte ihn, wiewohl nur von ferne, in der Akademie gesehen, als der Herzog, nach langer Gefangenschaft und noch längerer Verbannung von seiner Unschuld überzeugt, sich mit ihm versöhnte und ihm diesen Ruheposten übertrug.

„Sie können guten Muthes sein," fuhr der merkwürdige Mann fort. „Ich habe so viel als gar keine Instruction Ihrethalben erhalten, und so dürfen Sie auf eine Behandlung rechnen, die ganz Ihrem Benehmen angemessen sein wird. Ihre Thüre ist, wie Sie bemerkt haben werden, nicht geschlossen, und wenn Sie Ihr Wort geben, nichts Eigenmächtiges vorzunehmen, so sollen Sie unbeschränkte Festungsfreiheit genießen. Sie werden diese Gnade des Herzogs zu schätzen wissen."

„Ihre Güte, Herr Commandant, weiß ich hoch zu schätzen," versetzte Heinrich; „von Seiten des Herzogs wäre mir Gerechtigkeit lieber als Gnade. Was ich auch Ungeschicktes begangen haben mag, eines Verbrechens bin ich mir nicht bewußt, und die Strafe, die ich zu erstehen hier bin,

ist mir ohne Recht und Urtel dictirt worden. Es möchte sich fragen, ob es nicht statt aller Capitulationen besser wäre, die Garantieen der Landesverfassung und der persönlichen Freiheit anzurufen."

Herr von Rieger runzelte die Stirne. „Es steht Ihnen frei," antwortete er mit einem scharfen Blick. Dann ging er ein paar Mal rasch durch das Zimmer und trat dicht vor den Gefangenen. „Mein werther junger Mann," sagte er, „Ihrer Gährung wird diese Diät zu Gute kommen. Erwarten Sie hier mit Ruhe, ob die Landschaft um Ihretwillen von Neuem Streit mit dem Herzog anfangen wird. Uebrigens kann man nicht wissen — Sie haben vielleicht bedeutende Connexionen und können die Herren für sich interessiren. Dann verspreche ich Ihnen im günstigsten Fall, daß man etwa zehn Jahre lang in Wien prozessiren wird, während welcher Zeit Sie in desto engerer Haft hier sitzen und auf den Erfolg harren können.

Er bemerkte den Eindruck, den diese Worte auf den jungen Mann machten, und fuhr etwas freundlicher fort: „Schicken Sie sich in die Zeit, und Sie werden sicherlich gelinde durchkommen. Gedenken Sie für's Erste, daß Sie ein Mensch sind und menschliche Schicksale zu ertragen haben. Es ist das gar nichts Besondres und schon ganz andern Leuten widerfahren, die ihre Ungeduld auch bei Seite gesetzt haben. Ich will nicht von mir reden, aber neben Moser werden Sie sich nicht zu stellen begehren. Ihr Schicksal ist eine Lustbarkeit gegen das seinige. Ich selbst saß zu Hohentwiel in einem Loche, daß die Phantasie erhitzter Romanenschreiber nichts Scheußlicheres auszubrüten vermag, und habe den Uebergang von Ehre und Thätigkeit zur äußersten Inaction und Schande überdauern können. Fremde Menschenfreunde haben um mich geweint; ihre Thränen sind im Sack Gottes gesammelt —"

Heinrich sah ihn bei diesen Worten betroffen an: er ahnte ein Geheimniß, das ihm sogleich klar werden sollte.

„Aber sie hätten mich nicht beweinen, sie hätten sich mit allen Engeln freuen sollen," fuhr der Commandant fort, „denn

der Arm Gottes hatte mich aus der babylonischen Gefangenschaft des Weltverderbens in die Wüste entrückt, um mich allda zu sich zu führen. Ich bekam nichts als eine kleine Bibel zur Gesellschaft. Da sagte die naseweise Vernunft: wie wird's dir gehen? bei deinem guten Gedächtniß wirst du sie bald auswendig wissen. Aber sie ist mir heute noch neu."

„Ich begreife," sagte Heinrich, „daß Ihr unverdientes hartes Schicksal Ihnen eine Sammlung verschafft hat, wozu das unruhige Welttreiben keine Gelegenheit bot."

„Ueberhaupt," fiel der lebhafte Mann ein, der in Ausdruck und Bewegung Manches von seinem Fürsten angenommen zu haben schien, „überhaupt, wer es zu was Rechtem im Erkennen und Handeln bringen soll, der wird nicht auf breiten und ebenen Wegen dazu geführt. Wenn Gott etwas der Art mit Ihnen vorhat, so gratulire ich zur Gefangenschaft und wünsche, daß sie nicht allzu kurz dauern möge."

Unser Freund dankte lächelnd für den wohlgemeinten Wunsch, und der Oberst sagte: „Da wollen wir nun gleich berathen, womit Sie sich beschäftigen sollen, um diese unerwartete Muße nützlich und angenehm auszufüllen."

Heinrich sprach von seinen Büchern, die er kommen lassen wollte, aber der Commandant fiel ihm ungeduldig in's Wort: „Ich denke," sagte er, „da der Arm Ihres Führers in diesen Tagen so sichtbar geworden ist, so thäten Sie besser, auch einmal ein paar Wochen lang Ihm allein die Honneurs zu machen und sich mit geistlichen Dingen zu beschäftigen. Sie sind ja ein Gelehrter — nicht? Nun, da haben wir vielleicht interessante Studien für Sie. Doch wir wollen zuvor mit Freund Hahn darüber conferiren, der dieser Tage von seinem Kornwestheim zum Besuch heraufkommen wird. Den empfehl' ich Ihnen als Seelenrath. Vielleicht läßt er sich bewegen, Ihnen eine geistliche Diät vorzuschreiben, wie unserem Schubart, den wir durch dieses Rüstzeug Gottes auch so ziemlich zurechtgebracht haben."

„Schubart!" rief Heinrich lebhaft, „wie konnt' ich ihn so vergessen! Er ist hier! Er ist noch hier?"

„Und nicht allzu weit von Ihnen," versetzte der Commandant lächelnd, „Sie werden ihn noch zu sehen bekommen, in den Stunden, wo er auf dem Walle spazieren gehen darf — oder essen Sie heute eine Suppe mit mir, und ich will ihn dazu einladen."

Heinrich nahm das Erbieten dankbar an und fragte, wie es dem armen Manne gehe.

„Es geht ihm jetzt leidlich," erwiderte Rieger, „er ist aus der engen Haft befreit, wohnt wie Sie, speist oft bei mir, wenn Fremde zugegen sind, und wäre vielleicht schon frei, wenn er seine Ungeduld bezähmen könnte. Aber wenn er durch ein ruhiges Benehmen, durch ein artiges poetisches Compliment den Herrn günstig gestimmt hat, so löscht er diesen Eindruck bald wieder durch unartige Reden aus, und das wird alles hinterbracht. Wenn ich's verschweige, so verrathen's Andere, um mich in Verlegenheit zu bringen."

„Welch' eine saure Pflicht!" rief Heinrich aus.

„Die Fürsten," sagte der Oberst ruhig, „sind von Gott eingesetzt, und was sie uns befehlen, das müssen wir thun; wir selbst sind nicht dafür verantwortlich."

Er entfernte sich, indem er die Einladung wiederholte und ihn ermahnte, über die Winke, die er ihm gegeben habe, nachzudenken.

Heinrich dachte aber nicht über diese Winke nach, sondern über den seltsamen Charakter, der sich da vor ihm enthüllt hatte, und mit dem er nicht fertig zu werden wußte, als auf einmal eine Stimme vom Ofen her rief: „Herr Nachbar, auf ein Wort!"

Heinrich war betroffen. „Wer ist da?" rief er, auf den Ofen zugehend.

„Kennen Sie mich denn nicht? Ich habe einen Theil Ihrer Unterredung gehört und Sie gleich wieder erkannt."

„Schubart!" rief Heinrich. „Sind Sie es oder nicht?"

„Freilich bin ich's!"

„Sie also waren das seufzende Gespenst, das mich vergangene Nacht erschreckt hat?"

„Hab' ich geseufzt, ich Mann des Jammers, so hat der Schlaf mein gepreßtes Herz verrathen. Legen Sie sich platt auf den Boden, da, wo Sie stehen, dann werden Sie unten eine Oeffnung in der Wand finden, durch die wir uns unterreden können."

Heinrich war ihm zu Willen, obgleich die Lage, die er annehmen mußte, höchst unbequem war, und rief: „So erinnern Sie sich denn noch des jungen Abenteurers, der Ihnen damals gewiß in einem sehr zweideutigen Licht erschienen ist?"

„Ich gestehe," war die Antwort, „daß ich nicht abgeneigt war, Sie für einen Adjutanten des Ischarioth zu halten, aber — nehmen Sie mir meine Offenherzigkeit nicht übel — ich hatte nachher so viel Veranlassung, mich mit mir selbst zu beschäftigen, daß ich erst diesen Morgen wieder an Sie erinnert worden bin. Auch Sie werden nicht allzu viel an mich gedacht haben. Wo sind Sie denn inzwischen herumgekommen? Ihre Nachbarschaft beweist mir, daß wenigstens kein Tyrannenscherge aus Ihnen geworden ist."

Unserem Freunde gereichte es zur großen Erleichterung, dem mißhandelten Manne seine Unschuld an jenem Verrath auseinanderzusetzen. „Fast," sagte er, „möchte ich diese meine Gefangenschaft segnen, die mir vergönnt, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen."

„Lassen Sie sich's nicht leid sein," versetzte Schubart, „mir ein paar Wochen Gesellschaft zu leisten; es ist ein Gottesdienst, einen Unglücklichen zu trösten. Ihre Lage ist wohl beschwerlich? Ich hör' es an Ihren Bewegungen. Ihr Vorgänger, Herr von Scheidlin, hat sich trefflich daran gewöhnt, er hat in dieser Stellung meine ganze Lebensgeschichte geschrieben, die ich ihm, da man mir die Schreibmaterialien weggenommen hatte, in die Feder dictiren mußte."

„Dozu hätt' ich mich," sagte Heinrich, „so bereitwillig hergegeben wie damals in Ulm zum Memento mori. Wollten Sie mir nicht eine kleine Nachlese gönnen?"

„Das Manuscript," erwiderte der Dichter, „ist heimlich fortgeschafft worden und wird hoffentlich bald unter die Presse kommen. Indessen will ich Ihnen gerne, wenn Sie sich dann

und wann zu der Ofenlücke bequemen wollen, einen Vorschmack davon geben."

„Fürchten Sie von der Veröffentlichung des Buches keine übeln Folgen?" fragte sein Leidensgenosse. „Der Herzog wird eben nicht die glänzendste Rolle darin spielen."

„Der Herzog macht sich nicht viel aus Gedrucktem," war die Antwort, „und wenn man ihn nicht geradezu schimpft und gewisse reizbare Seiten schont, so kann man sich im Uebrigen ziemlich gehen lassen. Man muß gestehen, in diesem Punkt ist er liberal."

Heinrich erinnerte sich, daß auch Moser seine Lebensbeschreibung in Stuttgart herausgeben durfte, und sagte: „Es ist wahr, in solchen Dingen ist mit dem Herzog selbst oft besser auszukommen als mit den Gewaltigen, die ihm untergeben sind."

„Ja freilich!" rief Schubart, „je kleiner ein Tyrann ist, desto schlimmer ist er, weil er sich mit dem Abhub der Macht begnügen muß. — Im Vertrauen gesagt — ich will von unserem Commandanten nicht übel reden, er hat seine guten Seiten — aber seien Sie nicht ganz gleichgültig gegen seine Grillen. Ich habe vorhin bemerkt, daß er bereits an Ihrer Bekehrung zu arbeiten angefangen hat; wenn Sie ihn einigen Succeß verspüren lassen, so wird das sehr zur Erleichterung Ihrer Lage dienen. Er ist noch ganz der alte Werber, nur daß er jetzt Rekruten für die himmlischen Heerschaaren zusammenzutreiben sucht."

Heinrich lachte. „Es würde mir schwer fallen," sagte er, „mich zur Heuchelei zu entschließen."

„Braucht's denn Heuchelei?" rief der Dichter mit kläglichem Tone. „Ich meine ja nur, daß man das Herz dann und wann ein wenig in des Herrn von Riegers Montur kleiden solle. Denn daß dieses Herz von Grund aus verderbt und der Gnade bedürftig ist, das werden Sie so gut einsehen, wie ich, oder werden es noch einsehen lernen." — Mit diesen Worten gerieth er in eine solche geistliche Salbung, daß Heinrich lange Zeit ungewiß war, ob er ihm nicht eine lustige Kapuzinade zu vernehmen gebe, womit der fromme

Oberst persifflirt werden sollte, bis er endlich den Dichter weinen und schluchzen hörte.

„Ihr Unglück," sagte er mild, „hat diese Stimmung, die ich begreifen kann, in Ihnen erzeugt."

„Warten Sie nur ab," rief Schubart, „was das Unglück bei Ihnen erzeugen wird. Ich saß in meinem anfänglichen finsteren Loche, von Gott und Menschen verlassen, wie der Mensch im Gefängniß der Sünde sitzt. Mein Herz war verdorrt, mein Auge vertrocknet; ich war wie eine Wolke, die kein Wasser gibt. Da schickte mir der Herr, dessen Barmherzigkeit nimmer von uns weicht, seinen Propheten, den Mann mit der Lichtgeberde, der wie ein Stern in mein Dunkel schien, seinen Hahn, dessen Morgenstimme mich aus der dumpfen Nacht erweckte. O das ist ein Mann! Ich weiß nicht, was ich geworden wäre ohne ihn. Ein tiefer Geist, der mit dem Feuereifer und der Geduld eines Apostels dem Unglauben und Irrthum entgegenkämpft. Der hat keine Montur, der wandelt in einem hochzeitlichen Kleide. Freuen Sie sich darauf, seine Bekanntschaft zu machen! Er wird Sie gewaltig ergreifen und mit Ihnen ringen, denn er ist seiner Sache so gewiß, daß ihm Niemand widerstehen kann."

Der begeisterte Dichter hätte noch lange fortgesprochen, aber sein Zuhörer sprang unwillig vom Boden auf, entschuldigte sich mit der ungewohnten Lage, die er nicht länger aushalten könne, kleidete sich hastig an und verließ das Zimmer.

40.

> Wohlan,
> Es eifre Jeder seiner unbestochnen
> Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
> Es strebe von euch Jeder um die Wette,
> Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
> Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
> Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
> Mit innigster Ergebenheit in Gott
> Zu Hilf'!
>
> Lessing, Nathan der Weise.

„Wo bin ich hingerathen!" rief er zornig, indem er auf den die Rückseite der Festungsgebäude umschließenden Wall hinausging; „in welches Tollhaus zudringlicher Proselytenmacherei! Ich sehe sie schon auf mich einstürmen, enger und enger, leis' und heftig, zärtlich und ergrimmt. Säß' ich doch lieber im tiefsten Loche und hätte die Freiheit, meinem Zuchtmeister auf sein Brummen die Antwort schuldig zu bleiben! Das fehlte mir noch, ein Pietist zu werden!" — Er mußte laut lachen und sagte zu sich: „Nun, nun, sei nicht gar zu ungeduldig, es sieht ja sonst aus, als fürchtest du, sie möchten dich unterkriegen. Das hat nun zwar keine Gefahr, aber verdrießliche Auftritte wird's geben. — Wie, und darüber beklagst du dich? Solltest du nicht froh sein, daß in das einförmige Leben, zu dem du verdammt bist, einige Spannung und Lebhaftigkeit zu kommen droht? Nur ruhig, Herz! Sie werden dich warm halten. Wenn sie dir eine Komödie vorspielen, die du nicht bestellt hast, kannst du dich nicht mit um so besserem Gewissen daran belustigen?"

Nach diesen Worten ging er beruhigt längs des Walles im Kreis umher und sah in die Landschaft hinaus. Die milde Luft und der warme Sonnenschein erheiterten sein Gemüth, und er gestand sich endlich, daß es doch immer besser sei, in die Hände dieser wunderlichen Christen zu gerathen, als mit Hannikel und seinen Gesellen umherzuziehen.

Der Wall bot ihm eine weite Aussicht in die Gegend.

Wie Mancher mochte hier schon in die Freiheit hinausgeseufzt haben, die sich rings um diesen qualvoll schön gelegenen Berg so weit, so lockend ausbreitete, als wäre es eine ausgesuchte Erfindung der Tyrannei, ihre Opfer auf länderbeherrschenden Höhen, ewig den Anblick des Entbehrten vor dem Auge, einzuschließen. „Wie schön," seufzte er, „wie rein hast du Alles gemacht! Und wie elend pfuschen dir deine Menschen in dein Werk!"

Wohin das Auge reichte, traf es auf blühende Bäume, die in tausend Farben die Herrlichkeit der Schöpfung priesen und ihren begeisterten Athem mit jedem Lüftchen durch die Lande schickten. Rauch stieg aus den Dörfern auf; die Felder belebten sich mit Menschen. In den Lüften aber wirbelten die Lerchen, von fröhlichem Wahnsinn ergriffen, ihre unversiegbare Glückseligkeit aus und stiegen, mit jedem Ton an irdischem Gewicht verlierend, immer höher in den blauen Himmel empor. „Wer auch so grundlos vergnügt sein könnte!" klagte der Gefangene. „Mir ist, wo ich sein mag, ein verarmtes Dasein beschieden, und dieses einsame Herz, wenn es an vergangene Freuden und Leiden zurückdenkt, hat nur Irrthümer aus der Lebenschronik zu streichen. Auch Laura! Hinab, schönes Gestirn! Dein Glanz war Schein, bewegtem, trügerischem Dunst entflossen, der kernlos erblaßt und nicht heimisch wird in den Kreisen fester Himmelskörper. Lebe wohl, schönes Licht! Auch du warst nur ein Nebelstern."

Die Glocke erinnerte ihn, er fragte sich bei den Schildwachen zurecht und ging nach der vom Wall in den Commandantenbau führenden Thüre. Auf dem Wege traf er eine Erscheinung, die ihm sonderbar in die Augen fiel. Ein Mann in einem altväterischen schwarzen Rocke lehnte an der Wallbrüstung, der Landschaft den Rücken kehrend und mit seinem Stock Figuren in den Sand zeichnend. Heinrich erkannte mathematische Linien und wollte ihn eben anreden, als der Andere, der nachdenkend sein Kommen nicht gehört hatte, durch die nahen Tritte erschreckt, leicht zusammenfuhr; ein rascher Blick fiel auf den Begegnenden, als wollte er ihm die Störung vorwerfen, dann wandte er sich und ging, ohne

zu grüßen, auf die Seite. Seine Zeichnung hatte er schnell mit dem Stock verwischt.

„Was soll ich hier nicht Alles für Bekanntschaften machen!" sagte unser Freund zu sich. „Ist das vielleicht ein Pythagoras oder Galilei, den der Herzog wegen abweichender Theorieen auf den Asperg gesetzt hat, um ihn zum rechten System zurückzubringen? Fürwahr ein pädagogischer Coup, den man ihm schon zutrauen könnte."

Er fand bei Frau von Rieger eine sehr artige Aufnahme. Aber wie verwundert war er über Schubart's Aussehen, der ihm mit einem Freudenruf entgegentrat. Er war aufgedunsen, dick, schwerfällig, und eine Bleifarbe in seinem Gesichte zeugte von den Folgen der Einkerkerung. Auf seinen Geist schien diese weniger gewirkt zu haben; in seiner Unterhaltung mit der Dame war viel von seiner alten Liebenswürdigkeit und Laune, aber bald mußte unser Freund eine Beimischung von Submission entdecken, die ihn wenig erbaute. Ach, er wußte nicht, daß man ihn ankommen ließ, wenn man sich an seinen Talenten ergötzen wollte, und daß er im Uebrigen der arme Geächtete blieb, den man nach Gefallen bald so, bald anders behandelte.

Der Commandant kam jetzt mit jenem Fremden herzu, den er seinem neuen Gast als den Pfarrer Hahn vorstellte. Derselbe begrüßte ihn mit gewinnender Einfachheit und sah ihn jetzt weit freundlicher an als zuvor. Dieser Blick aus tiefliegenden Augen, die sich unter einer gewölbten, mit schwarzem rundem Haar natürlich umlockten Stirne bargen, hatte etwas eigenthümlich Herzliches, und Heinrich wollte ihn eben so freundlich erwidern, als der Commandant der Vorstellung einen Wink beifügte, der unsres Freundes Bitterkeit in so hohem Grad erregte, daß sein Gegengruß etwas geharnischt ausfiel: er wünschte bildsam genug zu sein, sagte er mit trotzigem Ton, um von dieser Bekanntschaft den gehörigen Nutzen ziehen zu können. Der Pfarrer sah ihn aus seinen durchdringenden Augen mit einer wehmüthigen Freundlichkeit an, als wollte er sagen: „Was hab' ich denn gethan oder gesprochen, das dich herausfordern könnte?" Heinrich entzog

ihm sein Auge; doch hatte er diesen Blick, obgleich er ihn nicht Wurzel bei sich schlagen ließ, in der Seele empfunden.

Man setzte sich zu Tische, und die Unterhaltung, die besonders von dem Commandanten lebhaft und bei allem Ernst nicht ohne Scharfsinn und Laune geführt wurde, drehte sich um verschiedene Gegenstände. Heinrich, der nicht wußte, wie weit die Gesellschaft von seinen Umständen unterrichtet war, beobachtete eine scheue Zurückhaltung. Der arme Schubart gab von Zeit zu Zeit pflichtmäßig ein Bonmot zum Besten.

Es wurde von Reisen gesprochen, und Herr von Rieger erzählte mit vieler Selbstgefälligkeit von seinem Aufenthalt bei dem Prinzen Louis, dem Bruder und künftigen Thronfolger des Herzogs. Dieser Herr pflegte den Männern, welche unter dem raschen Scepter seines Bruders gelitten hatten, auffallend mit seiner Gunst entgegenzukommen, und bei ihm hatte der Oberst die meiste Zeit nach seiner Befreiung von Hohentwiel zugebracht.

Er trank die Gesundheit des Herzogs und dann des Prinzen, wobei die Gesellschaft, durch sein Beispiel und noch mehr durch einen befehlenden Blick aufgefordert, sich erhob. — „Ich glaube, Sie zählen mir die Schlücke nach, die ich nehme," wandte er sich plötzlich, nachdem er das Glas abgesetzt hatte, an seinen jüngeren Arrestanten.

Diese Frage, die gewiß geeignet war, einen Gast in peinliche Verlegenheit zu bringen, traf unsern Freund wohl vorbereitet; denn Schubart hatte ihn vorhin, in der Abwesenheit der Frau von Rieger, von dem Lieblingsthema des Obersten unterrichtet. „Ich bitte sehr um Verzeihung," antwortete er dem frommen Manne mit der Schlauheit der Kinder dieser Welt, „ich habe sie nicht nachgezählt, aber es schien mir, Sie beobachten diese Regelmäßigkeit."

„Sie haben ganz recht gesehen!" rief der Oberst sehr vergnügt: „ich habe meine Schlücke gezählt und pflege dies allemal zu thun. Fünfe! Keinen mehr und keinen weniger. Sie müssen wissen, daß Fünf meine Leibzahl ist und eine

große Bedeutung in meiner Lebensgeschichte hat. Es war an einem fünften December, daß mich Serenissimus aus eigener Bewegung zum Major und geheimen Kriegsrath machten, mich von einer Ehrenstelle zur andern erhoben und mit Gnade, Vertrauen, Ehre und Wohlthaten überhäuften, die ich in unauslöschlicher Dankbarkeit behalten werde. Zehn Jahre später, wieder am fünften December, wurde ich in das Gefängniß der Einmaurung niedergelegt, wo ich Gott kennen lernte. Fünf Jahre darnach, abermals am fünften December, hatte ich die Ehre, mit dem besten Kurfürsten des Reichs, Nota bene nicht auf dem Lande, sondern in seiner Residenz zu Mainz, an seiner kurfürstlichen Tafel mit meinem lieben Prinzen zu speisen, wo der Herr den Kothstäubigen neben seine Fürsten gesetzt hat."

Er erzählte hierauf ein Langes und Breites von jener Mahlzeit, während Heinrich im Stillen seine Glossen machte. Der Pfarrer von Kornwestheim schwieg und sah vor sich hin. Schubart, als er zu Worte kommen konnte, sprach von merkwürdigen Führungen, wie sie sich selbst im Zusammentreffen einzelner Umstände, besonders gewisser Zahlen gezeigt, und führte Beispiele aus seinem eigenen Leben an. Zufällig kam er in seiner Auseinandersetzung auch auf die prophetischen Zahlen der Bibel zu sprechen, und der Commandant ergriff dieses Stichwort mit vollem Eifer.

„Ja, das war's," rief er, „wovon ich schon längst reden wollte. Haben Sie," wandte er sich zu Heinrich, „haben Sie die Offenbarung Johannis schon studirt?"

„Nein," sagte dieser lächelnd, „ich muß das für einen ehemaligen Theologen demüthigende Geständniß ablegen, daß ich mich nie in diese Räthsel eingelassen habe."

„Was meinen Sie, Herr Pfarrer? Wäre das nicht das geeignetste Studium für unsern Freund? Ich habe gestern mit ihm nachgedacht, womit er sich in seiner Muße beschäftigen sollte."

Der Pfarrer versetzte bescheiden, es sei das allerdings eine sehr würdige und den Geist tief ausfüllende Beschäftigung; indessen möchte er einem Gelehrten den Gegenstand

seiner Studien nicht vorschreiben, sondern denselben ganz seinem eigenen Geschmack überlassen.

Diese Mäßigung hob ihn einige Stufen höher in dem Herzen des Gefangenen, der sich zusammennahm und erklärte, in seiner jetzigen Muße sei ihm die Beschäftigung mit den Hieroglyphen der Apokalypse, in die er bis jetzt nur dann und wann einen neugierigen Blick geworfen, ganz interessant und willkommen, um so mehr, als ihn seine hoffentlich baldige Befreiung doch wieder auf lang, wo nicht für immer denselben entführen werde.

Der Commandant nahm diese Erklärung wohl auf und versprach, ihm gleich die nöthigen Bücher zu verschaffen; doch setzte er mit einem ernsten Blick hinzu: „Sie werden diesen weltlichen Ton, womit Sie von den höchsten Dingen reden, bald genug aufgeben, wenn Sie tiefer in die Geheimnisse Gottes geschaut haben."

Der Pfarrer sah ihn freundlich an und fragte, ob ihm Bengels apokalyptische Werke denn ganz unbekannt seien; auf der Universität freilich, setzte er hinzu, seien sie ganz und gar verpönt.

Heinrich gestand freimüthig, daß er sich nie damit abgegeben habe; ob er übrigens bei der herrschenden Theologie Nahrung gefunden, könne man am Besten daraus abnehmen, daß er ihrer Kost entlaufen sei.

Die schönen Augen des Pfarrers schlossen sich bei diesen Worten auf eine eigenthümliche Art, und seine Miene drückte Beifall aus. „Ich will Ihnen nicht zureden," sagte er, „Ihre Zeit auf die Schriften dieses verachteten Mannes zu wenden; aber Sie mögen ihm nun zustimmen oder nicht, bereuen werden Sie in keinem Falle, ihn gelesen zu haben. Mehr will ich nicht vorhersagen."

„Die Offenbarung," nahm Rieger das Wort, „ist für Einen, der noch keine deutlichen Blicke in's Reich Gottes gethan hat, der beste Anfang, und das ganze System, wie es sich ordnungsmäßig durch die heilige Schrift hindurchzieht, läßt sich geschickt daran anknüpfen." — Er begann nun, dieses System von Erschaffung der Welt bis zum neuen Jerusalem

auszuführen, und zeigte dabei eine unglaubliche, aber trockene Kenntniß der einzelnen Bibelstellen. Unser Freund vernahm aus dieser Unterredung die pietistische Lehre im Zusammenhang, er erfuhr, daß die Arbeit des göttlichen Geistes im Christenthum, von partikularen Anfängen ausgehend, nach und nach die ganze Welt durchdringen und, das Weltliche aufzehrend, in einem wirklichen Königreich Christi ihre volle Darstellung haben werde; eine Lehre, welche in gewissem Sinne, wenn er sie nicht wörtlich, sondern symbolisch nehmen durfte, seiner eigenen Geistesrichtung entsprach. Er sah wohl, daß es sich diesen Männern gegenüber hauptsächlich um die Frage handle: Was ist weltlich, und was ist christlich? Gegen dasjenige weltliche Element, womit diese Sekte am meisten zu kämpfen hatte, konnte er leicht ihre Partei halten, denn es war ihm und seinen Geistesgenossen eben so zuwider: dieser Feind war der seiner selbst und seiner Verwandtschaft mit allem Höheren vergessene Geist, der Geist des geringen und vornehmen Pöbels in Staat, Kirche und Gesellschaft, der nicht blos den Christen, sondern auch den Künstler, den Denker, den Freund der Menschheit an's Kreuz schlägt. Aber er fand, daß ihnen noch gar Vieles weltlich und widerchristlich hieß, was mit jenen abgefallenen Elementen keine Gemeinschaft hatte und ihnen nur darum feindselig schien, weil es sein Licht nicht an ihrer Lampe anzündete. „Ich kann es nicht ändern," sagte er zu sich, „daß meine Richtung einen weitern Bogen beschreibt, als die ihrige; aber wo wir einverstanden sein können, da will ich mich bereit und zuvorkommend beweisen."

Die Reden von den letzten Dingen und der Weltherrschaft Christi, da sie einmal angeregt waren, strömten lebhaft fort, und Schubart theilte den Plan zu einem großartigen Gedicht mit, welches die Wiederkehr des ersten aller aufrührerischen Geister schildern sollte. Satan, war der Inhalt, verharrt, nachdem Alles sich zu Gott gewendet hat, noch ein Jahrtausend einsam in der Oede, die er mit seinem Trotz und Elend bevölkert, bis auch ihm der stolze Muth endlich gebrochen ist; er erscheint bereuend vor dem Throne des

Ewigen, empfängt Gnade, und alle Himmel feiern seine Versöhnung.

Heinrich erklärte diese Idee für höchst anziehend und zweifelte nur an der Möglichkeit der poetischen Ausführung. „Leichter," sagte er, „würde es sein, das Princip des Bösen als den Sauerteig der Weltgeschichte darzustellen, der ein blindes und darum geduldetes Werkzeug in den Händen des allgebietenden Geistes ist. Bei einem solchen Gemälde wäre sogar der Humor erlaubt, als ein treffliches Ferment für dichterische Gestaltung."

Der Commandant widersetzte sich mit großer Heftigkeit der von Schubart beabsichtigten Begnadigung des Teufels und rief den Pfarrer zu Hilfe, der jedoch nicht undeutlich merken ließ, daß er unter der „Wiederbringung aller Dinge" auch etwas Aehnliches verstehe. Der humoristische Vorschlag unsres Helden war im Feuer des Gesprächs daneben gefallen, und zwar zu seinem größten Glücke; denn er wäre zweifelsohne mit der Rotte Korah und ähnlichem Gelichter zu Einem Schicksal verdammt worden. Schubart aber wurde mit dem ganzen überlegenen Gewicht eines Kerkermeisters zurechtgewiesen, und Rieger verhielt sich gegen diese Teufelsfreundschaft, wie er's nannte, ganz als Soldat, der keinen Frieden mit dem Erb- und Nationalfeind gestattet. Ueberhaupt hatte seine Frömmigkeit durchaus die Färbung seines Standes, und man sah ihm an, er würde sich am seligsten fühlen, wenn er die gesammte Glaubensarmee in Reih' und Glied beisammen hätte, in feierlicher Parade vor den höchsten Personen das Gewehr präsentirend, von welchem Glanze dann auch wieder, wie sich von selbst versteht, auf die einzelnen Glieder des Corps, und besonders auf die Chargen, ein Strahl zurückgefallen wäre. Heinrich dachte dabei an den Herzog, der, wie bekannt war, von seinen Unterthanen den Respekt vor den Schildwachen deßhalb verlangte, weil eine solche die Person des höchsten Landesherrn selbst vorstelle.

Und kaum hatte er dies gedacht, als der Commandant einen neuen Zug militärischer Pedanterie zum Besten gab. Es schien, er wollte eine Unterlassung rügen, denn er wandte

sich mit der Bemerkung an ihn, daß es sich eigentlich für einen wahren Christen gebühre, bei Nennung des göttlichen Sohnes eine Verbeugung zu machen oder, wenn dies im Freien geschehe, den Hut abzuziehen. „Denn," sagte er, „die Schrift gebeut, daß in seinem Namen sich beugen sollen und so weiter."

„Ich kann damit ganz einverstanden sein," versetzte Heinrich, über das abgebrochene Citat lächelnd: „doch bin ich überzeugt, daß es eine innerliche Ehrfurcht gibt, welche jede äußere Respektsbezeugung übertrifft, und ich möchte die bescheidene Frage aufwerfen, ob man nicht dem Göttlichen nur eine halbe Ehre anthue mit Salutationen, wie sie auch Menschen genießen."

Der Pfarrer hatte wieder die Augen geschlossen, zum Zeichen, daß diese Meinung ganz nach seinem Herzen sei. Er nahm freundlich das Wort und sagte, es stehe auch in der Schrift, daß man den Sohn ehren solle wie den Vater, und doch nehme vor diesem nach den bestehenden Kirchengebräuchen Niemand den Hut ab. Dies beweise, daß Ehrenbezeugungen solcher Art blose Gewohnheitssache seien, bei welcher man Gefahr laufe, die wahre Ehrfurcht eher zu verlieren.

Er war unsrem Freunde so zu rechter Zeit beigesprungen, daß Heinrich den Mann, der ihm und sogar dem Widersacher des menschlichen Geschlechts so große Duldung bewies, mit günstigeren Augen zu betrachten anfing. Er mußte sich gestehen, daß im Wesen dieses Mannes etwas Bedeutendes und Schönes liege. Selten hatte er so viel Zufriedenheit und Ruhe, selten einen solchen Ausdruck von Redlichkeit im Angesicht eines Menschen gefunden, und eben wollte er sich in ein vertraulicheres Gespräch mit ihm einlassen, als ein ärgerlicher Auftritt die ganze Unterhalung auseinander riß.

Ein Soldat, der nach seinem trotzigen Aussehen nicht zur Glaubensarmee zu gehören schien, trat als Ordonnanz in's Zimmer und brachte dem Commandanten eine Meldung von einem Subalternoffizier.

Der Oberst wurde blau im Gesicht und schlug auf den

Tisch. „Der Schlag möchte mich rühren!" rief er; „kann man mir keinen Andern schicken als diesen Kerl, den ich nicht vor Augen leiden mag?" — Er wandte sich zu der Gesellschaft und sagte: „Das ist der dummste, verstockteste und unbußfertigste Sünder, den ich in meiner ganzen Garnison habe. Ich kriege einen Schlag, wenn ich den Kerl nicht bald los werde. Seit den paar Monaten, daß er da ist, hat er schon mehr als Einen Nagel zu meinem Sarge geschmiedet. Ich weiß nicht, ob er fünfe zählen kann, aber wenn er's kann, so gesteht er's gewiß nicht, so boshaft ist er. Sag' einmal, du Hund, kannst du multipliciren, als zweimal zwei ist vier und so fort? Dreimal drei — wie viel ist's?"

Der Mann, auf dessen wetterhartes finsteres Gesicht wohl fünfzig Jahre geschrieben schienen, stand aufrecht da; er öffnete den Mund nicht und bewegte keinen Muskel.

„Wirst du mir sagen," donnerte der Oberst, „wie viel dreimal drei ist?"

Der Soldat sah ihm starr in's Gesicht, etwas Unheimliches blitzte aus seinen Augen: „Dreimal sechs ist neunzehn," sagte er kurz und trotzig.

„Was soll das heißen?" rief der Oberst verblüfft, und sein Staunen ging nach und nach in Wuth über; „ist das Dummheit oder was andres? Warum ist's neunzehn?"

„Weiß nicht, Herr Oberst."

„Kerl, wirst du wohl sagen, wie viel dreimal sechs ist!"

Der Soldat schwieg.

„Der Schlag möchte mich rühren! Wirst's du's gleich sagen? Bringt mir doch meinen Stock! Ich will dreimal sechs aus dem Hund herausprügeln." — Er konnte aber die Auflösung der arithmetischen Dissonanz nicht erwarten und rief: „Dreimal sechs ist achtzehn, du Esel, den Gott in seinem Zorn geschaffen hat. Weißt du es jetzt, wie?"

„Wenn's der Herr Oberst befiehlt."

Der Commandant schnappte nach Luft. „Befehlen sagt man, und nicht: befiehlt!" rief er voll Unwillen und Verachtung, da ihm die Prärogative der majestätischen Mehrzahl eben so sehr am Herzen lag, als das Hutabnehmen vor

göttlichen Namen. „Befehlen sagt man, wenn man mit seinen Vorgesetzten spricht. Gleich sag's noch einmal!"

„Befehlen!" sagte der Soldat, statt die ganze Phrase zu wiederholen, und es schien, als ob ein höhnisches Lächeln um seine Mundwinkel spielte.

Der Oberst fuhr mit einem Schrei in die Höhe und stürzte auf ihn los. Alles sprang auf. Hahn suchte ihn zu halten; aber Frau von Rieger, die gleich zu Anfang dieses seltsamen Auftritts das Zimmer verlassen hatte und mit einer Schachtel zurückgekommen war, trat zwischen ihn und den Soldaten, eh' er sich an diesem vergreifen konnte. Sie riß einen langen Bart aus der Schachtel und rief: „Siehst du hier das Denkmal, bei dem du mir Geduld und Mäßigung gelobt hast? Siehst du den Bart, der dir auf Hohentwiel gewachsen ist?" — Mit diesen Worten hielt sie ihm die Reliquie dicht vor die Augen. Dieselbe that Wunder. Der Wüthende wandte sich ab und gab lautlos dem Soldaten ein Zeichen mit der Hand; die Gesellschaft rief ihm einstimmig zu, er solle sich fortmachen. Der Oberst ließ sich wie ein Kind an die Tafel zurückführen, wo er zerbrochen und abgespannt das Haupt auf den Arm stützte. Der Pfarrer von Kornwestheim benützte diesen Augenblick der Niedergeschlagenheit und hielt ihm eine herzhafte Strafpredigt über seinen Jähzorn. „Wissen Sie auch," sagte er, „daß Gott die Schwüre seiner Gläubigen erfüllt! Wenn Sie noch einmal sagen, der Schlag solle Sie rühren, wahrlich, wahrlich, so wird's geschehen!"

Der Oberst seufzte, erhob die Hände und betete aus einem verbreiteten Kirchenliede:

> Ich kann nicht schweigen, wie ich wollte,
> Ich schweige, wenn ich reden sollte,
> Und werd' oft gar zum Zorn bewegt.
> Jesu, Jesu, hilf mir dazu,
> Daß ich auch schweigen mag wie Du!

„Dieser Vers," wandte er sich schnell zu unsrem Freunde, „ist von mir; ich habe an diesem berühmten Liede mitgearbeitet."

Heinrich war von dem ganzen Schauspiel nicht sehr erbaut; was ihm aber noch mehr im Kopfe herumging, das war das Rechenexempel des Soldaten. Er wäre geneigt gewesen, es mit dem Obersten für blose Dummheit zu halten, wenn er nicht hätte schwören können, schon einmal etwas Aehnliches gehört zu haben. Er besann sich hin und her, aber nichts wollte ihm beifallen, und doch wurde es ihm jeden Augenblick mehr zur Gewißheit, daß hinter dem wunderlichen Wort etwas Bedeutungsvolles stecke. Auch die stämmige, trotzige Gestalt des Soldaten wollte ihm bekannt vorkommen. Er konnte sich nicht klar werden; es waren ihm in der letzten Zeit zu viele Gestalten und Begebenheiten über seinen Lebensweg gegangen.

Die Gesellschaft ging verstört aus einander. Hahn drückte unsrem Freunde die Hand und sah ihm tief in die Augen; es schien, als ob er etwas sagen wollte; aber er drückte ihm die Hand fester und ging hinweg. Als Heinrich auf seinem Zimmer war, wiederholte er sich die Eindrücke des heutigen Tages. Er war nun mit dieser verschrieenen Secte zusammengetroffen und sah, wie es niemals wohlgethan ist, ein allgemeines Urtheil zu fällen. Was er über den Pietismus gehört hatte, mochte etwa auf den Commandanten passen, und nicht einmal auf diesen ganz. Den Pfarrer aber konnte er nur mit seinem eigenen Maße messen; und unwillkürlich drang sich ihm das Bewußtsein auf, daß in jedem Menschenverbande einige Treffer und viele Nieten sind, von welchen jene, wie sie auch durch ihre Richtungen geschieden sein mögen, doch immer eine stille Sympathie unter sich haben. Er glaubte mit dieser Entdeckung dem Geheimniß der Gnadenwahl auf die Spur zu dringen, und so hatte er heute einen vielfachen Anlauf zu einer symbolischen Bibeldeutung genommen, von der er sich freilich sagen mußte, daß sie keineswegs den Beifall seines neuen Freundes haben würde.

„Aber nicht wahr? Der Pfarrer von Kornwestheim, das ist ein Mann!“ rief es durch die geheime Oeffnung herüber.

„Es ist Ihre Schuld,“ antwortete Heinrich seinem Nachbar, der inzwischen wieder eingeschlossen worden war, „es ist

Ihre Schuld, daß ich mir ein unrichtiges Bild von diesem Hahn gemacht hatte. Ich hielt ihn für einen zudringlichen Proselytenmacher und habe ihm viel abzubitten. Der Mann gefällt mir sehr."

Schubart erzählte mit Begeisterung von seinem Seelenberather. „Und wenn Sie erst wüßten," sagte er, „wie sauer ihm's von je geworden ist! Als er in Tübingen studirte, war er so arm, daß er's nicht einmal zu einem Mittagessen bringen konnte. Er ging deßhalb Mittags von dem Hause des Schusters, bei dem er wohnte, regelmäßig fort, als ob er ein Kosthaus besuchte, schlich sich aber zur Stadt hinaus und aß am Philosophenbrunnen sein Stückchen Brod. Es hat ihn auch genährt. Nachher wurde er wegen seiner Lehre angefochten. Die Censur des Consistoriums, die den Druck seiner Manuscripte verhinderte, machte ihm tausend Widerwärtigkeiten, die er alle geduldig ertrug. Ja, ein Special, der ihm besonders gehässig war, spielte ihm einmal einen ganz niederträchtigen Streich. Er kleidete sich anonym, ich vermuthe eselsgrau, und ritt an einem Sonntag in sein Dorf. Außen läßt er das Pferd stehen, kommt zur Kirche während der Predigt, geht in die leere Sacristei, schnuffelt herum, findet das Predigtconcept und schreibt die anstößigen Stellen zur Anklage ab. Das hat dem armen Manne den bittersten Verdruß gemacht. Und noch jetzt hat er beständig zu kämpfen. Aber er ist nicht ein Haar breit von seiner Ueberzeugung abzubringen."

Heinrich erkundigte sich nach dem Grunde der Verfolgung und erfuhr, daß besonders die Lehre von dem nahen Königreich Christi beim Consistorium übel angeschrieben sei; ja die Regierung stecke selbst dahinter, welche in diesem Dogma etwas politisch Verdächtiges wittere. Heinrich lachte. „Es ist auch nicht ganz ohne," sagte Schubart, „sie merkt, daß man sie als ein heidnisch Regiment ansieht, wie jenes, das der Kirche die ersten Verfolgungen und Siege bereitete. Die Freiheit wirkt unter allerlei Gestalten. Denn was wird das Königreich Christi andres sein, als eine christliche Republik?"

Unser Freund begann Verhältnisse und Beziehungen zu

ahnen, worüber ihm während seines theologischen Curses auch nicht ein Fünkchen Licht aufgegangen war.

Er ließ, als es Abend wurde, Wein kommen, von welchem ein gut Theil unter dem Ofen durch zu dem Dichter wanderte, und nun vernahm er in lebhaft strömendem, nie stockendem Vortrag seine Lebensgeschichte, den Lebenslauf eines „Genies", merkwürdig in seinen lichten Stellen wie in seinen Verirrungen. Am meisten beschäftigte den Zuhörer die pietistische Färbung, welche Zeit und Umstände diesem bunten Lebensgemälde geliehen, und er mußte sich sagen, daß Bekehrungen dieser Art für die Religion selten von Bedeutung sind. Denn bei einem bekehrten Zweifler kommt es fast weniger darauf an, das, woran er gezweifelt hat, als die Natur seiner Zweifel selbst zu untersuchen. Der poetische Freund war, dies ging aus seinen Geständnissen deutlich hervor, im strengen altkirchlichen Dogma erzogen worden, und nun hätte es scheinen können, er sei durch historische und philosophische Studien auf einmal oder nach und nach zu einer andern Ueberzeugung gekommen, so daß nun zwei verschiedene Systeme in ihm gekämpft hätten, bis endlich eines den Sieg davontrug. Bei einer solchen Entwicklung hätte der Zweifel seine gesunde Thätigkeit gehabt, als ein Ferment, das von Zeit zu Zeit den Geist in Gährung bringt, von den ungehörigen Stoffen befreit und in seinem wahren Boden befestigt. Auch Heinrich war sich bewußt, auf solche Weise, freilich in entgegengesetzter Richtung, von Zweifeln gelitten zu haben. Glaube ja Keiner, hatte er schon oft ausgerufen, daß er sich von den Wurzeln, aus welchen sein Geist aufgewachsen ist, je ganz werde losmachen können! Er hängt durch geheime Nerven damit zusammen und wird zuweilen von ihnen gemahnt, wie man in abgetrennten Gliedern noch Empfindungen zu haben glaubt. Unsre geistige Herkunft ist nun nahe zweitausend Jahre alt und lebt in uns fort, wie eine Gesichtsähnlichkeit, ein Zug des Charakters oder Temperaments durch lange Generationen dauert. Sie macht sich uns fühlbar in Anwandlungen, in Anklängen, die den Mann in seine Kindheit, in die Zeiten der Mutterliebe und ihrer Gewalt zurückbringen, wenn sie

auch sein Gepräge nicht verändern können. Sie klingen wie verhaltene Mutterklagen und berühren ihn mit einem leisen Schmerz; aber der Geist, seiner Aufrichtigkeit sich bewußt, wird durch diese Prüfungen nur um so mehr in seinem wohlerworbenen Eigenthum begründet.

Wie ganz anders bei diesem großen Talent, das leider durch eine unleugbare geistige Charakterlosigkeit verhindert wurde, sich einen festen Boden zu schaffen. Ein ehrwürdiger Vater sendet den Knaben, reich ausgestattet mit biblischen Kernsprüchen, in die Welt hinaus, ein frommes, edles Weib, aus altprotestantischem Blut entsprossen, tritt dem Jüngling als banger Schutzgeist zur Seite; aber bald hat nicht nur die Gährung der Dichterbrust, die mit Gott und der Welt um ihren Frieden ringen muß, nicht nur das Ueberfluthen einer feurigen Jugend, sondern eine unbändige Liederlichkeit ihn mit seiner ganzen Herkunft auf's Tödtlichste entzweit. Sein Vater betet für ihn und wünscht, daß diese Gebete wie feurige Kohlen auf seinem Herzen brennen sollen; seine Gattin legt ihm Zettel mit Bibelworten an Stellen, wo er sie finden muß. Er thut, als achte er das Alles nicht; aber er weiß es doch, und es nagt wie tausend Scorpionen an ihm, denn er fühlt sich schuldig, und überdies hat er nichts in sich, was er entgegensetzen könnte. Er begnügt sich mit einem hohlen Nein, das sein Talent mit Witz und Hohn harlekinmäßig herausstaffirt, und in stillen Stunden, wo die leichten Gesellen dieser Narrheit nicht zugegen sind, bricht er mit einem qualvollen Ja zusammen. Dieser elende Ursprung des Zweifels ist ein gemeinschaftlicher Zug jener Zweifler und Religionsspötter, deren Bekehrer zweideutige Lorbeern errungen haben.

Was Wunder, wenn wir nun unsern Dichter im Kerker so ganz zerbrochen finden? Er ist in keiner neuen Geisteslage, er ist wieder in die alte Wiege zurückgeworfen, worin sein junges Herz einst ruhte. Er ist körperlich und geistig zerrüttet. Er hat sich über den Glauben seiner Väter hinweggesetzt, ohne ihm gewachsen zu sein, und dieses Unrecht, das er immer fühlte, wird ihm jetzt mit Donnertönen zuge-

rufen von seinem geängstigten Gewissen, von der Einsamkeit seines aufreibenden Kerkerlochs und von dem pedantischen Zuchtmeister, der unter einem ähnlichen Schicksal seine Gemeinschaft mit dem geistlosen Weltwesen zerknirscht abbüßte. Mit einer finstern Dogmatik trieb er ihn in noch dunklere Höhlen, so daß es einer Befreiung glich, als ein ächter Apostel voll Liebe und Milde in seine Nacht herunterkam, an dessen Herz ihn Neigung und Dankbarkeit gefesselt hielten, neue Ketten, die sich um seinen Geist noch fester schlangen.

So kann ein Mann untergehen, dachte Heinrich. Den hat der Herzog auf dem Gewissen.

Durch Belohnungen und Strafen war der unglückliche Dichter der Religion, wie einer eisernen Jungfrau, in die Arme gejagt worden, und unser Freund erfuhr wundersame Beispiele von der Zucht des Commandanten. Schubart beklagte den Verlust eines größern Gedichts, das er ihm weggenommen hatte mit der Drohung, ihn in den bereit gehaltenen Ring an der Wand schmieden zu lassen, wenn er solches weltliche Zeug zu schmieren fortfahre. Da konnte denn sein Talent nicht anders als geistlich wirken!

Der verlorene Sohn, so war das untergegangene Manuscript betitelt, und Heinrich erfuhr, der Stoff sei dem Schicksal seines Vorgängers in diesem Zimmer entlehnt gewesen, der durch eine schändliche Familiencabale hier seinen Aufenthalt bekommen habe. Der Dichter erzählte die Begebenheit, und unser Freund war nicht wenig erstaunt, in dieser Familiengeschichte die unverkennbaren Züge der Brüder Karl und Franz von Moor wiederzufinden. Aber freudige Ueberraschung bereitete es ihm, als Schubart mit lebhafter Befriedigung bemerkte, daß der Dichter der Räuber ihn in letzter Zeit mehrmals besucht habe. „Schiller war hier?“ rief Heinrich, „so darf ich denn hoffen, ihn gleichfalls hier oben zu sehen!“

Die einzige Erholung, die man dem gefangenen Dichter außer dem Verkehr mit theilnehmenden oder neugierigen Besuchern vergönnte, war die Musik, in welcher er, jedoch erst seit kurzer Zeit, bei einigen Familien von Offizieren und Beamten der Festung Unterricht ertheilen durfte. Am ersten

Tage seiner Gefangenschaft, erzählte er, brachte man ihn aus seinem abscheulichen Loche, weil der Ofen zum Ersticken rauchte, einen Augenblick in das Zimmer des Commandanten. Als er das daselbst stehende Klavier erblickte, vergaß er alles Andere und begann voll Feuer und Flamme zu spielen. Dies hörte der Herzog, der an jenem Tag auf der Festung anwesend war, und sagte: „Da sieht man, wie die Ente gleich dem Wasser zuläuft!"

Heinrich lachte, mußte aber jetzt dem Gewaltherrscher um so mehr die Fühllosigkeit verargen, mit welcher er den Gefangenen von dem Elemente, das er als sein eigenstes kannte, so lang entfernt gehalten hatte.

41.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien! —
Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewisse hinab.
Hölderlin.

Schon den folgenden Tag erhielt unser Freund die Offenbarung sammt den erklärenden Werken Bengels und machte sich mit dem Eifer, den ein langer Müßiggang erzeugt, darüber her. Er erstaunte über den Verstand im Combiniren, wie im Trennen, über den Scharfsinn, womit die verwickeltsten Rechnungen durchgeführt waren, und fand sich in einer neuen und eigenthümlichen Welt, in welcher die historischen Begeben=

heiten, vom Lichte des Chiliasten beleuchtet, in ungewohnten Gruppen aus einander und zusammen traten. Die Weltgeschichte ging in geordneten Massen an ihm vorüber, wie er sie noch nie gesehen hatte, das Zusammentreffen der Weissagungen mit den Thatsachen, der Zahlen mit der Chronologie war schlagend, und der Geist des Autors, dem er sich ruhig überließ, nahm seine Sinne so gefangen, daß es mehrerer Tage bedurfte, bis er dieser Bande wieder ledig war. Denn als er die Augen aufthat, glaubte er freilich den Grundfehler des Systems bald genug zu entdecken, und ärgerte sich über den erzprotestantischen Einfall, das Aufsteigen des Thiers in die Zeit Gregors des Siebenten zu setzen. Hieran waren die übrigen Ereignisse geknüpft, höchst folgerecht zwar, aber durch die geforderte Harmonie der Zahlen kamen einzelne Begebenheiten zu einer Bedeutung, welche ihnen die historische Wage nie einräumen konnte; auch meinte er in der Berechnung der Zeiten, welche bald als prophetische, bald als gemeine gedeutet waren, eine große Willkürlichkeit zu finden. Nun sah er zuletzt, wie ein vorzüglicher Mann alle Kräfte seines Geistes auf eine Grille gewendet hatte, mit herzlichem Verdrusse, so tief hatte er sich schon in jene wunderbaren Kreise hineingelebt, die nun zerbrochen vor ihm lagen. Er schlug die Bücher gleichgültig zu, und doch entließen sie ihn mit größerem Gewinn, als er für den Augenblick empfand. Die eigenthümliche und willkürliche Pragmatik, die sie geltend machten, hatte ihm die Aussicht in die Universalhistorie erneuert und geschärft, die Epochen derselben waren ihm durch den Apokalyptiker wie durch einen Brennspiegel auf Einen Punkt gezogen worden, und als er sie wieder in ihre natürliche Stellung zurechtrückte, ward er zu seinem Erstaunen Vieles darin gewahr, was er sonst übersehen hatte. Diese Wirkung hat die Arbeit eines bedeutenden Mannes auf uns, daß sie, selbst durch Widerspruch, das Beste, was in uns ist, erregt und uns zu neuen selbständigen Betrachtungen führt.

Doch er konnte nicht so schnell aus jenem Zauberkreise loskommen. Er nahm jetzt den Urtext allein vor sich und ließ die großartigen Bilder, die Posaunentöne der Propheten-

sprache mit voller Kraft auf seine Seele wirken. Aber der geheime Sinn dieser Gesichte, zu dessen Enthüllung manche Stellen so räthselhaft herausfordern, wollte sich ihm nicht zu erkennen geben. Ob nur das Schicksal der jüdischen Hauptstadt in diesen Weissagungen enthalten sei, ob ein Theil davon auf Rom gehe, wie viel auf die Zukunft der Kirche bezogen werden könne, das alles machte ihn auf lange zu einer Beute der verschiedenartigsten Zweifel und Vermuthungen. Wenn er diese prophetische Bilderreihe mit der Geschichte zusammenhielt, so traf Manches zu, Manches aber wieder nicht. Dies führte ihn auf den Charakter der Weissagungen überhaupt; denn er hatte sich schon mit vielen, auch aus spätern Zeiten herrührenden, beschäftigt. Es war ihm bekannt, daß manche derselben, bis zum siebenjährigen Krieg herab, auf eine merkwürdige Weise eingetroffen waren, obgleich erweislich lang vor ihrer Erfüllung aufgezeichnet. Dies machte ihm Muth, über die noch von der kommenden Zeit zu erwartenden Bewährungen nachzugrübeln, welche der Zustand des deutschen Reiches, auf das sie sich zum Theil bezogen, allerdings als möglich, ja als wahrscheinlich annehmen ließ. Er erkannte in dem prophetischen Schauen eine tiefe Sympathie mit dem Weltganzen; er verglich die so begabten Menschen mit den edleren Gliedern eines Körpers, die sein Befinden vorzugsweise mitfühlen, und fand sie mit der Natur und der Menschheit enger verwandt, als sonst einzelne Menschen es sind. Aber in einem Punkte stimmten die Weissagungen alle überein, daß sie am Ende ihrer Epochen eine Grundveränderung der Welt und aller geselligen Verhältnisse blicken ließen, einen durchgreifenden Sieg des Guten über das Böse, wie er hundertmal vorhergesagt, aber niemals eingetroffen ist. In der einen Weissagung war es Christus, in der andern einer der alten Kaiser, der am Ende der Tage die Reinen unter seinen Heerschild versammeln sollte. Er erkannte in diesem Chiliasmus eine wunderbare Ahnung von dem göttlichen Inhalt der Geschichte, welcher Triumph im Leiden, Frieden im Krieg und Gutes aus Bösem ist, aber nicht handgreiflich hervortretend am Ende der Tage und in

endlose Zeitlichkeit übergehend, sondern, wie ein Kern in der Schale, den Weltbegebenheiten von Anbeginn und zu allen Zeiten innewohnend.

Hatte er sich dies zu seiner Beruhigung gesagt, so quälte er sich wieder mit der geheimen Zahl des Thiers, welche, wie er wohl sah, der Schlüssel zu jener ganzen Weissagung ist. Er glaubte, aus den Worten, womit sie eingeleitet wird, entnehmen zu müssen, daß sie etwas mit dem Verfasser der Apokalypse Gleichzeitiges bezeichnen solle, und nun wurde er auf einmal, und zwar wie so manche Menschen viel zu spät, gewahr, daß man, um nur einen Anfang einer Erklärung machen zu können, auf's Genauste wissen müsse, wann und unter welchen Umständen das Buch geschrieben sei, eine Belehrung freilich, die, rein historische Unbefangenheit voraussetzend, in dieser Art von Commentaren nicht zu suchen war. Nun sah er mit Beschämung, daß er sich ohne Compaß auf ein unendliches Meer hinausgewagt, und mit dieser Katastrophe hatte er die apokalyptische Entwicklungskrankheit seiner Zeit durchgemacht. Er legte die Bücher, die schon so manchem guten Christen zu schaffen gemacht haben, bei Seite und schwur hoch und theuer, nicht so bald wieder zu ihnen zurückzukehren.

Herr von Rieger aber, wenn er bei diesem Verlaufe zugegen gewesen wäre, hätte sich gestehen müssen, daß er sein Bekehrungswerk nicht eben an einer geschickt gewählten Seite angefangen habe.

Um diese Zeit führte sich Hahn, der von Kornwestheim nur eine Stunde nach der Festung zu gehen hatte, eines Tages auf eine liebenswürdige Weise bei ihm ein. Der Gefangene empfing ihn mit herzlicher Freude und vertraute ihm nach der ersten Begrüßung das Schicksal seiner apokalyptischen Studien.

Der Pfarrer erwiderte, daß er Vieles nur aus Zutrauen zu Bengel glaube, den er als ein Rüstzeug Gottes verehre, gestand aber auch offenherzig, daß die ersten Christen, ja Gottes Sohn selbst als Mensch, in den Weissagungen von der Nähe der letzten Dinge sich getäuscht haben, eine Libera-

lität, die ihn in den Augen seines neuen Freundes abermals bedeutend hob. Dagegen wollte diesem der Glaube an den Chiliasten nicht in den Kopf, er protestirte gegen solch' blindes Zutrauen und rief, er könne seine Vernunft, die doch auch ein Geschenk Gottes sei, nicht gefangen geben, noch sich entschließen, an irgend ein Buch in der Welt unbedingt zu glauben.

„Und doch," entgegnete Hahn, „werden Sie in Philosophie und Geschichte schon Manches geglaubt haben, was von Menschen aufgebracht worden ist."

„In der Geschichte," erwiderte Heinrich, „kann der Einzelne nicht alles Detail selbst untersuchen; doch ist ein großer Unterschied zwischen dem Hinnehmen von Thatsachen und dem Glauben an Lehrsysteme. Was aber die Philosophie betrifft, so kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß ich mit den gegenwärtigen Autoritäten sammt und sonders gebrochen habe; ich bin mit ihrer verwaschenen Seichtigkeit und hochtrabenden Armuth gründlicher, als mir lieb ist, bekannt geworden und warte in dieser Wissenschaft sehnlich auf eine Revolution."

„Und in der Mathematik, in der Astronomie vollends," fuhr Hahn fort, „müßt ihr Laien die schwindelndsten Rechnungen auf Treu und Glauben von uns annehmen. Da sind wir euch Orakel, wir mögen wollen oder nicht."

„Wie?" rief Heinrich, „Sie halten's nicht blos mit Bengel, sondern auch mit Archimed?"

„Ein wenig, ja," erwiderte der Pfarrer lächelnd. „Erinnern Sie sich noch unserer ersten Begegnung? Sie war nicht sehr freundlich."

Er sah ihm dabei mit jenem eindringenden Blick in die Augen, und Heinrich entgegnete erröthend: „Sie beschämen mich — ich habe mich freilich unnöthiger Weise gegen Sie in Harnisch geworfen; Sie waren mir in gutmüthiger Absicht ganz falsch, als ein unruhiger Bekehrungsmann, geschildert worden."

Der Pfarrer lächelte schlau über dieses verrätherische Bekenntniß und sagte: „Sie haben mich mißverstanden, ich meinte ein noch früheres Zusammentreffen; erinnern Sie sich

nicht mehr? auf dem Wall. — Sie haben mich," erwiderte er den fragenden Blicken des jungen Mannes, „Sie haben mich damals durch Ihren raschen Tritt in einer mathematischen Aufgabe gestört, deren Lösung mir nach langem Nachdenken in jenem Moment sehr nahe trat; Sie brachten mich um diesen Fund, und er scheint seitdem unwiederbringlich verloren. Ich hätte Ihnen, ich weiß nicht was? anthun mögen für diese Störung meiner Cirkel."

Heinrich fragte ihn, ob er denn vielleicht gar derselbe Hahn sei, der die astronomische Uhr, jenes im Besitze des Herzogs befindliche Wunderwerk, verfertigt habe, und vernahm mit Erstaunen, daß er in der Person des Pfarrers von Kornwestheim wirklich den weltberühmten Mechaniker, Mathematiker und Astronomen vor sich sehe, von dessen Verdiensten er schon so viel gehört. Lachend rief er, das könne doch auch nur in Schwaben vorkommen, daß die Leute wie im Traume neben einander leben, ohne daß der Eine wisse, was er dem Andern für Anerkennung schuldig sei.

„Nun," versetzte der Pfarrer ohne Ziererei, „Gott führt sie dann oft wunderlich zusammen. Freilich werden Sie neben meinen andern Liebhabereien den Pietisten und Chiliasten schwerlich in mir vermuthet haben."

Heinrich ergriff mit Heißhunger die Gelegenheit, mit jenen ihm noch so wenig bekannten Wissenschaften etwas vertrauter zu werden, und der geistliche Freund war klug und human genug, von dem angefangenen Thema für jetzt abzulassen und dem rastlosen Geiste das neue Spielzeug, wie er es mit anmuthigem Lächeln nannte, zu versprechen.

Er kam, so oft es seine überhäufte Zeit erlaubte, brachte ihm Bücher und weihte ihn in die großen Entdeckungen ein, an welche der Schüler allerdings, wie er mit Lachen bekennen mußte, bis jetzt blindlings geglaubt hatte, ohne die Beweise selbst zu prüfen. Und auch jetzt kam er nicht über diesen Autoritätsglauben hinaus, denn wie hätte er Forschungen, für die ein Menschenleben zu kurz ist, in der flüchtigen Spanne einiger Monate selbständig vollenden können?

Von einer Seite gewährten ihm diese Beschäftigungen

eine große Ruhe; denn der Commandant, zufrieden, ihn in den Händen des Pfarrers zu wissen, fragte wenig nach seinem Treiben und verschonte ihn, wenigstens für den Augenblick, mit wohlgemeinten Zumuthungen der Frömmigkeit. Um so mehr aber wurde er unversehens von einer andern Seite her beunruhigt und erschreckt.

Die Haupterrungenschaft der neueren Astronomie seit Copernicus war ihm, wie billig, der Satz, daß die Erde in Gesellschaft der andern Planeten um die Sonne rotire, und er freute sich, für das längst Gehörte und Geglaubte nun endlich in guter Muße die Beweise durchgehen zu können, die er, selbst ein Lehrer, so manches Jahr neben sich hatte vortragen hören, ohne Zeit zu ihrer näheren Erlernung zu haben. Er fand in dieser Entdeckung den höchsten Triumph des Geistes, der in sich selbst einen Standpunkt außerhalb der Erdenschranken findet, von wo aus er die Stellung seines Planeten und die ewigen Gesetze seiner Bahn bestimmt. Wie tief war er aber bestürzt, als er dies eines Tages gegen seinen geistlichen Freund aussprach und von diesem die Erwiderung vernehmen mußte, es sei noch eine große Frage, ob dieser Satz ein Triumph des von Gott wahrhaft erleuchteten Geistes sei. Denn das Wort Gottes stelle eben einmal den Himmel mit seinen Gestirnen der Erde gegenüber und mache diese zu dem Ort, wo die körperliche Offenbarung Gottes vor sich gehen solle. Die Schrift rede nicht im optischen Sinn, wenn sie von Lichtern des Himmels rede, und wenn man getreulich mit ihr verfahren wolle, so dürfe man diese nicht auch für Erden ansehen. Daraus müsse denn nothwendig resultiren, daß die Erde als der gröbere Theil des geschaffenen Weltalls auch der schwerere sei und folglich den Mittelpunkt der beweglichen Himmelslichter einnehme. Sie möge sich etwa um ihre Axe drehen; um sie selbst aber gingen sodann der Mond und die Sonne, als die zwei Luminaria, und um die Sonne die übrigen Planeten, die sie als ihre Monde um die Erde begleiten, während die Fixsterne stille stehen und nur in Folge der Axendrehung der Erde sich zu bewegen scheinen.

Er trug diese Seltsamkeit ohne herausfordernden Ton und ruhig vor, wie etwas, das man gewissenshalber einzustreuen sich gedrungen fühlt. Sein Lehrling aber hörte ihm mit Entsetzen zu, denn wenn schon an einem Ungelehrten die eiserne Consequenz des Bibelglaubens, die aus Parteinahme für die heilige Urkunde lieber die ganze Wissenschaft in's Gesicht schlägt, ihn betroffen gemacht hätte, wie viel unheimlicher mußte es ihm sein, den Mann vom Fache auf seine Frage, ob denn die astronomischen Berechnungen nicht unantastbar seien, mit trocknen Worten erwidern zu hören, sie scheinen allerdings richtig, aber sie scheinen auch nur so, und da sie dem Worte Gottes so graß widersprächen, so könnten sie eben so gut Tropfen vom Weine des babylonischen Weibes sein, womit von jeher die Völker trunken gemacht worden seien. Heinrich schauderte über die starre Glaubensdisciplin des in manchen Dingen so liberalen Mannes, der hier, wo es sich für ihn um einen religiösen Cardinalpunkt handelte, selbst mit seiner Lieblingswissenschaft, der exactesten unter der Sonne, brechen konnte. Das Entsetzen seines Zuhörers hatte jedoch noch einen andern Grund, denn wenn ein von den Meistern anerkannter Astronom, dessen Persönlichkeit zumal die beste Bürgschaft für die Lehre sein sollte, so seiner Wissenschaft untreu wurde, was sollte dann der Laie von ihr glauben? Selbst sie, der Stolz und die Zuversicht der neueren Zeit, war durch diese Aeußerungen verdächtig gemacht, und was gab es dann noch Sicheres und Unerschütterliches unter dem Monde?

Der Kopf wirbelte ihm, und er flüchtete sich, so wie der Pfarrer ihn verlassen hatte, in die frische Luft hinaus.

„Sie kommen eben recht!“ rief ihm der Commandant entgegen, als er über den Platz ging, „ich habe in diesem Augenblick sehr angenehme Nachrichten aus der Residenz erhalten.“

Er hielt ihm ein Blatt hin. Heinrich griff begierig danach, in der Meinung, daß es seine Freiheit oder sonst etwas Bedeutendes für ihn enthalte, fand aber blos ein ziemlich artiges französisches Gedicht, worin ein Freund des

Commandanten dessen Erhebung zum General besang. Er brachte seinen Glückwunsch etwas verlegen heraus, da er aber eine Excellenz mit einfließen ließ, so wurde derselbe auf's Gnädigste entgegengenommen.

„Ja, und nun hab' ich gleich eine Bitte an Sie," sagte der neue General, welcher aussah, als wäre er vom fünften Himmel in den sechsten avancirt, „Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir das Gedicht übersetzen wollten, daß ich's auch Solchen zeigen kann, die nicht französisch verstehen. Sie haben ja neulich ebenfalls Kenntnisse der Poesie blicken lassen, und unsrem Schubart will ich nichts Neues aufladen, da er mich bei dieser Gelegenheit um Erlaubniß gebeten hat, einige meiner fähigeren Soldaten zu unterrichten und mit ihnen ein Schauspiel zur Feier meiner Beförderung aufzuführen."

Heinrich konnte kaum ein Lächeln unterdrücken. Er freute sich über den unbesiegbaren Instinct des Dichters, der den rechten Augenblick zu benutzen gewußt hatte, um sich in sein natürliches Element zurückzustehlen, und dachte, vielleicht ließe sich selbst der verlorene Sohn noch retten, wenn er eine Episode zu Gunsten dieses Avancements darin anbrächte. Was ist weltlich, und was ist geistlich? riefen tausend neckende Stimmen in ihm, und er schickte sich schnell zu seinem Geschäfte an, um seine Heiterkeit zu verbergen. Er nahm Bleistift und Papier, ging bei Seite und brachte nach einigen Minuten eine Uebersetzung, die mit Lobsprüchen überhäuft wurde. „Wenn ich Ihnen irgend etwas zu Gefallen thun kann," rief der entzückte General, „so sagen Sie's! sagen Sie's gleich!"

Es fehlte nur, daß er ihm eine „Gnade" angeboten hätte. Heinrich versicherte, es gehe ihm über seine Wünsche wohl, und er wolle dieses Erbieten wie eine seltene Münze für den Nothfall aufsparen.

„Nun, Sie haben mein Wort," rief der General. „Sie haben mein Wort!"

Er führte ihn in seiner guten Laune unter den Soldaten herum, die mit Bauten und andern Arbeiten beschäftigt waren. „Sehen Sie," sagte er, „was das ein Leben unter den Bur-

schen ist. Ich hatte von Anfang an manche Noth mit ihnen. Sie waren eigentlich für einen auswärtigen Kriegsdienst geworben, im Vertrauen gesagt, gegen die Amerikaner, aber Frankreich gab's nicht zu, und man mußte wegen der Mömpelgardischen Besitzungen leise auftreten. Nun kamen sie hierher auf die Festung, wo sie immer noch von Ruhm und Beute träumten und das einförmige Leben gar nicht behaglich fanden. Ich verschone sie deßwegen möglichst mit Wachen und Exerciren und lasse sie dafür an der Ausbesserung und Verschönerung der Festung arbeiten. Diese Thätigkeit ist ihnen angenehm, weil sie doch sehen, daß sie was hervorbringen. Auch verhüte ich dadurch müßige Ideen, die im Wachstubenleben aufsteigen. Die Handwerker unter ihnen werden für die Garnison und das Dorf Asperg in Beschäftigung gesetzt. So streng ich im eigentlichen Dienste bin, so leutselig suche ich mich außerdem zu betragen; ich unterhalte mich mit ihnen und höre ihre Ideen an. Auch habe ich schon manche Seele Christo gerettet."

Er gab selbstgefällig einige Proben von seiner Methode, die unsrem Freunde zeigten, wie sonderbar Verständiges und Absurdes in diesem Charakter gemischt war. Sie kamen an dem Soldaten vorüber, der jene Störung der Mahlzeit verursacht hatte. Er schien der fleißigste von allen zu sein. Der Commandant aber schoß im Vorbeigehen einen finstern Blick auf ihn und sagte: „Der Kerl hat keine Religion."

„Na, Kinder," rief er endlich, „jetzt ist's Feierabend!" — Auf seinen Wink erschienen Pfeifer, die unter der Linde einen schwäbischen Tanz zu spielen anfingen, die Soldaten warfen ihre Werkzeuge weg und eilten wie auf's Commando herbei, Mädchen von der Festung und aus dem Asperger Dorfe fanden sich ein, und wie mit einem Zauberschlage war der Festungsplatz in einen idyllischen Rasen verwandelt. Aber wenn man näher hinsah, so entdeckte man etwas Steifes in dieser Fröhlichkeit, die Leute, die sich vielleicht auf einer Wiese, nach vollbrachter Heuernte, ganz ungebunden in ihrer Art bewegt haben würden, hingen hier an Fäden, die alle von dem strengen Blick ihres Befehlshabers ausgingen.

„Allons!" rief er, „seid lustig, aber mit Manier! Heut sollt ihr einen guten Tag haben. Und nächstens, bei der Fête, sollen wieder Wettspiele im Laufen und Klettern stattfinden; die Besten erhalten Preise."

„Wenn die Bursche," sagte er zu seinem Gefangenen, „vom Tanzen, Klettern und Springen müde sind, so laufen sie mir gewiß nicht davon. Ich habe sonst keine Freude an derlei Lustbarkeiten und halte sie eigentlich für sündhaft; so aber haben sie einen guten Zweck."

Unser Freund dachte bei dieser commandirten Lustbarkeit, die so recht nach der Schnur und gezwungen aufgeführt wurde, stillschweigend das Seinige. Im Umschauen fiel sein Auge wieder auf den Mann, der Rieger's Haß in so hohem Grade sich zugezogen zu haben schien. Er war der Einzige, der sich nicht unter die Tanzenden gemischt hatte. Die Mädchen warfen ihm im Vorüberfliegen trotzige Blicke zu; der wohlgebaute stramme Krieger hätte ihnen, obgleich er nicht mehr jung war, wohl zugesagt. Aber er achtete es nicht; finster wie eine Wetterwolke stand er bei Seite und sah kaum auf das Treiben.

Unglücklicher Weise hatte Heinrich's Blick den des Commandanten nachgezogen, und dieser bemerkte nun gleichfalls die Absonderung, die gar nicht nach seinem Sinne war. „Seht den Duckmäuser dort!" rief er, und die Ader auf seiner Stirne begann schon anzuschwellen, „der will was Apartes haben. Komm' her, Kerl! wirst du gleich tanzen? warum bist du nicht wie die Andern?"

„Ich kann nicht tanzen," sagte der Soldat mit militärischem Respect, aber kurz abgebrochen. Es klang etwas aus seiner Stimme, wie das Brummen des Bären.

„Warum kannst nicht tanzen?"

„Ich bring' das Drei und Drei und Drei nicht in den Kopf; ich hab's ungrad lernen müssen."

„Esel, es ist ja der Zweitakt. Und was soll denn dieser Gallimathias?"

Der Soldat schwieg.

„Was den Andern recht ist, muß dir billig sein," sagte

der General. „Willst du das Wort nicht annehmen und in deinen Sünden hinfahren, so sollst du auch kein Kopfhänger sein, wo ich's nicht haben will. Solche Separatisten kann ich nicht in meiner Garnison brauchen. Gleich rühre deine Beine, oder ich lass' dir Vierundzwanzig im Dreiachtelstakt aufmessen."

Der Soldat richtete sich hoch auf und sagte: „Halten zu Gnaden, Herr Commandant, als ich Handgeld nahm, da sagte man mir nicht, daß ich unter die Tänzer komme, sondern unter die Soldaten."

Rieger wurde blau vor Wuth. Er stieß einen Schrei aus. „Der Schlag möchte mich rühren!" rief er und erhob, auf den Soldaten einspringend, den Stock. Heinrich aber, da die Reliquie von Hohentwiel nicht in der Nähe war, sprang dazwischen und rief: „Excellenz, ich mahne Sie an Ihr Wort!"

Der General ließ den Stock sinken und sah ihn zornig an. „Der Mensch hat zwar gefehlt," fuhr Heinrich fort, „aber lassen Sie Gnade für Recht ergehen. Die Gefälligkeit, die Sie mir versprochen, soll die sein, daß Sie ihm Tanz und Strafe schenken."

„Hätt' ich gewußt, daß Sie mir in mein Commando pfuschen würden," sagte der General verdrießlich, „so hätt' ich Ihnen gewiß nichts versprochen."

Er wandte sich, um wegzugehen. Heinrich aber folgte und stellte ihm vor, er habe ihn vom Ausbruch seines Zornes abgehalten, weil dieser seiner Gesundheit schädlich sein würde.

„Ei was!" sagte der General, „im Gegentheil, wenn ich den Kerl recht durchgeprügelt hätte, so würde mich das erleichtert haben. Jetzt sitzt mir das Ding auf der Brust, daß ich kaum Athem finden kann. Sie haben mir einen wahren Stoß beigebracht."

Heinrich wagte, ihm vorzuschlagen, er möchte den Menschen, der ihm so zuwider sei, lieber an ein andres Regiment abgeben, da doch wahrscheinlich nichts vom Tanzen in seiner Capitulation stehe.

„Gehen Sie!" brummte Rieger, „Ihnen werd' ich in

meinem Leben kein Versprechen mehr thun. Und lassen Sie sich nicht einfallen, den Kerl wieder zu protegiren! Bei der nächsten Gelegenheit soll er doppelt dran."

Unser Freund kam sehr verstimmt in seine Zelle. „Mußt' ich auf die Festung kommen," rief er aus, „um das alte Gaukelspiel auch hier mit anzusehen? Pädagogik, nichts als Pädagogik! Und der ganze Kunstgriff ist, den Menschen aus seiner natürlichen Art herauszutreiben. Tanzen soll er, wenn er nicht mag, geistliche Lieder machen, wenn er eine menschlich rührende Erzählung schreiben möchte, warm sein, wenn er kalt, und kalt, wenn er warm sein will! Rings um mich her muß ich Opfer der Erziehung sehen. Schiller hat unter einer falschen Zucht gelitten und leidet wahrscheinlich noch diesen Tag; Laura ist durch Erziehung schief geworden; Schubart wird auch noch vollends zu Schanden gehen; und nun muß ich gar in dieser Garnison ein getreues Abbild der Akademie entdecken. O Narrenkomödie des Lebens! Und ich selbst habe miterziehen müssen und bin miterzogen worden. Was hab' ich dabei gelernt, als daß man den Menschen ihren natürlichen Lauf lassen muß? Daß sie nur durch freie Entwicklung ihrer Kräfte einander heilsam werden können."

Wiederum fiel ihm das grillenhafte Drei und Drei des Soldaten ein, und er zerbrach sich vergebens den Kopf. In den nächsten Tagen aber war es zu unruhig, um an Rechenexempel zu denken. Schubart hielt nebenan dramaturgischen Unterricht mit seinen Scholaren und recitirte mit lauter Stimme Verse aus dem Schauspiel. Dazwischen schüttelte er, da sein Talent einmal angeregt war, Volkslieder zu Dutzenden aus dem Ermel, frische Klänge, die gleich unter den Soldaten umherliefen und ihren steifen Puppenspielen Leben einhauchten. Er erhielt um diese Zeit einige Vergünstigungen und schien auf einmal ein andrer Mensch zu sein; seine Sünden hatte er gänzlich vergessen. Seinen Nachbar ließ er keine Minute in Ruhe; alle Augenblicke sang er ihm ein neugedichtetes und componirtes Lied durch den Ofen vor und war unerschöpflich an Witz und Laune.

So sehr jedoch diesen die Lieder erfreuten, so wenig ge=

fiel ihm das Schauspiel mit seinen trockenen Allegorieen, als es endlich vor einer Versammlung, die von Stuttgart und Ludwigsburg herbeigekommen war, man kann sich denken, wie steif gegeben wurde. Der General aber, der ein Mal um das andere als großer Mann darin gefeiert wurde, schwamm in einem Meere von Entzücken und gab bei jeder Stelle, die zu seinem Lobe angebracht war, der Gesellschaft eigenhändig das Zeichen zum Klatschen. Unser Freund hielt sich bei diesen Herrlichkeiten möglichst im Hintergrunde und wünschte sich weit davon, als vor den Gästen auch seine Uebersetzung paradiren mußte. Doch verdroß es ihn, daß Schubart, wie er sie kaum gehört hatte, gleich in seinem Wetteifer eine eigene ihr an die Seite stellte. Er konnte ihm dies lang nicht vergeben, sei es aus Eifersucht des leichtverletzlichen Geschlechts, dem er im siebenten Grade verwandt war, oder weil ihm die Eitelkeit, die selbst nach der kleinsten Palme greift, mißfiel. Doch rächte ihn noch der Theaterabend an seinem Nebenbuhler, den der General, statt für seine Bemühungen dankbar zu sein, wegen eines kleinen Verstoßes in der theatralischen Aufführung auf's Gröbste vor der ganzen Gesellschaft heruntermachte.

Die Niedergeschlagenheit des armen Dichters war bald wieder gehoben, als er zur Fortsetzung dieser Versuche aufgemuntert wurde. Er verkündigte dem Nachbar jubelnd durch die gewohnte Sprachlücke, daß er ein Schauspiel vor dem Herzog selbst, der mit Nächstem auf der Festung zu erwarten sei, aufführen lassen und dabei seine Freiheit erhalten werde.

Diese Nachricht versetzte auch unsern Freund in einige Aufregung, und während der Dichter Blumen und Juwelen zu dem unerläßlichen Panegyrikus sammelte, fragte er sich, was ihm bei dieser Veranlassung zu thun obliege. „Nichts!" war seine entschiedene Antwort. Er sah den Herzog wieder vor sich, wie er ihm die Pistole in's Gesicht abdrückte, wie er ihm die Brieftasche entreißen ließ, er hörte wieder jenes Fort! und war fest entschlossen, keinen Schritt zu thun und durch Schweigen die Gerechtigkeit herauszufordern.

Obgleich ihm die Himmelskunde durch Hahn's Einwürfe verbittert worden war, so kehrte er doch jetzt zu ihr zurück, und wie hätte er seine Einsamkeit besser ausfüllen können? Der kreisförmige Wall auf dem freigelegenen Berge bot ihm eine treffliche Gelegenheit, den ganzen Himmel zu überschauen, sich die festen Sternbilder, die beweglichen Sterne nach Gestalt und Namen einzuprägen. Zufrieden, sich dieses Wissen angeeignet zu haben, das er, so klein es war, doch von den meisten Menschen um sich her vernachlässigt sah, blätterte er nun wieder in den Büchern und vergnügte sich, wie es dem Liebhaber zukam, an den leichten Abschnitzeln der ernsten Wissenschaft, an den Ansichten und Vermuthungen über den Ursprung der Welt und ihr Ende und über die Beschaffenheit der Planeten. Hier konnte denn seine eigene Phantasie auch ein Wort mitreden, und er unterhielt sich halbe Nächte lang mit den leuchtenden Pilgern, die mit und nach einander durch den reinen Sommerhimmel wandelten. Und doch befriedigten sie ihn nicht. Er glaubte, da er nun ihre Namen und Zeiten kannte, in ein engeres Verhältniß zu ihnen zu treten, er fragte sie nach ihrer Geschichte, nach seinen Brüdern, die auf ihnen wohnten — aber er empfand nur zu bald, daß sie ihm auch durch das Fernrohr nicht näher gerückt waren; die großen Unbekannten zogen gelassen ihren Weg dahin, und was er von ihnen wußte, schien ihm eben das Unwesentlichste zu sein. Jede Nacht erneuerte ihm auf seiner hohen Warte das schöne Räthsel der Schöpfung, und jede verließ ihn ungenügsamer als die vorhergehende. Während diese schweigenden Boten Gottes ihre sichern Bahnen gingen, war er selbst aus der seinigen gelenkt; sein Element war der Menschengeist, der kleine Spiegel der Welt, und was nicht die engste Beziehung zu diesem hatte, das konnte seine Seele nicht auf die Dauer ausfüllen. Er betrachtete das wunderliche Schicksal dieses Lieblingskindes der Gottheit, das in seiner rastlosen grabenden Wißbegierde das Unmögliche vollbracht und selbst den Himmel bis auf eine kleine Entfernung zu sich herabgezogen hat, aber die kleine Entfernung nicht überwinden kann; das von den goldenen Kreisen des Firmaments

die einzelsten Geheimnisse, selbst ihr Gewicht und ihre Schwerkraft, herausgegrübelt hat und nur das Hauptgeheimniß nicht weiß! Er sah sie vor seinen Augen gehen und wiederkommen, er glaubte das Sausen zu hören, womit sie durch die unendlichen Räume hinflogen, — aber er konnte keine Brücke zu ihnen schlagen, die sie an das Auge, durch das er die Welt zu beschauen angewiesen war, an sein eigenes Ich geknüpft hätte.

Ermüdet vom vergeblichen Spähen in die stumme Himmelsferne war er einst in einer lauen Nacht auf dem Walle eingeschlummert. Die wenigen Schildwachen, welchen die Festung anvertraut war, gingen entfernt von ihm auf und ab, und das eintönige „Wer da," womit sie einander anriefen, störte ihn längst nicht mehr. Das Rondel, worin er gerne zu verweilen pflegte, war unbewacht, und so kam es, daß er seinen nächtlichen Aufenthalt auf dem Walle häufig der Festungsordnung zuwider verlängerte. Er hatte sich auf einen Stein am Boden gesetzt und im Schlafe den Kopf an die Mauer angelehnt.

Da weckte ihn ein leises Geräusch in seiner unmittelbarsten Nähe. Eine dunkle Gestalt stand vor ihm. Er blickte in ein lauerndes Auge, das auf ihn geheftet war, und erschreckt sprang er auf.

„St!" rief eine Stimme, und er erkannte den Soldaten, dem er seine Strafe abgebeten hatte. Er trug ein Bündel Seile auf dem Arm.

„Was wollt Ihr da?" fragte Heinrich leise.

„Durchgehen!" erwiderte der Soldat. „Wollen Sie mich verrathen?" — In seinem Tone lag eine Mischung von Vertrauen und Drohung.

„Was fällt Euch ein?" sagte Heinrich, „bedenkt doch, Ihr habt eine der schlimmsten Stellen ausgewählt."

„Sie ist nicht bewacht," sagte der Andere, „also ist sie auch nicht schlimm. Mit dem Seil komm' ich schon hinunter. Im Graben liegt eine Leiter, die hilft mir die Gegenmauer hinauf."

Heinrich's Theilnahme war im höchsten Grad erregt; er

stellte ihm die ganze Gefahr seines Unternehmens vor und sprach ihm zu, noch eine Weile Geduld zu haben und auf eine Aenderung seines Schicksals zu hoffen.

„Sie haben gut reden," erwiderte der Andere trocken. „Jetzt bin ich da, und zurück will ich nicht. Wenn Sie mich mit Reden aufhalten, so bin ich verloren; jeden Augenblick kann's einer Wache einfallen, daher zu kommen. Also sagen Sie's kurz und gut, ob Sie mich zu Grunde richten wollen. Einen Andern schlüg' ich todt, Ihnen kann ich nichts zu Leide thun."

Heinrich bedachte sich einen Augenblick. „Ich habe kein Recht und keine Pflicht, mich in die Sache zu mischen," sagte er. „Ueberlegt noch einmal meinen wohlmeinenden Rath und dann — thut, was Euch Gott in's Herz gibt."

„Das will ich thun," war die ruhige Antwort. Der Soldat entwickelte sein Seil, und Heinrich, der ihn unwiderruflich entschlossen sah, eilte leise hinweg und auf sein Zimmer, wo er mit klopfendem Herzen an's Fenster ging und jeden Augenblick die Lärmkanone zu hören erwartete.

42.

> Denn Red' und Antwort geben,
> Das schließt der Menschen Bund,
> Wie lange währt das Leben?
> Wie bald verstummt dein Mund!
> Der Mensch hat nichts so eigen,
> Als Red' aus treuer Brust.
> Dem Steine laß das Schweigen!
> Es macht ihm wenig Lust.

Nach einer ruhig zugebrachten Nacht wurde er ziemlich früh zum Commandanten berufen. Er fühlte eine Anwandlung wie von bösem Gewissen und mußte sich fragen, ob er denn etwas Unrechtes gethan habe. „Sieh' zu," sagte er

sich, „daß du nicht dieser despotischen Atmosphäre verfällst und etwas Knechtisches annimmst! Wenn ein Deserteur mit deinem Wissen fortgekommen ist, so kannst du seinem Chef deßhalb frei in die Augen sehen; bist du ja doch keiner von dessen Schergen."

Seine Besorgnisse waren ungegründet, der General zeigte eine ganz unbefangene Miene. Er traf Hahn bei ihm und erfuhr aus den ersten Worten, daß dieser, auf eine etwas entlegene Pfarre ernannt, eben seinen Abschiedsbesuch mache. Eine innige Wehmuth ergriff ihn bei dem Gedanken, daß er den liebgewonnenen Freund jetzt verlieren solle. Auch dieser zeigte eine weiche Stimmung und sah ihm unter dem Reden oft mit besonderer Herzlichkeit in die Augen. Er verhieß, auch jetzt noch dann und wann zu kommen. Der Commandant sprach von der Besetzung seines bisherigen Dienstes und äußerte Wünsche und Vermuthungen. Heinrich aber mußte immer wieder an seinen Soldaten denken und war verwundert, Alles so ruhig zu finden. Als Hahn aufbrach, um noch einen Besuch bei Schubart zu machen, beurlaubte er sich ebenfalls. Der Commandant rief ihm mit einem Wink auf den Pfarrer nach: „Petre, der Hahn krähet, willt du deinen Herrn und Heiland noch länger verleugnen?" — Unser Freund war unangenehm betroffen, empfahl sich aber mit einem Scherze.

Der Pfarrer lenkte seine Schritte an der nach dem Platze führenden Treppe vorüber und auf den Wall hinaus. Heinrich folgte ihm und antwortete freundlich, aber abschneidend, so oft er ein Gespräch beginnen wollte. Eine geheime Tücke ließ es ihm nicht zu, irgend ein Stichwort von sich zu geben; denn er ahnte, was kommen würde. Sie sahen lange Zeit schweigend in die Ebene hinab, wo die Saat schon hoch und golden stand. Ihre Spitzen, von einem leichten Winde bewegt, schlugen Wellen, die unruhig in reizender Schwankung über die Gegend hinliefen.

Der Pfarrer schien dieses geharnischte Schweigen zu verstehen und wurde traurig. Endlich, da er sich nicht allzu lang verweilen konnte, begann er geradezu: „Ich scheide von

Ihnen," sagte er, „und mit bangem Herzen. Könnte ich Sie als einen Geborgenen zurücklassen! Mein Freund, mein Bruder! Ich habe es jenem eifrigen Manne versprechen müssen, Sie gewinnen zu helfen — nennen Sie es daher keine Unbescheidenheit — auch mein eigenes Herz drängt mich — Sollte denn ein so redlicher Mensch der Wahrheit widerstehen können?"

„Theurer Freund, ich weiß, was Sie sagen wollen," versetzte Heinrich, „ich sah es Ihnen längst an den Augen an. Lassen Sie mich kurz antworten, ich möchte Ihnen nicht wehe thun. Sie sind mir so lieb, daß ich Ihnen zu Gefallen Ihr System annehmen könnte, wenn Ihnen mit dem hohlen Nachbeten gedient wäre. Auch fühle ich mich durch manche Fäden mit Ihnen und Ihren Glaubensgenossen verknüpft. Ich protestire wie ihr gegen das ungeistige und ungöttliche Wesen unsrer Zeit. Auch ich sehe die Menschheit in einem stumpfsinnigen Traume wandeln und erkenne, daß sie vom Geist durchdrungen und gleichsam wiedergeboren werden muß. Diese Geistesarbeit mag einigermaßen mit dem zusammentreffen, was ihr den Glauben nennt. Deßhalb lob' ich's auch, daß ihr zu allermeist auf den Glauben dringt und jener ärmlichen Moral entgegenkämpft, jener negativen Tugend, die von fastenden Mönchen aufgebracht worden ist und den Menschen austrocknen will, statt ihm ein gesundes Blut beizubringen. Aber, um die ganze Kluft, die zwischen uns ist, mit Einem Mal zu bezeichnen, muß ich erklären, daß ich eure Blut- und Satisfactionstheorie, den Eckstein eures Glaubens, niemals habe begreifen können. Hieraus folgt von selbst, daß ich die heilige Geschichte der alten und neuen Schrift, so heilig sie mir in gewissem Sinne ist, nicht buchstäblich nehmen kann."

„Es bricht mir das Herz," sagte der Pfarrer, „daß ein Mann, denn ich lieben muß, keine Religion haben soll."

„Es gibt keinen Menschen ohne Religion!" rief Heinrich. „Das wird aber freilich in Ihren Augen nichts Besonderes sein."

„Nein," erwiderte der Pfarrer, „und es ist auch Keinem

wohl bei dieser vagen Religion. Gestehen Sie mir offen, ist es Ihnen völlig wohl? Empfinden Sie kein inneres Mißbehagen? Nichts von dem, was der Apostel ausdrückt, wo er sagt: ‚Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Leibe des Todes?‘“

Heinrich lächelte. „Sie gehen nicht ohne Schlauheit zu Werke, mein Freund,“ sagte er, „und gleichen dem Arzte, der den Menschen ein Gemälde von Symptomen entrollt, um sie seinem Recepte zu unterwerfen. Indessen, was sollte ich es Ihnen leugnen? Ihr Prognostikon vom Unbehagen, vom Staubgeschmack, wenn Sie so wollen, trifft bis zu einem gewissen Grade bei mir zu. Wenn dagegen Sie und Ihre Glaubensbrüder sich einer ewig ungetrübten und — ungezwungenen Heiterkeit erfreuen, so bin ich nicht mißgünstig, möchte freilich gerne tauschen, wofern es ohne Gewaltsamkeit geschehen könnte. Wollen Sie aber, wie mir scheint, andeuten, daß das Gefühl, nach dem Sie fragen, ein Ausfluß des bösen Gewissens sei, daß es von dem Bewußtsein stamme, dem anklopfenden Geiste der Wahrheit zu widerstreben, dann versündigen Sie sich an mir. Ich suche nichts als die Wahrheit, und wenn Ihre Ueberzeugung mir heute als die Wahrheit aufgeht, so bin ich heute noch der Eurige. Bis dahin aber müssen Sie eben denken, ich habe kein Talent dazu.“

„Kein Talent, ein Christ zu sein!“ rief der Pfarrer. „Von Ihnen hätt' ich eine so frivole Rede nicht erwartet.“

„Nein, in allem Ernst,“ entgegnete Heinrich, „der Ausdruck hat seinen guten Sinn. Wenn ich Sie mir betrachte als einen Mann, der in nicht geringem Grade mit Geist begabt ist und dabei ein redliches Herz hat, daneben aber mich, der ich mir gleichfalls eines redlichen Willens bewußt bin, so muß ich mich in der That fragen, ob zu dem Verständniß, auf dem Sie bestehen, nicht vielleicht auch ein besonderes Talent erforderlich ist, wie zur Malerei, zur Dichtkunst und dergleichen mehr? So viel ist wenigstens gewiß, daß den Talenten etwas katholisch-Exclusives beiwohnt; auch glaube ich mich zu erinnern, daß schon einer, der außer seiner Pro-

fession von nichts wissen wollte, ein ‚Pietist in seiner Art‘ genannt wurde."

„In welchen Spitzfindigkeiten müssen Sie sich herumwinden, um der Wahrheit zu entgehen!" sagte der Pfarrer lächelnd. „Dieses Talent ist allen Menschen gegeben, und keiner kann sich entschuldigen, ein zu geringes Pfund erhalten zu haben. Ich hoffe, daß auch Ihnen das Ihrige noch Zinse tragen wird, wenn Sie Seinen Geist redlich, wie Sie sagen, auf sich wirken lassen."

„So erklären Sie mir aber doch, warum er mich — in Ihrem Sinne — so unvollkommen erschaffen hat, daß mir das Licht nicht aufgehen will?"

„Er hat Sie erschaffen wie Ihre Brüder," sagte Hahn, „und die Ursache, warum Sie nicht zur Wahrheit kommen können, stammt eben von der Erbsünde, die Sie nur theilweise erkennen. Zu dieser Mischung von Trägheit und Hochmuth sind wir alle geneigt. Sie müssen eben Gott um Vollkommenheit bitten."

„‚Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.‘ Wohl gedenke ich dieses großen Gebotes, das nach unsrer seltsamen Entstehung aus Staub und Himmelsfeuer eine schöne Unmöglichkeit ist, uns gegeben, um immer daran emporzusehen. Es deutet mir eben auf jenes Durchdringenlassen des Stoffs vom Geist, es deutet mir auf die Licht- und Gottesblicke in der Geschichte der Menschheit wie im Leben des Einzelnen."

„Der schönste Licht- und Gottesblick," sagte der Pfarrer, „ist eben doch, daß er unsere Sünden auf sich genommen und durch sein Blut uns erlöset hat."

Sie gingen eine Weile stillschweigend auf dem Walle hin und her. „Es ist der uralte Gegensatz," sagte Heinrich zu sich selbst, „Glauben und Denken! Sie sind beide aus Einer Wurzel erwachsen und werden unter verschiedenen Formen immer wiederkehren. Vielleicht ist das Denken die Religion der Männer, oder sollte es wenigstens sein; den Glauben scheint die Natur eher den Frauen zugedacht zu haben."

Durch eine sonderbare Gedankenverbindung kam ihm hier

Amalie in den Sinn, die er ganz vergessen zu haben glaubte. „Ihre Arznei," sagte er zu Hahn, „möchte wohl für die Herzenshärtigkeit meiner ehemaligen Schwägerin gut sein, die mich, wie ich vermuthen muß, um eine geliebte Braut gebracht hat. Hören Sie an! Kann ich auch nicht ganz der Ihrige werden, so will ich Ihnen doch die Offenheit eines Freundes beweisen."

Unser Held, in dessen erregtem Herzen Weltgeschicke und persönliche Beziehungen lebhaft durch einander gingen, erzählte seine Begebenheiten mit heftigen Klagen gegen die herbe Amalie, und wenn es ihm auch nicht unwillkommen sein mochte, die peinliche Unterredung mit einem andern Gegenstande zu unterbrechen, so bewies er doch durch diese sonderbare Episode seinem Gegner, wie der entschiedenste Widerstreit der Geister das innigste Anschmiegen der Herzen gestattet, ja zuweilen hervorruft. Hahn schien jedoch auf die Geschichte des abgebrochenen Verhältnisses wenig hinzuhören und kehrte, nachdem er lächelnd für diesen Beweis von Vertrauen gedankt hatte, alsbald in das verlassene Gesprächsgeleise zurück.

„Der redliche Zweifler, dem die persönliche Anknüpfung an das Erlösungsgeheimniß fehlt," begann er, „wird sie wohl am leichtesten finden, wenn er die Erziehung der Menschheit durch die Offenbarung im Ganzen und Großen betrachtet. Fassen Sie den wunderbaren Gang des Christenthums in's Auge, überschauen Sie seine Vergangenheit und schließen Sie von ihr auf die Zukunft — können Sie noch zweifeln?"

„Daß es noch seinen copernicanischen Proceß durchzumachen haben wird? Nein, das bezweifle ich nicht!" warf Heinrich hin, vielleicht ein wenig verstimmt durch die Gleichgültigkeit, womit er seine vertrauliche Mittheilung aufgenommen sah.

„O starker Geist, mit einem Wörtlein glaubst du es zu fällen!" rief der Pfarrer spottend. „Und doch," setzte er hinzu, „wenn ich die Manöver der jetzigen Theologie ansehe, diese verdeckten Apostasieen ohne Courage, so ist mir ein solcher Heide lieber. Sie gehen wenigstens offen und gerade, und einem Solchen kann Gott am ehesten beikommen."

„Bin ich auch ein Spötter und Heide in Ihren Augen," entgegnete Heinrich, „so denke ich darum von der Sendung des Christenthums nicht geringer als Sie. Es klingt zwar wie ein Spott im Hinblick auf die Dogmenhändel, Waldenser-kreuzzüge, Inquisitionsgerichte, die spanischen Bekehrungen in Amerika, auf all' die Religionskriege, die aus Anstiftung katholischer, lutherischer und calvinistischer Pfaffen diese schöne Erde verheert haben, aber dennoch ist es mir eine Wahrheit, daß Humanität das Mysterium und die Sendung des Christenthums ist. Humanität im weiten Sinne des Worts, der Himmel und Erde in sich faßt, Liebe, Hilfe, Production, That! Diese Sendung aber erfüllt es auf weiteren und verschlungeneren Wegen, als fromme Christen sich gewöhnlich träumen lassen; sie ist nicht in den engen Schooß der Kirche eingeschlossen, die vielmehr oft dagegen gehandelt und wider den heiligen Geist gesündigt hat. Ist diese Sendung einmal erfüllt, so wird — nicht die geistige Gestalt des Christenthums, aber eure Dogmatik und eure schriftgemäße Buchstäblichkeit wird zerfallen wie der thönerne Glockenmantel, wenn das reine Metall im Gusse fertig ist."

„Ich selber glaube," sagte Hahn, nachdem er einige Zeit vor sich hingesehen, „daß Gott uns vieles nur als Gleichniß gegeben hat um unsrer Schwachheit willen und daß wir's erst nach unserer Vollendung im Geist und in der Wahrheit schauen werden. — Als Disputant," setzte er nach einer Weile mit liebenswürdigem Lächeln hinzu, „bin ich zu tadeln, daß ich Ihnen Vortheile eingeräumt habe, worin Sie sich verschanzen konnten. Hätt' ich den Kampf regelrecht geführt, so wär's Ihnen vielleicht nicht so gut gegangen."

„Ich geb' es zu!" erwiderte Heinrich lachend, „mit der zunftmäßigen geistlichen Fechtart hätten Sie mich in die Enge treiben, ja wohl ganz schachmatt machen können; aber was würde solch' ein Sieg Ihnen geholfen haben? Sehen Sie zurück auf die großen Disputationen des sechszehnten Jahrhunderts, die ja sogar eine politische Bedeutung hatten, was ist dabei herausgekommen?"

„Eben darum," sagte der Pfarrer, „hab' ich Sie nicht

niederdisputiren, sondern kennen lernen wollen, und ich hoffe, wir haben uns beiderseits überzeugt, daß es uns um die Wahrheit zu thun ist und nicht um's Disputiren. — Wo soll ich Sie denn jetzt hinthun? Sie gehören nicht uns und gehören auch der Welt nicht an. Es geht mir seltsam mit Ihnen, wir verstehen einander und verstehen einander wieder nicht."

„Die Wahrheit," versetzte Heinrich, „ist gemeinsam wie das Licht, aber sie erscheint Jedem in einer eigenthümlichen Farbenbrechung, und der Punkt, wo sie dem individuellen Wesen und Bedürfniß des Einen begegnet, wird dem Andern immer räthselhaft sein. Indessen gibt es für die kämpfenden Geister ein ahnungsvolles Friedensgebiet, das ist die Gesinnung, und in dieser, mein theurer Freund, fühle ich mich einig mit Ihnen."

„Gott gebe es!" rief Hahn. „Da Sie dem Geist nicht widerstreben, so wollen wir hoffen, daß er Sie in alle Wahrheit leiten werde. Ich fühle in diesem Augenblick lebhafter als je, daß die Liebe höher ist denn alle Erkenntniß, denn sie vermag die Kluft, welche die Geister trennt, zu überspringen. Leben Sie wohl! Wir werden einander nicht vergessen."

Thränen standen in Beider Augen, als sie nach einer langen Umarmung aus einander traten.

Als die Wellen, welche diese Unterredung aufgeregt hatte, wieder etwas ruhiger gingen, fühlte Heinrich den Drang, das Schicksal seines Soldaten zu erfahren, für den er eine innige Theilnahme empfand. Er umkreiste den ganzen Wall, ging auf den Platz hinab, dann wieder auf den Wall zurück, konnte ihn aber nirgends sehen. Nach ihm zu fragen, wagte er nicht, und doch konnte er bei der allgemeinen Unbefangenheit nicht glauben, daß er seine Flucht ausgeführt habe. Endlich näherte er sich einem jungen Soldaten, den er an einer abgelegenen Stelle traf. „Mein Freund," redete er ihn an, „was war das für ein Lärm vergangene Nacht?"

„Ein Lärm?" fragte der Soldat verwundert, „ich weiß von keinem Lärmen. Der Herr muß geträumt haben."

„Das ist möglich," versetzte unser Freund und ging

beruhigt weiter. Also war nichts vorgefallen. Aber warum bekam er ihn nirgends zu Gesichte? Er sah sich rings um und hatte allerlei Gedanken, aus welchen ihn ein Lied des zuletzt angeredeten Soldaten aufstörte.

Kaum hatte er sich nämlich einige Schritte von ihm entfernt, so begann dieser zu singen:

Die Mörder flüchten weit von dannen,
Graf Salis findet ihre Spur.
Gleich sah er's ihnen an, von wannen?
Er fängt und liefert sie nach Chur.

Nach eingezogenen Berichten
Gibt man sie der Justiz in Sulz.
Wie? Gehn sie gern dahin? Mit nichten!
Es mehrt das Zittern ihren Puls.

Heinrich wurde aufmerksam; der Name Sulz hätte allein schon hingereicht, sein Ohr zu fesseln. Er blieb stehen und hörte den kläglichen Galgenreimen zu, die schlecht zu der hübschen, lustigen Stimme des Soldaten paßten. Die letzte Strophe lautete:

Hannikel schließt die Todesscene,
Sieht seine Brüder allzumal
Am Strang, und stirbt mit wilder Miene
Als ein Zigeunergeneral.

Heinrich wandte sich zu dem Burschen zurück und vernahm aus seinem Munde die Bestätigung dessen, was derselbe aus einem fliegenden Blatt gesungen hatte.

„Woher wißt Ihr das Alles?" rief Heinrich.

„Drum bin ich von Sulz gebürtig," erwiderte der Soldat, „und gestern hat mich mein Bruder besucht, der dabei gewesen ist und mir Alles ausführlich erzählt hat."

Gesprächig und mit jener Lust, die das Volk an Malefizgeschichten hat, beschrieb nun der junge Mensch die Hinrichtung der Vier, die bei dem Morde des Grenadiers die Hauptrolle gespielt hatten. „Die Weiber," erzählte er, „hat man zum Zuschauen hinausgeführt, einen ganzen Wagen voll; da haben sie geschrieen und geheult und sich die Haare aus-

gerissen, daß sie im Wind umhergeflogen sind. Der Hannikel aber hat auf einem Stuhl sitzen und ebenfalls zusehen müssen, bis die Reihe an ihn gekommen ist. Und er hat den drei Andern immerfort zugesprochen und den Weibern auch; weil er aber zigeunerisch geredet hat, so sagt man, er habe sie angestiftet, daß sie seinen Tod mit Sengen und Brennen rächen sollten. Sein Beichtvater aber sagt, das sei eine gottlose Verleumdung, er habe ihnen zugesprochen, sie sollen ihre Strafe standhaft leiden und für den Herzog und den Oberamtmann beten; auch sei er ganz christlich gestorben. Mein Bruder sagt, es glaube nicht Jedermann daran, weil man ihm einen katholischen Beichtvater zugegeben habe. So viel ist einmal gewiß, wie man des Hauptmanns Bruder, den Wenzel, hinaufgezogen hat, da hat der Hannikel mit lauter Stimme zu singen angefangen, und da hat sich der Himmel mit Wolken überzogen, und wie er die Leiter hinauf sollte, da hat er noch um etwas Erde gebeten, das sie ihm abgeschlagen haben, und ehe man ihn von der Leiter stieß, habe er den Seinigen noch zugerufen, sie werden heut' alle in Maria Einsiedeln mit einander zu Mittag speisen, und kaum daß er todt gewesen ist, während der Nottele, den sie ungeschickt gehenkt haben, noch gezappelt hat, so ist ein grausames Unwetter ausgebrochen, wie auch die ältesten Leute in Sulz keines wissen, und hat geblitzt und gedonnert und Schloßen gegeben; und in den Schloßen sind die Haare wieder gekommen, die sich die Weibsleute ausgerissen haben, und diese Haare haben die Schloßen zusammengehalten, wie die Kettenkugeln, die vordem bei der Artollerie gebräuchlich waren, daß der Hagel weit und breit Alles zusammen geschlagen hat. In Sulz heißt's bei allen Leuten: Dasmal einen Zigeuner gehenkt und nun und nimmermehr wieder."

Also der Soldat. Heinrich kaufte ihm sein Hannikelslied und einen umständlicheren Bericht über das Verbrechen, die Flucht nach Graubünden, Gefangennehmung, Urtheil und Execution, auf grauem Löschpapier gedruckt, um ein paar Groschen ab und eilte damit auf sein Zimmer, wo er das Heftchen mit eigenthümlichen Gefühlen durchlas.

Ein besonderer Abschnitt, der herkömmlicher Maßen nicht fehlen durfte, war der geistlichen Vorbereitung der Verbrecher zum Tode gewidmet; und diese Abtheilung war es, die den Leser vornehmlich mit Grauen erfüllte.

„Ein heidnischer Staat,“ sagte er zu sich, nachdem er das löschpapierene Heft weggeworfen hatte, „betrachtet den Verbrecher als einen der Rache verfallenen Feind, den er einfach ausrottet, sei es, daß er ihn dem Henker oder der Privatvollstreckung der Beleidigten übergibt. Man mag dies roh nennen, doch ist es wenigstens consequent. Der christliche Staat aber macht seinen Verbrecher zum Gegenstande eines Versöhnungsverfahrens, er läßt ihn nach allen Regeln beichtväterlicher Kunst zubereiten, bis er ihm den Frieden mit Gott und ein vollkommenes Bürgerrecht in einer höhern Welt errungen hat; und wenn er so weit mit ihm ist, versucht er dann etwa, ob nicht auch in dieser so viel niedrigeren Welt noch etwas aus ihm zu machen wäre? Nein, dann — erwürgt er ihn.“

43.

Wer kommt? Was seh' ich? O ihr guten Geister!
Mein Roderich!

Don Carlos.

Tage und Wochen waren vergangen, seit unser Freund seine Wohnung auf dem berüchtigten Berge bezogen hatte. Er hatte den Mond mehrmals ab- und zunehmen sehen, und die Weinberge zeigten ihm, wenn er auf dem Wall spazierte, ihr herrliches Grün. Er war nicht mehr ganz so ruhig wie in den ersten Zeiten seiner Gefangenschaft. Auch schien es ihm neuerdings, als ob der Commandant eine andere Miene gegen ihn angenommen hätte, und er glaubte dies veränderte Betragen seit jenem Abenteuer mit dem Deserteur wahrge-

nommen zu haben, von dem er zu seiner stillen Verwunderung immer noch nichts zu sehen und zu hören bekam; in unbefangeneren Stunden jedoch sagte er sich, es werde weiter nichts als getäuschter Religionseifer sein. Genug, es war ihm zu Muthe wie einem Gast, der nachgerade fühlt, daß er seinen Freunden unangenehm geworden ist, nur daß ihm nicht wie diesem die Thüren offen standen. Seine Tage verfloßen in immer längerem Warten auf eine Wendung des Schicksals; manchen Morgen wachte er sogar auf mit dem Gedanken, ob nicht Lottchen vielleicht ihn zu besuchen komme, und mußte, wenn er sich die Augen ausgerieben hatte, über den tollen Einfall lachen, während Wehmuth und Ingrimm wie schwere Wolken über seine Seele zogen. „Kannst du denn," rief er einst nach einem solchen Erwachen, „kannst du nicht aufhören, von ihr zu träumen, unbewachtes thörichtes Herz? Wenn sie es wüßte, sie würde laut auflachen, denn keine Feder ist leichter als so ein Mädchenherz."

Nun drangen auch Stimmen von der Außenwelt in seine Einsiedelei. Der Großfürst Paul von Rußland wurde mit seiner Gemahlin Sophie, der Nichte des Herzogs, am Hof erwartet, und die Nachrichten von den bevorstehenden Feierlichkeiten klangen so außerordentlich, daß sie auch auf der Festung Alles von sich reden machten. „All' seine ehemalige Pracht," hörte er einst bei einer Flasche Wein die jüngeren Offiziere erzählen, „werde der Herzog bei dieser Gelegenheit noch einmal aufflammen lassen und Fest auf Fest bereiten." Besonsondere Aufmerksamkeit erregte eine beabsichtigte Jagd, zu welcher jetzt schon Vorbereitungen getroffen wurden, wovon selbst Rieger mit Erstaunen sprach. Sechstausend Hirsche sollten aus dem ganzen Lande nach der Solitude zusammengetrieben werden, wo sie bestimmt waren, eine steile Anhöhe hinauf, dann in einen See zu rennen und daselbst aus einem Lusthause sich erlegen zu lassen. Eine glänzende Illumination der Solitude sollte dieses Schauspiel beschließen.

Nicht daß er sich nach dem Genusse dieser Herrlichkeiten gesehnt hätte, aber das unruhige Treiben, das von außen heransummte, das Gerede, das in seiner Nähe aufgeregt war,

die allgemeine Sehnsucht der durch Beruf oder Unglück hier Angeschmiedeten weckte seine eigene Unruhe mehr und mehr. Was sein Gemüth durch jenes Waldleben mit seinen Phantastereien und Schrecknissen gelitten hatte, das war jetzt geheilt, und sobald die Cur zu Ende war, sobald hörte sie auch auf, wohlthätig zu sein. Der Drang nach Freiheit wurde täglich heftiger, und die Gefangenschaft begann ihm nachtheilig auf Leib und Seele zu wirken. In seine Arme kam oft ein Gefühl, als ob er die Wände sprengen müßte, während er sich zugleich schläfrig und matt am ganzen Körper empfand. Dazwischen erging sich seine Phantasie in den wohlbekannten Oertlichkeiten der Solitude und sah dem geschäftigen Leben zu, das nun bald jene der Einsamkeit geweihten Räume wieder aus der Ruhe stören sollte.

Aber alle Begierden traten zurück, als das Gerücht, daß der Herzog einen Besuch auf der Festung abstatten werde, sich bestätigte. Die ganze Garnison kam in Bewegung, um ihm nach Kräften einen brillanten Empfang zu bereiten, und Schubart schmiedete unermüdlich auf seiner Esse, aber nicht auf der vulcanischen, worauf die Gesänge der Freiheit entstanden.

Unser Gefangener nahm an diesen Bewegungen nicht den mindesten Antheil. Gegen den wirklich wohlwollend gemeinten Vorschlag des Generals, nach dem Schauspiel sich dem Herzog in den Weg zu stellen und um seine Freiheit zu bitten, sträubte er sich mit seinem ganzen Stolze. „Seine Durchlaucht," sagte er mit anscheinender Ruhe, „werden schon wissen, wann das Maß der Strafe voll ist."

Herr von Rieger zuckte die Achseln und sagte nichts weiter.

Endlich kam der erwartete Tag und mit ihm der Herzog; aber er täuschte die Hoffnungen der Asperger, unter welchen das Gerücht verbreitet war, er würde die nordischen Gäste mitbringen. Diese waren noch gar nicht angekommen. Es befand sich Niemand bei ihm als Francisca sammt einem kleinen Gefolge.

Heinrich zog sich, wiewohl mit klopfendem Herzen, in

sein Schneckenhäuschen zurück und ging nicht einmal an's Fenster, um ihre Ankunft zu sehen. Auch das Theater reizte ihn nicht; er brachte den Abend in größter Stille und Einsamkeit zu und hörte nach dessen Beendigung die fürstlichen Wagen ruhig wieder abfahren. Bald darauf kam sein Nachbar an die Sprachlücke, verstimmt und fröhlich zugleich, der Herzog hatte das Schauspiel nicht ganz ausgehalten, doch schien er zufrieden zu sein, und, was die Hauptsache war, der Dichter hatte aus seiner Umgebung die Zusage erhalten, daß er binnen acht Tagen frei sein sollte. — Eine Flasche Wein war ihm auf seine Zelle nachgesendet worden. Der Leidensgefährte mußte sie mit ihm theilen; noch herzlicher theilte er die frohe Aussicht mit ihm. Schubart aber kreiste schon in tausend Planen umher und versprach ihm, gleich für seine Befreiung zu intriguiren.

„Da ist ja unser eigensinniger Trotzkopf!" rief ihm der General am folgenden Tag entgegen, als er in seiner Mittagspromenade auf dem Wall mit ihm zusammentraf. „Hätten Sie sich gestern gezeigt, wer weiß, was geschehen wäre? Der Herzog hat nach Ihnen gefragt."

„Darf ich das Nähere wissen, Excellenz?"

„O sehr gerne! ‚Was macht Unser gefangener Waldphilosoph?' sagte er, ‚hat er sich die Hörner noch nicht abgelaufen?' — Ich erwiderte der Wahrheit gemäß, daß ich keinerlei Bestie, weder mit Hörnern noch mit Klauen, in Ihnen gefunden habe. — ‚Ich sehe schon,' sagte er hierauf, ‚Unser Freund Rieger kennt ihn noch nicht, der krazt mit fremden Klauen, wenn er keine eigenen hat.'"

Heinrich stutzte. „Daß diese Worte eine Beziehung haben, muß ich freilich vermuthen, aber ich verstehe sie nicht."

„Noch ich! Besinnen Sie sich, vielleicht entdecken Sie einen Schlüssel. — Uebrigens ist Serenissimus wegen des bevorstehenden hohen Besuchs in sehr gnädiger Laune. Er gab mir Befehl, wenn Sie sich die Hörner abgelaufen hätten, es ihn wissen zu lassen. Nun wäre eine gute Gelegenheit, was Religiöses, etwa Selbstgespräche eines einsamen Denkers, aufzusetzen, die Sie durch mich an ihn gelangen ließen; wenn

der Aufsatz etwa mit einem Gebet für Seine Durchlaucht schließen würde, so wäre es gar nicht so übel. Doch Sie verstehen das vielleicht sinnreicher einzurichten als ich. Nur wäre es gut, ein religiöses Sujet zu wählen; daraus ersähe er dann doch am besten, daß Sie sich die Hörner abgelaufen haben. Auch wäre es mir um deßwillen lieb, weil darin zugleich ein Zeugniß liegen würde, wie die Gefangenen hier behandelt und angeleitet werden."

Die Ankunft eines Offiziers, der seinen Rapport abstattete, überhob unsern gequälten Freund einer peinlichen Antwort, und er benützte den Augenblick, um sich davonzumachen. Seine Schritte führten ihn die Senkung des Walles gegen das Thor hinab, durch welches eben eine wunderliche Gestalt hereinschritt. Er erkannte sie, noch ehe er die Augen zum Gesicht erhoben hatte, an den Beinen und hätte aufschreien mögen vor Ueberraschung und Freude. „Schiller!" rief er, „sehen wir uns endlich wieder!"

Der Regimentsmedicus, denn er war es wirklich, sprang dem lang vermißten Freunde an den Hals und rief: „Bei den Gebeinen meines Roller! Das ist ein unverhofftes Zusammentreffen. So hat das Gerücht also doch nicht ganz gelogen: während Einer und der Andere versicherte, du seiest Gott weiß in welchem Auftrag nach Mömpelgard verschickt, schlich eine leise Sage um, die dich aus höchst abenteuerlichen Ursachen auf Hohenneufen wissen wollte. Der gute Streicher pilgerte einmal dorthin, kehrte aber unverrichteter Dinge zurück. Nun wie ist's denn? Was hast du gethan? Was ist dir widerfahren? Bist du wirklich als Gefangener hier? Doch geht's dir leidlich, wie ich sehe."

Heinrich unterbrach den Strom der Erkundigungen mit dem Versprechen, Alles am geeigneten Orte und in der gehörigen Ordnung beichten zu wollen. „Komm' mit zum Schulmeister," sagte er, „der schenkt einen ächten Räuberwein. Wir haben einander lang nicht Bescheid gethan."

Der wandernde Dichter wischte sich mit einem durstigen Lächeln den Schweiß von der Stirne und folgte bereitwillig. „Eigentlich," sagte er, „bin ich gekommen, mein künftiges

Logis zu besehen. In der That, wir können noch Arrest- kameraden werden, ich bin mit der Festung bedroht."

Er erzählte ihm bei einer Flasche funkelnden rothen Weines, wie ein Denunciant aus Haß gegen seinen Vater die Graubündner wegen der unartigen Rede Spiegelberg's ihm auf den Hals gezogen und dadurch den Herzog vollends ganz gegen ihn aufgebracht habe. „Bei Festungsstrafe," sagte er, „hat er mir verboten, künftig etwas ohne seine allerhöchsteigenhändige Censur drucken zu lassen. Das würde schöne Schulmeisterscorrekturen geben — was meinst du? Ist's nicht besser, die uncensirte und unverfälschte Begeisterung beim Schulmeister hier oben frisch aus der Quelle zu schöpfen? Und daß ich zweimal zur Aufführung der Räuber in Mannheim war, ist auch verträtscht worden. Die Weiber können's Maul nicht halten. Damit war aber zugleich mein Chef compromittirt —"

„Was?" unterbrach ihn Heinrich, „der kleine Augé sollte dir zu dramatischen Reisen verholfen haben?"

„Nein, der überzählige General hat nichts davon gewußt, so wenig als von seinem Regiment. Der eigentliche Commandeur desselben war es, der gute freundliche Oberst Rau, der meine Meldung als krank annahm und mir vergnügte Reise wünschte. Nun denke dir, was geschieht. Es ist ein wahrer Roman. Vor einigen Tagen schickt mir Serenissimus ein Pferd aus dem Marstall, mit dem Befehl, sogleich zu ihm nach Hohenheim zu kommen und keinem Menschen etwas davon zu sagen. Wie verblüfft ich droben ankam, kannst du dir selbst ausmalen. Der Herzog aber empfängt mich wider alles Erwarten äußerst gnädig, behandelt mich ganz wie einen Gast, führt mich in seinen Anlagen herum —"

„Ei, gerade so hat er's mir auch gemacht!" unterbrach ihn Heinrich.

„Und bist dennoch hier!" lachte Schiller. „Auf einmal, wie ich mich am Wenigsten versehe, bleibt er vor mir stehen und sagt: ‚Er ist auch in Mannheim gewesen, ich weiß Alles, ich sag', Sein Oberster weiß darum.'"

„Tout comme chez nous!“ rief Heinrich. „Und daß du in Ungnade fortgekommen bist, ungefähr wie ich am Wirthshaus zur Stadt Rom die Zeche zahlen mußte, versteht sich von selbst.“

„Bitten und Drohungen hat er an mich verschwendet,“ sagte der Dichter. „Ich lass' Ihn auf die Festung setzen, ich werde Seinen Vater vom Brod bringen! Was blieb ihm zuletzt übrig als sein Leibsprüchlein: Geh' Er hin, es wird nachkommen! Der Falbe, in der That ein treffliches Thier, blieb in Hohenheim zurück, und ich mußte per pedes Apostolorum heimwandern. Gleich bei der nächsten Parade fragte mich Augé, denn bei Paraden commandirt er sein Regiment, höchst gestreng, warum ich nach Hohenheim gegangen sei, ohne mich bei ihm zu melden. Ad Mandatum Serenissimi specialissimum! erwidere ich, und der kleine Mann prallt zurück und sagt kein Wort mehr. Nun war aber die Geschichte gleich in ganz Stuttgart herum, und du kannst dir die Angst meines armen Obersten denken. Er getraute sich auf der Parade nicht, mit mir zu reden, und an jedem andern Ort war es noch auffallender. Nun weißt du, daß am Seelthor ein Eingang in die Gärten hinter dem kleinen Graben ist, wo ich beim alten Balthasar wohne. Das Haug'sche Haus aber steht durch einen Gang mit dem Elsäßer'schen in Verbindung, in welchem, da es auf der Stadtmauer steht, gleichfalls eine Thüre in die Gärten durchgebrochen ist. Den Schauplatz kennst du jetzt. Zeit der Handlung: Mitternacht zwischen gestern und heut. Dumpfes Rauschen des Nesenbachs durch sein Delta. Treten auf von verschiedenen Seiten: Oberst von Rau, ehrwürdiger Greis von achtzig Jahren mit Spuren von Feuer, und Räuber Moor, confiscirter Mohrenkopf, etwas in's Blonde spielend —“

„Tollkopf!“ unterbrach ihn Heinrich lachend.

„Nein, ich erzähl' dir's ein andermal vollständiger,“ rief der Dichter, indem er sich wieder einschenkte. „Jetzt ist's an dir! ich bin gar zu egoistisch mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Nur heraus mit der Sprache! denn eine

Liebschaft ist doch im Spiele, darauf geht das ganze Gemunkel hinaus."

„Ich weiß nicht, ob das der rechte Name für die Sache ist," versetzte Heinrich, „indessen kenn' ich die Welt zu gut, als daß ich mir's nicht gefallen lassen müßte. Aber sag' mir, was denn eigentlich gemunkelt wird."

„Nun, daß eine Dame aus der Ecole eine Zeit lang vermißt wurde, ist ziemlich allgemein bekannt; wo sie aber war, das weiß Niemand so recht zu sagen. Ein Gerücht, daß sie sich unter den Zigeunern aufgehalten habe, klang gar zu unwahrscheinlich und ist bald wieder eingeschlafen; ein anderes hat ihre Flucht mit dir in Verbindung gebracht."

„Das Unwahrscheinlichste ist dießmal, wie so oft, nicht eben das Unrichtigste gewesen," erwiderte Heinrich und erzählte seine Abenteuer, während der Dichter behaglich ein Glas hinunterschlürfte. „Du mußt mir aber die tiefste Verschwiegenheit angeloben," sagte er zum Schlusse.

„Gewiß!" erwiderte Schiller, „aber einen prächtigen Spaß von deiner maurischen Prinzessin muß ich dir erzählen. Als sie wieder in die Ecole eingeliefert wurde, war Herr von Seeger zugegen und in seinem Gefolge unser alter edler Nies, unvergeßlichen Angedenkens. Der Intendant, der ihr vermuthlich auf Pränumeration des herzoglichen Zornes die Hölle recht heiß machen wollte, sagte mit starrem Blick zu ihr: Tremblez, Madame! Die gutmüthige Franzel aber erbarmte sich ihrer und nahm sie mit in ihre Zimmer, wo die Absolution bald genug erfolgt sein mag. Als sie nun abgegangen waren, wandte sich Nies zum Intendanten und sagte: Ew. Excellenz haben ganz recht gethan, sie eine Trampel zu heißen, denn das war doch in der That eine trampelmäßige Aufführung. — Nein, ich bitte dich, erstick' nicht! Aber es ist ein gutes Zeichen: wenn man dermaßen über eine so unidealische Bezeichnung einer ehmaligen Geliebten lachen kann, so muß der Paroxysmus ausgetobt haben."

„Und was sagte der Herzog zu dieser Niesischen ‚Anmerkung', die ihm natürlich brühwarm hinterbracht wurde?"

„Der Herzog hat sich vor Lachen geschüttelt, als er's erfuhr."

„Weißt du nichts von ihr?"

„Gar nichts; doch scheint sie ganz wieder zu Gnaden angenommen zu sein. Ich wollte, ich könnte das auch von mir sagen; aber zwischen Serenissimo und mir ist eine Kluft entstanden, die nicht mehr größer werden kann. Daß ich meinen eigenen Weg gehen und meine Arbeiten nicht wie Schülerexercitien von ihm corrigiren lassen will, daß ich die Räuber, mit Umgehung des Stuttgarter Theaters, das sie doch nicht angenommen hätte, in Mannheim aufführen ließ, daß ich endlich an meinem ehrlichen Obersten nicht zum Schelm werden mochte, das hat dem Faß endlich den Boden ausgestoßen. Und doch, wenn ich's recht bedenke, war mir die Suppe schon längst gekocht. Das hat in der Akademie schon mit Kleinigkeiten, Mißverständnissen, Zuträgereien angefangen. Es ist doch wunderlich, wie aus Nichts endlich Etwas werden kann."

„Die Gegensätze," bemerkte Heinrich, „waren eben schon von Anfang an vorhanden, und unter den gegebenen Verhältnissen ist es kein Wunder, daß sie sich jede kleinste Veranlassung zum Zündkraut des Explodirens heraussfanden. Es hat seine schöne Seite, mit einem Fürsten so persönlich zu stehen, wie wir mit dem Herzog in der Akademie und zum Theil auch außerhalb derselben standen, aber kein menschlicher Verkehr hält sich auf die Länge ohne gleiches Maß und Gewicht. Wenn der Fürst, eh' man sich's versieht, den orientalischen Fürstenmantel über den Menschen werfen kann, so hätte man sich lieber gar nicht menschlich mit ihm eingelassen."

„Gewiß!" rief Schiller. „Ein Fürst, den man nicht einmal geboren sein läßt wie andere Menschenkinder, sondern im Adreßkalender mit den Worten feiert: Seine Durchlaucht haben am 11. Februar 1728 die Zahl der Hohen in der Welt vermehrt! der muß manchmal Anwandlungen respektvollen Schauers vor sich selbst bekommen."

„Impotens dominatio! Fürwahr, der Lateiner hat nicht so unrecht mit seinem Ausdruck."

„Nun, in der Pfalz ist das anders bestellt; da hab' ich nichts dergleichen zu fürchten."

„Wie so? Was willst du damit sagen?" fragte Heinrich verwundert.

„Confession gegen Confession!" sagte der Dichter, „du mußt aber ebenfalls verschwiegen sein. Ich habe Hoffnung, als Theaterdichter in Mannheim angestellt zu werden. Meine Bekanntschaft mit Dalberg wird immer fruchtbarer. Das ist ein Mann! Den solltest du kennen."

„Das wäre kein übler Tausch!" rief Heinrich. „Der Herzog hat den italienischen Hofpoeten von Mannheim schon so oft entlehnt, daß er wohl auch einmal einen Deutschen dagegen geben kann. Aber zum Glanz eines italienischen Poeten an einem deutschen Hof wird's mein armer Schiller niemals bringen, er müßte sich denn Sillieri oder Silleri oder dergleichen schreiben. Wie heißt der Mann Gottes in Mannheim?"

„Der Hofpoet? — Potz Element, ich weiß es nicht!"

„Ich auch nicht. Sieh' da, schon zwei deutsche Herzen, die ihn mit Vergessenheit bestrafen."

„Ei, da fällt mir ein — du erinnerst dich, daß ich dir an jenem anthologischen Abend mein Fürstengedicht gab — hast du's nicht bei dir? Ich hab's einem von den Mannheimer Schauspielern versprochen, und mein Exemplar der Anthologie ist mir abhanden gekommen."

Heinrich griff in die Brusttasche, zog aber die Hand zurück, als ob er dort eine Schlange berührt hätte. Er erbleichte: „Das hab' ich dir noch nicht gesagt," rief er, „daß mir mein Portefeuille in Hohenheim auf Befehl des Herzogs, der wohl ein Versäumniß vom Schönbuch nachholen wollte, abgenommen worden ist. O Narrenspiel des Schicksals! So mußt' ich denn zum Verräther an dir werden, und in demselben Augenblicke — jetzt darf ich's dir wohl sagen — wo ich mit aller Freundeswärme für dich gesprochen hatte."

Auch der Dichter war etwas bedenklich geworden. „Die Anthologie liest er nicht," sagte er, „denn er liest nur Geschriebenes. Aber meine Handschrift ist ihm freilich sehr be-

kannt — gab es doch eine Zeit, wo er mir meine Gedankenstriche nachahmte. — Laß gut sein!" sagte er, wieder aufgeheitert, „es ist ein Fädelein mehr, das mir forthilft. Meine Rolle hier ist ohnehin ausgespielt, und wenn ich nicht in Güte abkommen kann, so werd' ich, und zwar in sehr kurzer Zeit — Doch du hast an deinen eigenen Angelegenheiten zu tragen; genug, daß du die meinigen jetzt im Allgemeinen kennst. Wäre nur der Boden dem Fasse schon ganz ausgeschlagen! Es ist nicht das allein — ich tauge überhaupt nicht mehr — ich fühle mich nicht mehr heimisch — O diese sogenannte schwäbische Gemüthlichkeit! Wenn ich mich nicht schon halb als Ausländer fühlte, ich würd' ein derbes Wort darüber reden. Petersen, der nach allen statistischen Kleinigkeiten stöbert, hat herausgebracht, daß der Cichorienkaffee eine Erfindung unserer landsmännischen Industrie ist; ich mußte gleich an die Gemüthlichkeit denken, als er mir's neulich sagte."

„Wir leiden beide an einem Uebel, das sich nur durch Heimweh kuriren läßt," versetzte Heinrich. „Aber gib Acht! es wird dann vielleicht eine Zeit kommen, wo wir uns wieder nach uns'rem schwäbischen Hutzelbrode zurücksehnen."

„Wie Gott will. Doch komm', wollen jetzt nach unserem eingesperrten Patrioten sehen."

„Kannst du nicht warten, bis er seinen Spaziergang machen darf? Da könnten wir ihn zu einer Flasche Wein hieher schleppen. Geh'n wir jetzt hin, so sind wir von officiellen Gesichtern umgeben. In zwei Stunden finden wir ihn auf dem Wall."

„Ich muß heut' Abend wieder in Stuttgart sein," versetzte Schiller. „Was macht er denn?"

„Ja, davon wäre viel zu sagen. Höre, was die unmittelbare Naturgabe betrifft, da können Sechse wie du nicht neben ihm bestehen! Das ist was Göttliches, nur den Mund aufthun zu dürfen und die Geburt schlagfertig hervorspringen zu lassen, wie Minerven aus Jupiter's Haupt."

„Das ist's ja eben, was mich so an ihn fesselt!" rief Schiller lebhaft. „Dieses überlegene unbegreifliche Talent!

Wie gar nichts sind wir Andern, die wir erst mühsam durch einen künstlichen Proceß zu einer schweren Zangengeburt kommen!"

„Dafür ist er aber auch ein Naturalist im schlimmsten Sinn des Worts, der nicht die entfernteste Idee von einer künstlerischen Durchbildung hat. Er vertraute mir, er habe einmal einen Roman schreiben wollen, die ‚Geschichte eines Genies'. Hätt' er's doch gethan! Es wäre ihm ein gutes Mittel gewesen, über sich selbst klar zu werden; denn an ihm hab' ich gesehen, daß die geöffnete Lippe, die gelöste Zunge noch nicht den Dichter macht. Nun, wer kann's ihm übel nehmen, daß sein verkrüppeltes Schicksal auch seine Muse in die Tiefe mitgerissen hat! Und was er macht? das gäbe Rubriken! Das eine Mal köstliche Volkslieder, die man nach Jahrhunderten noch singen wird, als wären sie eben frisch entstanden —"

„Ist das nicht genug für einen Dichter?"

„Das andere Mal allegorische Schau- und Singspiele, durch Langeweile tödtend, zu Ehren seiner gestrengen Gönner. Ich habe schon gedacht, ob sie nicht als heimliche Mordattentate anzusehen seien."

„Freiheit! Was thut man nicht um der Freiheit willen? Die falsche Münze läßt sich ja nachher ausmärzen."

„Du bist gegen Andere liberaler, als gegen dich selbst."

„Und weiter?"

„Dann macht er Gassenhauer für die Soldaten, die an Ungezogenheit ihres Gleichen suchen, und daneben wieder geistliche Lieder, die wie Anatheme dagegen klingen."

„Das sind ein paar Musen über die Neunzahl."

„Neulich machte er ein Gedicht auf den Abzug des Pfarrers von Kornwestheim, worin der Vers vorkommt:

Christi Füße, gleich wie Messing,
Treten mehr als einen Lessing,
Treten Teufel selbst in Koth.

Schiller lachte laut auf. „Armer Lessing! Aber ein kostbarer Reim, wie mit dem Hammer geschmiedet!"

„Cyklopische Arbeit!" lachte Heinrich.
„Ja," sagte der Dichter, „in Namenreimen ist er stark."
Heinrich recitirte weiter:

> Engel, die Befehle bringen,
> Rufen dich nach Echterdingen. —
> Geh' und lasse dein Kornwesten,
> Sag' es auch zu andern Gästen,
> Kommt, denn Alles ist bereit.

„Da kannst du's selber lesen; es ist als fliegendes Blatt gedruckt worden, und ich habe es eben bei mir."

Schiller las murmelnd. „Ganz der fertige Improvisator!" rief er, „die Verse laufen, daß es eine Lust ist. Aber sieh' nur, da haben sie beim Lessing mitten im Text die Bezeichnung ‚Irrlehrer' in Klammern beigesetzt, damit die Schafe gleich mit der Nase auf den Wolf gestoßen werden."

„Ja, da ist irgend ein gemeinnütziger Scholiast drüber gekommen."

„Messingfüße," wiederholte der Dichter und wollte nicht aus dem Lachen kommen. „Ein schlechtes Pedal übrigens, das man weder am Helikon noch im Himmelreich dulden sollte. Und das pauvre Metall ist eine Blamage für unser reiches württembergisches Kirchengut."

„Hierin möchtest du ihm wohl Unrecht thun," bemerkte Heinrich. „Du weißt, er liebt, sich alterthümlich auszudrücken, und das Wort ist älter als die moderne Composition, für die es jetzt gebraucht wird. Früher aber bezeichnete es ein Metall, das theologisch wie ästhetisch zugelassen ist, nämlich das Erz."

„Das hätte der dienstfertige Scholiast auch beisetzen dürfen. Indessen hab' ich jetzt doch wieder was gelernt, und diese eure Erdwarze ist mir somit nicht blos zum Gradus ad Parnassum, sondern sogar zur — Akademie geworden."

Er verbeugte sich feierlich gegen seinen vormaligen Lehrer.

„Spotte nur!" versetzte dieser, „aber wenn man so lang nicht auf dem Katheder gewesen ist, so mag man wohl einmal von der Lehrwuth befallen werden. Doch du kannst

ruhig sein, du findest bei mir weder Akademie noch Stoa, letztere freilich so wenig, daß du wohl thun würdest, statt des Schülers den Lehrer zu machen und mir eine Bergpredigt über Sanftmuth, Friedfertigkeit und Geduld zu halten. Aber ich will dir nicht mit meinen Klagliedern beschwerlich fallen, da du an deinen eigenen Sorgen genug haben wirst."

„Laß mich nur erst in Mannheim sein und festsitzen!" rief der Dichter. „Ich will dir schon einen Boden bereiten, und dem Schubart auch. Wenn ihr nicht bald los werdet, so befrei' ich euch. Ja, sieh' mich nur an! Unter den Pfälzern weiß ich lustige Herzen, die wohl ein gutes Werk wagen um Mitternacht. Das muß sich Alles geben. Komm'! Es wird sonst zu spät für mich."

Sie gingen zu Schubart. Da aber General Rieger bei dieser Unterredung der beiden Dichter von Anfang bis zu Ende anwesend blieb, so fiel dieselbe steif und frostig aus.

44.

— — Das ist des Sängers Fluch.
Uhland.

Wiederum war eine von den bangen, stillen, dumpfen Wochen abgelaufen, welche keine Fußstapfen in der Seele hinterlassen, als Heinrich eines Abends, über den Platz gehend, an den erhellten Fenstern des Schulmeisters vorüberkam. Er hörte Gläser klirren, auf den Tisch schlagen und erkannte Schubart's Stimme, die in heftiger Bewegung redete. In der Voraussetzung seines baldigen gänzlichen Freiwerdens, woran Niemand zweifelte, hatte der Commandant seine Kette verlängert, so daß er hie und da einen Abend außerhalb seiner Klause zubringen durfte. Ehe unser Freund zu einem

rechten Entschluß gelangen konnte, war der Fuß dem Kopfe schon vorangeeilt, und er befand sich auf der Schwelle. Dort kam ihm der Schulmeister in der äußersten Bestürzung entgegen.

„Was gibt es?" rief Heinrich.

„Helfen Sie uns Herrn Schubart beruhigen! Er ist dahinter gekommen, daß man ihm die Freiheit trüglicher Weise versprochen hat, und jetzt, da der Termin abgelaufen ist, tobt er und ist ganz außer sich. Er wird uns Alle um den Hals reden."

Unser Freund eilte hinein und erblickte zunächst einen Hauptmann, der beiden Arrestanten schon manche Stunde freundliche Gesellschaft geleistet hatte und dem Dichter besonders wohlwollte. Heute saß derselbe in nicht geringer Beklemmung da und hielt, unschlüssig, ob er gehen oder bleiben sollte, sein Glas in die Hand gepreßt. Er gab dem Ankömmling einen heimlichen Wink, und Heinrich eilte, Platz zu nehmen.

Oben am Tische saß Schubart mit brennendem, von Leidenschaft schwangerem Angesicht. Seine Augen glühten und starrten in die leere Luft. Er hatte den Eintritt des Freundes nicht bemerkt. Nun begann er mit einer Stimme, die zuerst wie das Murren eines erwachenden Löwen klang und dann zum Rollen des Donners sich steigerte:

„Eine Zeit, und noch zwei Zeiten, und noch eine halbe Zeit! Harre hie, harre da! Warten, warten und immer warten auf's Bessere soll der Mensch. Im Grabe noch soll er auf den jüngsten Tag warten. Wenn ein Geist erlöst werden soll, so brüllt der Teufel: Hund, deine Zeit ist noch nicht! Wenn Leibeigene frei werden sollen, so schreit der Edelmann: das Volk ist noch nicht reif! Wenn Sklaven ledig werden sollen, krächzt ihr Barbar: man kann sie nicht freilassen, sie sind zur Sklaverei geboren!"

Er schlug auf den Tisch: „Eine Flasche Wein, sag' ich!"

Die Flasche wurde gebracht. Er goß sie auf einmal hinunter, daß der Schulmeister vor Grausen die Hände zusammenschlug. Dann stieß er sie auf den Tisch und rief,

gen Himmel sehend: „Kannst du's denn noch länger dulden, wie deine Creaturen dich behandeln? Deinen Purpur haben sie dir gestohlen und deine Majestät in Fetzen gerissen und sich darein gekleidet, und mit deinen Donnerkeilen pfuschen sie ein ärmlich Faschingswerk. Sie springen mit dir um, wie mit einem gichtbrüchigen alten Herrn, der kümmerlich von seinen Renten lebt. Wie? hast du keine Blitze mehr?"

„Gott sei bei uns!" rief der Schulmeister, „er redet Lästerungen."

„Vornehmlich gegen diesen — diesen —"

Der Hauptmann war aufgesprungen und hielt sich die Ohren zu, um dieselben nicht zu compromittiren. Jeden Augenblick konnten andere Offiziere in die Wirthschaft kommen. Heinrich faßte den Rasenden am Arm und zog ihn fort. „Nicht hier! Nur nicht hier!" rief er.

Schubart ließ sich willenlos hinausführen. „Wenn du dich nicht rührst," schrie er, „so will ich mich schon selbst von diesem Galiotenleben zu befreien wissen."

„Nur still jetzt!" rief Heinrich, indem er ihn drückte und schüttelte, „Sie sollen und müssen sich Luft machen — aber nicht hier! — Bedenken Sie die Gefahr, in welche Sie diesen treuen, anhänglichen Ehrenmann stürzen!"

Der Hauptmann, der sich an seiner andern Seite hielt, that ebenfalls sein Möglichstes mit Zureden; beide sprachen zugleich in ihn hinein, so daß er nicht zu Worte kommen konnte.

So schleppten sie ihn nach dem Wall, wo sie ihn am sichersten von unberufenen Hörern ferne halten konnten. Er ließ sich ruhig führen und war ganz still geworden. Mit einer stummen Gebärde voll schwerer Anklage wies er auf den Thurm, in welchem er so lang geschmachtet hatte. Dann ging er mit großen Schritten vor seinen Begleitern her. In der Richtung gegen Stuttgart, das in der Ferne hinter seinen Hügeln verborgen lag, ragte eine alte Bastei mit hohem Rasenaufwurfe über den Wall. Mit einem Sprung hatte er sie erstiegen. Die Beiden fürchteten, er wolle sich über die niedere Brustwehr in den Graben stürzen; sie eilten ihm

nach und suchten sich seiner wieder zu bemächtigen; er aber riß sich los, daß Beide zurücktaumelten, trat gegen den Rand vor und rief mit ausgestrecktem Arm in die Nacht hinaus:

„Schläfst du schon, Tyrann? Du sollst nicht schlafen! Durch die schweigende Ferne dringe der Ton meines Fluchs zu dir! Pocht dir das Herz? Hörst du es rauschen in der Galerie? Siehst du, wie die Fenstervorhänge sich bewegen? Rufe deine Kämmerlinge und laß dir die Unruhe von der Seele wegschwatzen. Schicke die Bedienten mit Laternen auf die Felder und Hügel hinaus, ob ein Gewitter im Anzug sei. Umsonst, durch alles Geplauder, durch alles Getümmel deiner Hoflarven hindurch dringen die Seufzer Derer, die du eingekerkert, die Schatten Derer, die du elend gemacht hast.

„Oder wiegst du dich in den Armen feiler, bezahlter Liebe? Sie lohne dir, wie du Andern gelohnt! Die siedende Feuerpein dir in die Knochen, der du den Armen wegreißest aus den keuschen Umarmungen seines Weibes, von dem süßen Lallen seiner unmündigen Kinder! Der du ihn einlullst mit lockenden Versprechungen der Freiheit, und ihn mit teuflischem Hohn wieder hinunterschleuderst in's Kerkergewölbe.

„Nein, du hast kein Herz! Du hast meinen Sohn, dem du die Affenanstalt deiner Schulmeisterslaune öffnetest, du hast ihn in Eine Abtheilung mit dem Sohne meines Verräthers zusammengesteckt, weil er von derselben Leibesgröße war. Du weißt nicht, daß Menschen menschlich empfinden! Weißt nicht, wie es der freigeborenen Seele des Dichters ist, wenn er im Käfig sitzt und die Vögel draußen vorüberfliegen sieht! Weißt nicht, was die verlassene Wittwe fühlt, wenn sie ihr einsames Lager mit Thränen badet, während du den deutschen Voltaire, wie du ihn nennst, zum Christenthum zurückführen willst, fratzenhafter Defensor du der Religion!

„Fluch dir, ewigen Fluch! Nimmer sterbend soll der Wurm an dir nagen, und dein Feuer soll nicht auslöschen! Sei einsam in deinem Alter, einsam in deiner letzten Stunde! Keinen Tropfen der Linderung flöße Liebe dir in die ver-

dorrten Lippen, wenn der heiße Todesengel drauf sitzt; denn du hast keine Seele geliebt! Wie du die Menschen mißhandelt hast und nur zu Mitteln deiner Selbstsucht gemacht, so finde Keinen, der's wohl mit dir meint! Falsche Zungen seien um dich, mit dem leeren Geplapper der Schmeichelei, das allein willkommen ist, Lobredner in's Gesicht und Fratzenschneider hinterm Rücken, aber keine Seele, die es treu mit dir meint! Fühle das in deiner Todesstunde! Uebersieh, von einem Engel aufgedeckt, dein ganzes Leben! Empfinde heulend, wie reich es gewesen wäre, wenn du Herzen um dich versammelt hättest! Sieh' es noch mit an, wie sie ekel von deinem absterbenden Leichnam fliehen, und erzähl' es deinem Hochmuth, wie du vergessen bist, noch eh' du die Augen geschlossen hast!

„Fluch dir, eitler Verderber! kindischer Peiniger! Was du am meisten fürchtest, das komme über dich! Sei lächerlich und ein Spottlied bei den Männern! Spurlos zerfallen die Gebilde deiner Eitelkeit, deine Schlösser, deine Gärten mit ihrer hohlen Pracht, und dein Stolz, das Spielzeug deiner Ruhmsucht, deine Affenschule werde nicht mehr gesehen! Dann möge ein Teufel deine Seele aus den tiefsten Klüften heraufreißen und zuhören lassen, wie die Nachwelt über deinen Trümmern — nicht schmäht, nicht flucht! Das wäre noch Nahrung für deinen Hochmuth! Nein, wie sie mit einem geringschätzigen Lächeln von dir redet und unwillig zu einem andern Gegenstande eilt. Dann zucke die Wuth in deiner ohnmächtigen Faust! Dann lodere die alte Götterlaune, den Verwegenen zu zerschmettern! Vergebens, du bist ein jämmerlicher Schemen, nichtiger als die ärmste Creatur, die über deinem Grabe Kehricht sammelt. Das sieh' mit an und laß es an dir fressen durch alle Ewigkeiten hindurch!"

Die beiden Zeugen dieses Fluches waren entsetzt zurückgetreten. Der Dichter wandte sich um, indem er die Hand gegen Stuttgart schüttelte.

„Schonen Sie sich doch!" wagte Heinrich endlich zu sagen, „solch' übertriebenes Stürmen muß Sie ja zu Grunde richten."

„Im Gegentheil!“ erwiderte Schubart ganz gleichmüthig, während er den Arm an sich zog, „da hat sich meine Natur entladen, wie in einem Gewitter. Jetzt ist mir's wieder leicht, Alles rein vom Herzen herunter; also muß es wohl dort drüben eingeschlagen haben. Uebrigens still jetzt! Es geht mir Etwas im Kopfe herum.“

Er stieg sinnend und murmelnd von dem Hügel wieder auf den Wall hinab; die beiden Andern folgten ihm besorgt.

„Ich hab's!“ rief er endlich. „Kommt, trinken wir noch ein Glas, es gilt, eine Geburtstunde zu feiern.“

„Nein,“ rief Heinrich, „Wein ist Gift für Sie. Keinen Tropfen mehr!“

Aber der unaufhaltsame Mann hatte sich schon losgerissen und stürmte auf dem kürzesten Wege zum Schulmeister zurück.

„Folgen Sie ihm,“ sagte der Hauptmann, der bisher treulich ausgehalten, „ich will in aller Eile die Posten visitiren, ich bin bald wieder da. Gottlob nur, daß Niemand in der Nähe war!“

Als Heinrich eintrat, fand er den Dichter zu seiner Verwunderung und Freude bei einem Glase Wasser. Er hielt es ihm lächelnd entgegen; der Schweiß rann ihm in Strömen von der Stirne. „Setzt Euch!“ rief er dem Eintretenden entgegen, „Schreibt! Ihr wart ja schon einmal mein Amanuensis.“

Die Thüre ging auf, und ein junger Mensch trat herein mit der Frage, ob Herr Schubart noch da sei.

„Bist du es, mein Söhnchen, mein Fourierchen, mein kleiner St. Johannes? Du kommst eben recht: setz' dich und schreib'! Du bist doch der beste Secretär, den ich finden kann. — Schreibzeug, Schulmeister! Und gebt ihm Wein! — Was bringst du denn da?“

„Das Schauspiel,“ sagte der Fourier, „das ich so schön für Sie abschreiben sollte. Sehen Sie, ob's gut gerathen ist.“

„Wie?“ rief der Dichter mit einem dämonischen Lächeln, „das Schauspiel auf den durchlauchtigsten Besuch? Den

Panegyrikus? Das ist ja ganz einzig! Höre, den nimmst du zur Unterlage! So, und nun schreib!"

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!

Der Fourier schrieb, und in Hand und Gesicht drückte sich die krampfhafte Anstrengung aus, den sturmschnellen Worten des Dichters nachzukommen. Heinrich, der im Fenster lehnte, hob sich immer höher, wie von nächtlichen Gewitterwolken getragen. Der Hauptmann war inzwischen wieder eingetreten und hörte mit bedenklicher Miene zu, beständig nach der Thüre sehend, ob keine gefährliche Zuhörerschaft anrücke.

Der Dichter schloß endlich:

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wenn sie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Gräu'l zu einem Berge häufen,
Der flammend sie bedeckt.

„Hast du geschrieben, mein Söhnchen?" sagte er, während die Feder noch flog. „Nun sieh' einmal nach der Unterlage, ob's nicht durchgebrannt hat auf die unterthänigen Krackelfüße drunter, ob nicht eine Durchlauchtigkeit die andre gefressen hat. — Mach' die Ueberschrift!" rief er ihn an, da der Fourier in seinem ordonnanzmäßigen Gehorsam nach dem gefährdeten Schauspiel sehen wollte. Dieser warf geschwind die Papiere wieder zurecht und erhob die Feder, das Dictat erwartend.

„Die Fürstengruft!" rief Schubart nachdrucksvoll und sah sich mit großen Augen um. — „Ich habe das in mir herumgetragen," sagte er nach einer Weile, „seit ich einmal in der fürstlichen Gruft zu München ein erschütterndes Requiem hörte. Nun werden die Thoren sagen, es sei eine Elegie in einer Schloßkapelle. Ich weiß es besser — Wein her! — und will's euch in's Ohr vertrauen. Es ist von keiner Schloßkapelle — es ist von Deutschland die Rede — Wein her! — wenn das einmal eine Fürstengruft sein wird.

Heran da! wir wollen inzwischen die Exequien halten. Deutschland eine Fürstengruft!"

Heinrich riß ihm die Flasche, die er schon zur Hälfte geleert hatte, aus der Hand, und die beiden Freunde mußten beinahe Gewalt anwenden, um ihn auf sein Zimmer zu bringen. Die Aufsicht war neuerdings etwas schlaffer geworden. Der Hauptmann gab der Schildwache, die ihnen aufschloß, einen bedeutenden Wink, Heinrich drückte ihr ein Geldstück in die Hand. Schubart glühte wie im Fieber. Sie hatten unsägliche Mühe, bis sie ihn endlich im Bette sahen, und mußten ihn mehrmals am Aufstehen verhindern. Endlich schlief er ein.

„Wir gehen nicht weg," sagte der Hauptmann.

Heinrich nickte.

So saßen sie neben seinem Lager und sahen einander von Zeit zu Zeit mit stillem Kummer an.

„Und sollt' ich mein hundertstes Jahr erleben," sagte endlich der Hauptmann mit einem scheuen Blick auf den Schläfer, „so wird es mich bei der Erinnerung an diesen Abend schaudern. Es war gräßlich! gräßlich! Und der Gedanke, Deutschland zu einer Fürstengruft zu machen! Hat sich Ihnen nicht das Haar gesträubt?"

„Mich überraschte dieser Gedanke nicht im mindesten," versetzte sein Mitwächter ruhig, „denn sehen Sie, wenn man die Redner des Volks auf's Aeußerste reizt, so müssen sie zuletzt auf wilde Gedanken verfallen. Gemeiniglich aber, wenn den Menschen endlich etwas einzufallen beginnt, so fällt ihnen gleich gar viel auf einmal ein."

Der Hauptmann deutete auf den Schlafenden. Der fieberhafte Sturm in Haupt und Brust hatte sich gelegt, und ein wehmüthiges Lächeln trat auf seine Lippen.

„Jetzt träumt er wohl von Weib und Kindern," sagte Heinrich und ging in eine Ecke, um sich die Thränen abzuwischen.

Da auch die längste Nacht ein Ende nimmt, so wurde es den guten Wächtern endlich Morgen. Mit dem ersten Strahl erwachte der Dichter ganz heiter und sah die beiden

Zimmergenossen verwundert an. „Wie seid ihr schon so früh hereingekommen?" fragte er.

„Wir haben die ganze Nacht bei Ihnen gewacht," erwiderte der Hauptmann.

„Was? ist es denn so schlimm gewesen? O ihr treuen Seelen, wie soll ich euch danken?"

„Ist Ihnen wohl?" fragte Heinrich.

„Ein ganz klein wenig flau; laßt mir doch Wasser kommen. Das macht die Gefangenschaft. Wenn ich frei wäre, wollt' ich gewiß dreimal so viel vertragen. Hab' ich denn tolles Zeug ausgehen lassen? wie?"

Der Hauptmann erzählte ihm mit wohlwollend verweisendem Tone, wie er gerast habe.

„Ja, ja!" sagte der Dichter nachdenklich:

„Utamur ergo parcius
Verbis, cibis et potibus,
Somno, jocis, et arctius
Perstemus in custodia!"

Es klopfte an der Thüre. Der Fourier sah schüchtern herein und sagte: „Wünsche recht wohl geruht zu haben! Ich wollte nur die Papiere bringen, die der Herr Schubart gestern im Wirthshause gelassen haben."

Der Dichter griff hastig nach den Schriften, warf das Schauspiel auf den Boden, so daß der Fourier wehmüthig auf sein Meisterstück niedersah, entfaltete das Gedicht und sagte, indem ein lebhafter Zug der Erinnerung über sein Antlitz ging: „Die Fürstengruft! ja, ja, ich weiß, weiß sehr gut. Danke dir, mein Sohn, du hast deine Sache brav gemacht."

Der Hauptmann trat auf ihn zu. „Lassen Sie doch diese Verse nicht unter die Leute kommen!" sagte er, „sie sind gar zu verletzend."

Der Dichter sah ihn an und las wieder. Er sprang auf und trat an den Tisch: „Wahrhaftig, so geht es nicht! Man muß der Axt noch einen Stiel drehen. Richtig! mit Speck fängt man Mäuse. Warten Sie nur, ich werd's gleich

fertig haben: „Ihr aber, bess're Fürsten, schlummert süße" — süße et cetera. Ich kann's jetzt doch nicht gleich zusammenbringen, die schlechten machten mir leichteres Spiel. Nun, es wird schon gehen. Noch zwei, drei Verse auf die guten Fürsten hinzugesetzt, und dann kann man das Ding jedem Herodes dediciren, weil er sich zu den Ausnahmen zählt."

Ein Blitz des Hasses fuhr aus seinen sonst so hellen, menschenfreundlichen Augen. Heinrich und der Hauptmann verließen ihn, um den entbehrten Schlaf nachzuholen.

25.

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an.
Ein Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
In's Vaterland mußt' ich hinüber schwimmen,
Das ging nicht an.

Volkslied.

Heinrich hatte den Tag auf seinem Zimmer zugebracht und fühlte sich auch am folgenden Morgen nicht zum Ausgehen aufgelegt. Sein Nachbar hielt sich still; nur einmal hörte er, daß Besuch bei ihm war.

Nachmittags endlich trieb es ihn hinaus. Er sah fremde Uniformen auf dem Platze neben Garnisonsoffizieren und fragte im Vorbeigehen einen Soldaten: „Was sind das für Herren?"

„Russen," erwiderte dieser.

„Ah so, die fremden Gäste," dachte er und ging weiter. „Wunderlich! Von den Festivitäten hat Freund Schiller gar nicht gesprochen, und auch ich habe darnach zu fragen vergessen."

Es zog ihn auf den Wall, zu einer Stelle hinter dem Schubartsthurm, an welcher er schon manches Stündchen

verträumt hatte. Wäre er sich völlig über den Grund klar geworden, warum er diese Stelle jeder andern vorzog, er hätte sie vielleicht nicht so bald wieder besucht. Heute fand er das Plätzchen besetzt und wollte schon zurückgehen, als er seinen Deserteur erkannte. Hastig eilte er auf ihn zu und klopfte ihn auf die Schulter. Der Mann wandte sich langsam herum, und unser Freund blickte in ein fahles Gesicht mit erloschenen Augen; die Jammergestalt saß gekrümmt am Boden. Er verbarg sein Befremden über diese Verwandlung und sagte: „Nun, Ihr habt Euch also anders besonnen?"

„Ich hab' wohl müssen," erwiderte jener eintönig.

„Vielleicht ist's besser so. Wer weiß, wie es Euch gegangen wäre."

Der Soldat schwieg eine Weile, endlich sagte er mit bitt'rem Lachen: „Nun, schlechter hätt's nicht gehen können."

Heinrich, welcher wußte, daß man aus dieser Art von Leuten nichts herausbringt, wenn man geradezu fragt, sagte nach einer Pause: „Es muß Euch wohl schon hinderlich gegangen sein in Eurem Leben."

„Ziemlich! Mein ganzes Leben ist eigentlich durch einen Rechnungsfehler zu Grund gerichtet worden."

„Durch einen Rechnungsfehler? Wie so?" — Er horchte hoch auf, denn er ahnte, daß das Räthsel jetzt seine Lösung finden würde.

„Nun, dadurch, daß dreimal drei Neunzehn war," erwiderte der Andere.

„Das versteh' ich nicht."

„Will's gern glauben!" lachte der Soldat. „Sie müssen mir aber versprechen, nichts davon weiter kommen zu lassen — zwar lang kann man mich nicht mehr plagen."

Heinrich versprach ihm Verschwiegenheit. Der Soldat hob an zu erzählen, indem er mit großem Nachdruck immer nur ein paar Worte hervorstieß und dann wieder einen Augenblick inne hielt. Seine Augen begannen nach und nach zu flammen.

„Hören Sie zu! Ein hoher Offizier tritt zu einem jungen alerten Bauernbuben. Du würfelst mit mir! sagt

er: gewinnst du, hier ein paar Ducaten! verlierst du, bist du mein! Soldaten standen herum, der junge Bursch' konnte nicht antworten, wie er gern gewollt hätte. Er wirft, und wirft Achtzehn. Dann wirft der Offizier, deckt die Hand auf die Würfel: Neunzehn! fort unter die Muskete! — Oh!"

Heinrich sprang in die Höhe. „Hab' ich denn das nicht schon einmal gehört?" rief er. „Sicherlich! aber es klingt mir wie aus ferner Zeit."

„Die Geschichte ist im siebenjährigen Krieg vorgefallen," versetzte der Soldat, „ich war damals ein blutjunger Bursche, und der Offizier, der so ehrlich würfelte, ist" — er wollte es flüsternd sagen, aber es klang wie ein Geschrei — „ist Seine Excellenz, der jetzige General von Rieger."

Uns'rem Freunde fiel es wie Schuppen von den Augen. Diese Geschichte hatte er von dem Schmid gehört, der ihn einst bei seinem Ritt von Illingen nach Stuttgart begleitete. Das mußte sein Sohn sein! Wo hatte er nur seine Sinne gehabt? Der Mensch sah seinem Vater noch in seiner jetzigen Verwitterung ähnlich, und war nicht neulich, als er so straff und stämmig vor dem Commandanten stand und nicht tanzen wollte, war dem Zuschauer nicht eine bekannte Gestalt vor die Seele getreten? Unglücklicher Vater! So nahe ist dir dein Lieblingssohn, und du glaubst ihn längst in Böhmen verfault!

„Ihr seid also ein Landskind?" fragte Heinrich, um der Wahrheit noch näher auf die Spur zu kommen.

„Freilich bin ich's. Und wenn mein Vater auf den Kirchthurm stieg' und rief' mit seiner starken Stimme: Christian! ich müßt's beinah' hier oben hören."

Christian! Es blieb kaum ein Zweifel mehr übrig. So hatte ja der Schmid seinen Sohn genannt.

„Aber wenn Euer Vater so nahe wohnt, warum gebt Ihr ihm keine Nachricht?"

„Was? Soll er den Jammer haben, seinen Sohn wiederum unter den Soldaten zu finden? Oder soll er in seinen alten Tagen noch so ein großes Geld schwitzen, um mich loszukaufen? Deßhalb wollt' ich mich selber ranzioniren und

in der Nacht meinen alten Vater noch einmal sehen, ob er noch lebt, und wieder in die weite Welt hineinlaufen, weiß selbst nicht, wohin. Aber es ist mir ganz conträr gegangen."

„Wenn Euch Euer Vater lieb hat," sagte Heinrich, „so rückt er gewiß das Geld gern d'ran. Bedenkt doch nur, was ihm lieber sein muß, das Geld oder der Sohn?"

„Hab's auch schon gedacht. Aber ich wußte nicht, wie ich ihm Kundschaft zukommen lassen sollte, denn man kann keinem Menschen trauen. Auch ist keiner hier, den ich nach ihm fragen könnte. Also weiß ich nicht einmal, ob er noch lebt, und ob nicht mein Bruder die ganze Erbschaft übernommen hat. Da ist so ein alter Springinsfeld aus dem siebenjährigen Krieg nicht immer willkommen. Uebrigens ist mein Peter ein ehrlicher Kerl, und mein Vater lebt gewiß noch; er hatte immer eine eisenfeste Gesundheit."

„Armer Teufel!" dachte Heinrich, dem jetzt das ganze Trauerspiel wieder in die Erinnerung kam, „dein Peter schläft schon lang, mit einer Kugel im Herzen, bei Geislingen."

Er wollte aber seiner Sache ganz gewiß sein und sagte, nachdem er eine Weile schweigend in die Gegend hinausgesehen: „Es ist doch das Vaterland! das ist immer ein Trost."

„Ja, Herr!" sagte der Soldat und strich sich den Schnurrbart: „Unser einer ist nur ein gemeiner Kerl, aber es hat mir immer etwas gefehlt in der Fremde. Bei uns ist's halt anders!"

Und doch hatten sie ihn so übel behandelt im Vaterlande.

„Es scheint, Ihr sitzt auch gerne hier," fuhr Heinrich fort, „es ist mir eine Lieblingsstelle."

„Ja, die Aussicht wär' gut."

Er ließ sich die Ortschaften benennen, die von der Stelle aus zu sehen waren. „Dort hinten," fuhr er fort, „bin ich einmal durch ein Städtchen geritten, man sieht's nicht von hier aus, aber dorthin liegt's, winklichter und holpriger ist mir in meinem Leben keins vorgekommen."

„Das ist Vaihingen," sagte der Soldat, und ein Lächeln flog über sein trübes Gesicht.

„Richtig. Und im nächsten Dorfe mußte ich anhalten, um ein Hufeisen aufschlagen zu lassen. Wie heißt das Dorf?"

„Hinter Vaihingen? zum Beispiel Roswaag."

„Nein, so hieß es nicht."

Der Soldat nannte ein anderes.

„So hieß es auch nicht." Er beschrieb den Weg. „Da wo die Straße sich gegen Pforzheim und Bretten scheidet," sagte er.

Der Soldat hatte sich halb vom Boden erhoben, alle Muskeln zitterten in seinem Gesicht. „Es heißt — ich glaub' — Illingen!" Er sagte es mit dem unwillig verhaltenen Tone, womit der Mensch oft einen geliebten Namen ausspricht, den er still im Herzen behalten möchte.

„Hab' ich dich?" dachte Heinrich. „Nun, da kann noch Rath werden. Hat er auch die Tochter mir vom Herzen gerissen, zu einem guten Werke wird er die Hand gerne bieten. Gleich morgen schreib' ich an ihn."

„Hört, Mann," wendete er sich zu Christian, nachdem sie geraume Zeit stumm neben einander gesessen waren, „ich habe mir die Sache bedacht. Vertraut Euch mir und laßt mich an Euren Vater schreiben."

Christian sah ihm lang in's Gesicht, und eine Thräne trat in seine Augen. „Es ist zu spät," sagte er, „aber Sie sollen mein Testamentsvollstrecker sein, Herr, und Gott wird's Ihnen lohnen. Wenn ich sterbe, so will ich Ihnen meines Vaters Namen sagen, und Sie wenden dann vielleicht ein paar schriftliche Worte an ihn."

„Warum denn aber nicht gleich?" fragte Heinrich mit Ungeduld.

„Ich will Ihnen," erwiderte Christian, ohne auf seine Frage zu antworten, „meinen Lebenslauf erzählen, daß Sie ihn in der Kürze berichten können."

Er holte mühsam Athem und begann: „Als mich der Oberst Rieger angeworben hatte, mußt' ich gleich nach Böhmen marschiren. Dort ergriff ich die erste Gelegenheit, und das sammt meinem halben Regiment und mit klingendem Spiel! — zu den Preußen überzugehen, wo es mir anfangs

auch ganz wohl gefiel. Und so wär's geblieben, wenn ich hätt' immer bei den Actionen mitsein dürfen. Aber ich kam nachher zu einem Garnisonsregiment, und — Herr, ich will mich nicht besser machen, als ich bin — der Mensch ist eben ein Mensch — ich dachte an meinen Vater zu Hause, und ein Mädchen hatt' ich auch daheim gelassen, und mein Schicksal machte mir zu schaffen, wenn ich sonst nicht viel zu thun hatte — da legt' ich mich auf den Suff, und damit hat man bei den Preußen wenig Ehre. D'rum, als es nicht mehr gut thun wollte, lief ich zu den Oesterreichern. Mit denen ist schon besser auszukommen, was das betrifft; auch nahm ich mich mehr in Acht. Es wurde Friede, ich blieb und hatte es gut. Ich wurde in eine Stadt gelegt, wo ich das Schmidhandwerk nebenher treiben durfte und mir manchen schönen Gulden verdiente. Es werden wohl zwanzig Jahre so vergangen sein. Ich war zufrieden; heim konnt' ich ja nicht, und Nachricht von den Meinigen wußt' ich mir auch nicht zu verschaffen. Da — stoßen Sie sich nicht an meinem Aussehen, ich war vor einem Jahr noch ein ganz sauberer Kerl und bin erst seither so alt geworden, wohl um zehn Jahre älter — da widerfährt mir's in meinen gestandenen Jahren, wie ich an gar nichts dergleichen mehr dachte, daß ein Weibsbild ihre Augen auf mich wirft; mein Schatz zu Hause hatte inzwischen seinem vorherigen Alter das Doppelte zugelegt und wird schwerlich auf mich gewartet haben, und wie es so geht, wir kamen um den Altar herum, eh' der Pfaff das Kyrie singen konnte. Nun gab's einen großen Lärmen unter der Verwandtschaft. Sie wollten mich loskaufen und zum Meister machen, und da sollt' ich das Mädel heirathen. Das hätt' ich auch von Herzen gern gethan, wenn ich nur nicht auch die Religion hätte changiren sollen. Aber dabei fiel mir immer mein Vater ein, was der dazu sagen würd', wenn er's erführe. So wußt' ich mir nicht mehr zu rathen noch zu helfen, und, Herr, der Mensch will eben heim, wenn er's noch so gut hat in der Fremde. Ich dachte, zu Haus könnte jetzt Gras über der alten Geschichte gewachsen sein, steckte mein bischen Geld zu mir, warf Mus-

kete und Schmidhammer weg und lief davon; aber sie hätten mich beinah' gekriegt."

„Nun, da kamt Ihr also in's Vaterland zurück; aber warum habt Ihr denn da auch wieder die Montur angezogen?"

„Ist gut fragen! Ich wurde unterwegs von Räubern ausgeplündert, lag ein halb Jahr in einem Gutleuthaus krank, mußte mich von Ort zu Ort durchbetteln, und da griffen sie mich an der Grenze auf. Ich glaubte freilich, mein Handel werde verjährt und vergessen sein, und hätt' mich auch nach J — wollt' sagen nach Haus gewagt, doch aber mit Vorsicht, und da hätt' ich bald gesehen, ob ich kecklich bleiben kann oder nicht. Aber als man mich an der Grenze nach meinem Namen und Vaterland fragte, da hatt' ich doch das Herz nicht, die Wahrheit anzugeben; und so stießen sie mich als Vagabunden wieder unter die Soldaten, und alle blauen Donnerwetter müssen's regieren, daß ich grad' auf den Asperg und zu meinem alten Obersten kommen mußte."

„Das war freilich ein unglückseliges Zusammentreffen!"

„Ja, Herr, das Herz kehrte sich mir im Leib um, als ich ihn sah. Es war ihm seither auch schlecht gegangen, dem Menschenschinder; dennoch aber hätt' ich's ihm zehnmal ärger gegönnt, so feind war ich ihm."

„Und er? hat er Euch denn erkannt?"

„Glaub' nicht, sonst hätt' er ja kurzen Prozeß mit mir machen können. Aber es war, als ob man ihm etwas gegen mich eingegeben hätte. Wir sahen einander kaum an, so war's fertig. Gleich vom ersten Augenblick an war er spitz gegen mich."

„Es ist," sagte Heinrich, „als ob er seinen Feind gewittert hätte."

„So was muß es gewesen sein. Und nun, was soll ich's lang machen? Ich that meinen Dienst, wie ein braver Kerl, und Niemand kann mir was vorwerfen, Niemand! Aber grün war ich ihm nicht, zu seinen frommen Faxen und seinen Tanz- und Komödiantenpossen hätt' ich mich in keinem Fall hergegeben, so aber am allerwenigsten, da ich sah, daß es

ihn ärgerte. Und je mehr es ihn ärgerte, desto verstockter war ich, und war das mein einziger Trost, mein Essen und Trinken, daß ich ihn ärgern konnte. Und wenn er schrie, der Schlag sollt' ihn rühren, so war mir das, was einem guten Katholiken sein Weihwasser ist. So kamen dann Mißhandlungen und Züchtigungen, und weil ich's, Gott weiß es, das wenigste Mal verdient hatte, so machte mich das immer verstockter. Ja, ich hab' ihm das Leben ehrlich und redlich sauer gemacht; denn wenn so ein großer Herr die Gewalt hat, zu quälen und Unrecht zu thun, so ist dem Armen und Zertretenen auch ein Stachel gegeben."

Der Unglückliche lächelte ingrimmig bei diesen Worten.

„Das ist ein armseliger Trost," rief Heinrich. „Feindschaft ernährt nicht. Das muß aufhören, Ihr müßt fort. Ich schreibe heute noch Eurem Vater."

„Es ist zu spät, Herr," sagte Christian. „Ja, wenn ich Sie früher gekannt hätte, so hätt' ich vielleicht noch glücklich werden können. Aber so saß ich da, und mußt' mein Elend kauen, und hatte Niemand, dem ich mich verrathen konnte. Das hat mir so nach und nach das Herz abgedrückt."

„Wenn Ihr nur erst in Freiheit seid," sagte unser hoffnungsvoller Freund, „so wird sich das schon geben. Jetzt faßt Euch vollends in Geduld und erleichtert Euch das Fortkommen. In wenigen Tagen muß Hülfe da sein."

„Es ist zu spät, sag' ich."

„Warum ist's denn zu spät?" rief Heinrich, auf den Boden stampfend.

„Sehen Sie denn nicht, daß ich hin bin?" antwortete der Soldat mit dem Lächeln der Verzweiflung. „Ich werd's nicht lang mehr treiben."

„Wie? eine so starke Natur!"

„Ja, wenn der Fall nicht wäre! Ich bin ja verunglückt, als ich durchgehen wollte."

„Warum sagt Ihr mir das erst jetzt? Was ist Euch denn geschehen?"

„Ich hatte dem Commandanten alle seine Seile aus der Waschküche genommen, um ihn zu guter Letzt noch einmal

rechtschaffen zu ärgern. Eine Leiter hatte ich auch gesehen; man hatte den Tag von den Bäumen im Graben Obst heruntergethan. So weit war Alles gut. Wie ich mich aber hinablassen wollte, war ich zu eilig und ungeschickt, weil ich mich so lang mit Ihnen aufgehalten hatte, und so fiel ich die ganze Höhe hinab. Herr! das war eine Nacht. Als ich endlich wieder kriechen konnte, suchte ich die Leiter, um über die äußere Mauer zu entkommen. Dort wär' ich in den Weinbergen gewesen, und wenn ich mich nur noch in einen Wald hätte schleppen können, so wär' ich doch wenigstens in der Freiheit gestorben. Aber die Leiter war nicht mehr da, Gott weiß, wer sie weggenommen hat. Also, um nicht todtgeprügelt zu werden, nahm ich, wie es gegen den Morgen ging, all mein bischen Kraft zusammen und klomm, mit Hilfe des Seils, die steile Mauer wieder hinauf, brachte das Seil wieder an seinen Ort und kroch, mit allen Schmerzen des Leibes und der Seele, in meine Hölle zurück. Ja, da mögen die Teufel gelacht haben."

Heinrich schlug die Hände vor das Gesicht. „Mensch, du brichst mir das Herz!" rief er.

„Der Jammer wird bald zu Ende sein," sagte Christian. „Ich muß mir was im Leib verfallen haben, der Tod treibt mich umher. Der Doctor, der mich in's Lazareth gesprochen hat, weiß natürlich nicht, was es ist; aber ich seh' ihm an, daß er mich aufgegeben hat. Soll ich nun meinem Vater, der mich längst verschmerzt hat, neues Leid machen? Es ist vielleicht besser, er erfährt gar nichts mehr von mir."

„Der Arzt ist menschenfreundlich," sagte Heinrich, „laßt mich mit ihm reden."

„Nein! nein!" rief Christian, „das käme vor den Commandanten."

„Was ist's mit dem Commandanten?" rief eine strenge Stimme, und General Rieger stand hinter ihnen. „Das ist mir ein sauberes und höchst würdiges Complott! Der Kerl da schleicht mir seit einiger Zeit ganz heimtückisch herum, und Sie, mein Herr, was haben Sie mit meinen Soldaten so leise abzureden?" — Er sah seinen Gefangenen verächt-

lich an. — „Sie haben für's Erste Zimmerarrest. Morgen will ich weiter fragen."

Heinrich machte eine kurze Verbeugung und wandte sich, um zu gehen.

„Und du, Kerl, kommst sogleich mit mir! Ich will dir die Heimlichkeiten vertreiben."

Heinrich, der diese Worte gehört hatte, eilte zurück. „Ich bitte Sie bei Allem, was heilig ist," rief er, „schonen Sie ihn, er ist krank!"

„Sie schweigen!" donnerte der Commandant. „Und wenn Sie es noch einmal wagen, für ihn zu sprechen, so soll er dafür doppelte Strafe bekommen. Marsch, Kerl!"

Heinrich ging auf sein Zimmer. Nach kurzer Zeit hörte er die Thüre verschließen. Er eilte an die Sprachlücke und fragte seinen Nachbar, ob er ihm wohl einen Brief besorgen könnte. Schubart versprach es bereitwillig, so bald er Gelegenheit haben würde. Der Dichter vernahm das unangenehme Schicksal seines Mitgefangenen, ohne daß dieser die Ursache weitläufig berichten mochte, und gab sich alle Mühe, ihm die Zeit zu verkürzen.

Als Heinrich endlich ungestört war, sagte er, im Zimmer auf- und niedergehend: „Nun, wenn ich diesem Menschen noch helfen kann, so bin ich doch nicht vergebens hier gewesen."

Er wollte an den alten Pfarrer in Illingen schreiben, aber so sehr die Umstände drängten, so war er doch ungewiß, wie bald der Brief fortkommen würde. „Wir sind Alle auf das Warten angewiesen," sagte er. „Wie kann ich noch klagen, wenn ich an diesen stillen Dulder denke, der in der Nähe der Heimath leidet und schweigt, der an der Pforte der Freiheit mit zerschlagenen Gliedern liegt und in die Verdammniß zurückkriecht, der stumm seine Schmerzen mit sich herumträgt! Doch es wird ja nicht am Aeußersten sein. Für körperliche Schäden gibt's Arzneien, und für Seelenleiden gibt es diesmal auch eine Hilfe, die Heimath. Wenn Alles fehlschlägt, so muß Rieger's Gewissen herhalten und den falschen Wurf zu kauen bekommen; aber heute läßt sich nicht

mehr mit ihm reden. Muth! der alte verlassene Vater soll noch seine Freude erleben!"

So tröstete er sich mit dem Gleichmuth eines Menschen, dem nicht der Hunger und der Kummer und der Tod am Herzen frißt.

46.

> Ich wohn' in meiner Liebsten Brust,
> In ihren stillen Träumen.
> Was ist die Welt und ihre Lust?
> Ich will sie gern versäumen.
> Was ist des Paradieses Lust
> Mit grünen Lebensbäumen?
> Ich wohn' in meiner Liebsten Brust,
> In ihren stillen Träumen.
>
> Rückert.

Im letzten leichten Morgenschlummer hatte er ein wunderbares Gesicht.

Es war ihm, als ob er in eine weite unabsehbare Landschaft versetzt wäre, die, so weit sein Auge reichte, voll Getreide stand. Die Aehren waren gelb und reif und harrten der Sichel. Da sah er einen Greis, der langsam durch das hohe Korn herunter kam. Gestalt und Gewand war nicht wie eines Menschen. Rosige Morgenwolken schwebten um seine hohe Stirne, aus seinen Augen drang ein nie gesehenes und doch nicht blendendes Licht, und ein göttliches Lächeln spielte um seinen Mund. In den Aehren aber erhob sich ein sanfter Wind, der nicht von Einer Seite, sondern zugleich von allen Weltgegenden kam. Er bewegte die Aehren, daß ihre Wellen von überall her durch die weite Ebene liefen; sie schienen sich rings vor der überirdischen Erscheinung zu neigen. Der Greis kam näher und erhob das Angesicht; auch in der Seele des Träumenden war es, wie in einem

wogenden Saatfeld, und er erwachte mit unbeschreiblicher Bewegung.

Indem er noch diesem Traumgesichte nachsann, hörte er, wie die Schildwache seine Thüre aufriegelte. Ein Soldat trat herein: „Einen Empfehl vom Herrn General, und hier überschicke er eine geistliche Seelenspeise, und der General wünscht, daß sie wohl bekommen möge!“ sagte er mit so steifem soldatischem Tone, daß Heinrich laut auflachen mußte, und reichte ihm ein Briefpaket.

„Was mag das bedeuten?“ rief er, als der Rekrut abgegangen war. Er besah die Aufschrift, sie war von einer unbekannten Männerhand. Auch das Siegel erinnerte er sich nie zuvor gesehen zu haben. Er drehte den Brief hin und her und erbrach ihn endlich. Aus dem Couvert fielen ihm mehrere Schreiben entgegen. Er entfaltete das erste und erblickte eine weibliche Handschrift, die ihm ebenfalls unbekannt war. Er sah nach der Unterschrift, der Brief war einfach „Amalie“ gezeichnet. Noch einmal drehte er das Papier hin und her, so wunderlich war ihm zu Muthe. Endlich las er:

„Sie werden nicht wenig erstaunen, einen Brief von mir zu erhalten. Aber wie wäre unsrem abgestandenen, verwirrten Dasein zu helfen, wenn nicht endlich ein Wunder einträte! Auch mit mir ist eines vorgegangen. Doch ich wollte nicht von mir reden, sondern nur die beiden beigelegten Briefe mit einigen Erklärungen begleiten. Die Sage, die uns zu Ohren kam, daß Sie die Freiheit wohl nie wieder erhalten würden, gab uns den Muth, mit solcher Offenheit zu Ihnen zu reden; außerdem wäre es nicht geschehen. Die Welt freilich würde sonderbar darüber urtheilen, Sie gewiß nicht! Uns jedenfalls leitete die Ueberzeugung, daß, was Sie auch für Fehler begangen haben mögen, das Innerste Ihres Herzens gut und rein ist. Möchten Sie auch uns dafür erkennen! Unsre Sendung ist in Ihrer gegenwärtigen Lage gewiß uneigennützig, sie ging aus dem Gefühle hervor, daß Sie einsam sein und sich nach theilnehmenden Menschen sehnen werden. Wenn diese Zeilen Ihnen einen frohen

Augenblick machen, so sind wir zufrieden. Nur noch Eines wünsche ich beizusetzen. Ich habe einigen Grund, zu glauben, daß Sie von meiner Schwester Ungleiches denken, was dieser Mittheilung einen bittern Beigeschmack zuziehen könnte, und erkläre mich bereit Ihnen Aufschlüsse zu geben, die sie würdig zeigen werden Trösterin und Freundin eines Gefangenen zu sein. Daß es nicht so gar schlimm bei Ihnen steht, wie sie meint, habe ich ihr schon geschrieben."

Er hatte dieses räthselhafte Schreiben zweimal überlesen, eh' er es wagte, nach den übrigen Papieren zu greifen; denn schon ahnte er, was sie enthalten würden, und hatte noch nicht den Muth, sich der seligen Gewißheit zu versichern. Endlich schlug er sie auseinander und las verkehrt und ohne Ordnung. Es war Lottchen's wohlbekannte Hand! Er sprang aus dem Bette, drückte sein Gesicht an die Fensterscheiben, kleidete sich an und griff zwischen jedem Kleidungsstücke wieder nach den Briefen der Geliebten. Wir theilen sie mit, wie sie der Zeit nach erlassen wurden. Das erste Schreiben (denn beide waren an Amalien gerichtet) begann mit zärtlichen Ausrufen des Erstaunens über eine plötzliche Aenderung, die im Herzen der Schwester sich zugetragen haben mußte. Welcher Art und wodurch dieselbe veranlaßt war, ging aus dieser Antwort, denn das war es, nicht deutlich hervor; es schien, Amalie, die durch irgend eine wunderbare Erschütterung weich gemacht und ganz geschmolzen war, hatte sich mit der neuen Empfindung in ihrer ersten Frische und Stärke rein aus eignem Antrieb an das Herz der jüngeren Schwester geworfen und sie auf's Innigste wegen ihrer früheren Härte und Verschlossenheit um Verzeihung gebeten. So viel war in Lottchen's Briefe mehr zu errathen als zu lesen. Die Abbitte war mit liebevoller Heftigkeit zurückgewiesen und unveränderliche Zärtlichkeit und Schwestertreue zugesichert. Die herzlichste Bewegung leuchtete aus dem Schreiben hervor, das immer wieder mit Ausrufen einer freudigen Verwunderung unterbrochen war und mit liebenswürdigen Beschreibungen eines stillen Hauswesens, der Sorgfalt für den Vater und seines ruhigen Wohlbefindens schloß.

Nach weiblicher Weise war eine Nachschrift hinzugefügt, welche folgendermaßen lautete:

„Ich habe immer die Feder ansetzen wollen und mich immer wieder gescheut; und doch wäre es ja recht schlecht von mir, wenn ich dir nicht jetzt mein ganzes Vertrauen beweisen wollte. Es hat mir immer in der Seele weh' gethan, daß ich gegen dich nicht das Herz haben durfte, nach H. zu fragen. Wie geht es ihm? Ist er noch immer in Stuttgart? Liebste Schwester, du sollst wissen, daß ich noch immer die alten Gesinnungen gegen ihn habe. Ach, wenn er das wüßte! Um keinen Preis darf er das erfahren! Ich kann's nicht ändern, aber eben deßhalb denke ich auch, daß er's werth sein muß. Schreibe mir von ihm, doch ja recht viel. Wenn er nur glücklich ist, so will ich zufrieden sein. Vorwürfe kann ich ihm keine machen, denn wir haben uns ja zuerst von ihm getrennt, und wenn ich damals nicht so jung gewesen wäre — Ach, jetzt ist das Papier zu Ende! Lebe wohl! Ich kann's noch immer nicht fassen!"

Die letzten Worte waren in's Siegel hineingeschrieben und kaum zu entziffern. Auf diese Anfrage schien Amalie wieder geschrieben und, was etwa von Stadtgerüchten zusammengetragen worden war, berichtet zu haben. Darauf erfolgte denn das zweite Schreiben, das wir unverkürzt mittheilen wollen:

„Gefangen ist er? und der Herzog ist unversöhnlich gegen ihn erbittert? Und du schreibst mir nicht einmal recht deutlich, warum? Ja, daß er kein Verbrechen begangen hat, das brauchst du nicht erst zu versichern, das weiß ich wohl.

„Ach, ich kann mir's schon denken. Ich weiß noch zu gut, wie wir ihn mit jener Dame durch die Straße fahren sahen. Ich fürchtete damals schon, es werde zu bösen Häusern gehen. Es ist nicht recht von ihm, nein gewiß nicht! Aber ich denke immer, wenn wir ihn nicht von uns getrieben hätten, so hätte ich ihn an meinem Herzen warm behalten, und dann hätte er nicht nöthig gehabt, mit dem seinigen in der Irre zu gehen. Denn er kann sein Herz nicht leer lassen, dafür kenne ich ihn, und wo er die Wahrheit nicht

findet, da nimmt er am Ende den Schein, weil er überall Seinesgleichen zu treffen glaubt. Gott weiß, was er sich da nun wieder für überirdische Dinge vorgelogen haben mag. Ich bin wirklich recht böse, und doch möchte ich dann wieder nichts als weinen. Er muß gewiß keinen rechten Freund gehabt haben. Aber die Männer können nicht so still und geduldig sitzen wie wir.

„Nun, jetzt hat freilich die Herrlichkeit ein Ende, und ich muß Tag und Nacht daran denken, wie er so ganz allein und verlassen in seinem Gefängniß ist und gar Niemand hat, der Theil an ihm nimmt. Dann denk' ich wieder, wenn ich nur des Schließers Tochter wäre und ihm das Essen durch den Schieber reichen dürfte; wenn es auch nicht erlaubt wäre, mit ihm zu reden, so wollte ich ihn so freundlich und tröstlich dabei ansehen, daß er genug an dem Blick hätte bis zur nächsten Essenszeit. Ach, ich bin ein thörichtes Mädchen. Nein, Amalie, du lachst mich nicht aus. Ich bete unter Thränen für ihn, Gott wird gewiß seine Lage erleichtern.

„Jetzt hab' ich ihn erst recht lieb, da er so unglücklich ist. Wir sind ganz geschieden, und ich werde ihn Zeitlebens nicht wieder sehen, aber gerade darin fühle ich, daß er jetzt ganz mein ist. Auch trag' ich gar keine Scheu ihm das zu erkennen zu geben; denn jetzt fallen alle die Rücksichten weg. Die ihn in's Unglück gebracht hat, die hat sich nun schon längst von ihm gewendet und in andre Abwechslungen gestürzt, ich weiß ja, wie das so geht. Jetzt hat er nur noch mich. Ich will nichts ohne deinen Rath thun, liebe Schwester, denn du hast ein Recht auf mich, aber sieh', ich glaube, ich bin jetzt verbunden, ihm das Versprechen zu halten, das ich ihm einst gegeben habe. Ach, es war eine unreife Jugendliebe, die nicht so bestehen konnte, aber jetzt ist sie anders geworden und weicht nicht mehr aus meinem Herzen.

„Ich habe das erst so nach und nach an mir erfahren. Ich hatte meine Unfälle und jene abscheuliche Tollkühnheit des Menschen, den meine Lippen nicht mehr nennen werden, mit Fassung ertragen und inzwischen so hingelebt. Nun weißt du ja, daß der Vater unwohl wurde und wir deßhalb

einige Wochen lang einen Vikar im Hause hatten. Davon mag ich nur mit dir plaudern. Er war ein ganz guter braver Mensch, an dem ich nicht das Mindeste auszusetzen hatte, vernünftig und gebildet, hübsch sogar, nur etwas linkisch, wie alle Stiftler, aber welche Pfarrerstochter wird nicht darüber hinwegsehen? H. war's ja auch ein wenig und wird's gewiß nie ganz verlieren. Nun, du weißt, die jungen geistlichen Herrn, trotz aller Unbeholfenheit sind sie bald im Zuge. Gewiß, dieser hätte ein gutes und liebevolles Herz verdient. Aber da lernte ich mich erst recht kennen. Ich bekam einen wahren Ingrimm gegen ihn, als er sich mir nähern wollte; es war mir, als wollte er einen Diebstahl begehen. Er nahm es sehr übel und empfahl sich so schnell als möglich, denn der Vater konnte Gottlob! sein Amt bald wieder versehen. Aber ich war glücklich seit diesem Augenblicke, denn ich wußte nun, was ich hatte. Mein Leben geht darin auf mit aller Entbehrung, und doch bin ich glücklich.

„Nein, keiner ist ihm gleich! Die Andern sind zuerst Doctoren, Magister, Schreiber, und was sie sonst für Röcke tragen mögen, und viele sind gar nichts Anderes. Er aber ist zuerst ein Mensch und hernach das Uebrige, was ihm just sein Beruf zufällig für ein Gewand umgelegt hat. So, meine ich, seien die Menschen ursprünglich aus Gottes Händen gekommen und haben sich auf Erden, was weiß ich warum, verpfuschen lassen. Dieses freie offene Herz, das so unerschrocken allen Wesen entgegenkommt, wie könnte ich vergessen, daß es mir einmal angehört hat! Auch kann ich gar nicht anders glauben, als daß es mir noch gehört, obgleich ich den Grund nicht erklären kann, und in dieser Ueberzeugung will ich leben und sterben. Selbst im Gefängniß muß er mit diesem Herzen noch mehr zum Glücke fähig sein, als die meisten Andern in der Freiheit. Wenn er es nun so recht empfinden könnte, wie ich hier in der Ferne ganz für ihn lebe, so wären wir vielleicht immer noch das glücklichste Paar auf Erden.

„Ich habe dir da einen recht langen Brief geschrieben, aber ich weiß ja, daß du voll Theilnahme bist. Und nun

zum Beschluß die Hauptsache, eine große, große Bitte. Sieh, du hast ja viele Verbindungen und kannst manches möglich machen. Ich habe mir eine Locke abgeschnitten. Wenn du sie ihm nun senden könntest und ihm dazu sagen lassen, er sei nicht so allein, wie er vielleicht glaube, es gebe noch ein Herz in der Welt — Ach, das kannst du alles viel besser ausrichten — Und Gott sei auch bei ihm — Liebe, liebe Schwester, ich kann nicht weiter schreiben. Gott segne dich für Alles was du thun magst. Es wird ihm vielleicht wohl thun, und mißverstehen kann und wird er es nicht. Verzeih, daß ich von gar nichts Anderem geredet habe, ich will bald wieder schreiben. Lebe wohl und behalte lieb

deine Lotte.

„Nachschrift. Da ist mir ein verwegener Gedanke gekommen, aber es geht nicht, wegen dem — und dem Vikar, sonst würd' ich dich gebeten haben, ihm geradezu meinen Brief zu schicken. Ich habe das alles gegen dich so herausgesagt, wie ich's nimmermehr gegen ihn im Stande wäre. Aber so kann es jetzt nicht sein. Wenn du ihm aber die Stelle herausschreiben wolltest und zu der Locke legen, wo ich dir gesagt habe, wofür ich ihn halte, ich glaube, das würde ihn freuen, und er verstünde mich besser als ich mich selbst. Vor dem Vater muß es freilich ein Geheimniß bleiben, aber nur um sein Alter nicht zu beunruhigen, denn wenn er mich fragte, so wollt' ich's ihm freimüthig bekennen. Ich bin gewiß, daß es nichts Unrechtes ist. Wir sind zuerst unserem Herzen Rechenschaft schuldig, und was dieses billigt, das will ich getrost verantworten. Ich küsse dich tausendmal.

„Ach, sein Herz wird mich verstehen, das sag' ich mir immer wieder vor. Ein solches Herz konnte freilich nicht ohne Irrthümer durchkommen.

„Nein! Schick' ihm blos die Locke. Wir dürfen nicht zu weit gehen. Jetzt aber auch keine Nachschrift weiter! Adieu, Schwesterherz!"

* * *

Und unser Freund? Wir wollen ihn verlassen und uns eine Zeit lang auf den Wall zu den Lerchen begeben, die er einst beneidete; denn wir würden jetzt doch nichts aus ihm herausbringen und so wenig eine Antwort erhalten, als der gute Schubart, welcher zehnmal durch die Sprachlücke herüber fragte, was ihn denn so ungewöhnlich in's Feuer gebracht habe.

Nun endlich, wie das Schönste, was dem Menschen begegnen kann, wieder Gestalt und Worte in ihm findet, und die erste Ungeduld, Schlösser und Riegel zu zerbrechen und seinem Mädchen an den Hals zu fliegen, überwunden ist, sehen wir ihn mit der Locke beschäftigt, die anfangs unbeachtet aus dem Couvert herausgefallen war, und die er unter seligen Thränen küßt und beschaut.

„Hat sich meine Erinnerung verwischt? Oder bist du wirklich dunkler geworden? Wie glänzend hell waren jene blonden Haare! Ach, der dunkle Anflug sieht vielleicht noch schöner aus, aber er spricht vorwurfsvoll zu meiner Seele, er erzählt mir von Schmerzen, die ich mitverschuldet habe!

„Nein, ich habe es nicht verdient! Ihr ganzes Geschlecht muß ich um Verzeihung bitten. In dumpfer Gleichgültigkeit war mein alter Glaube an Frauenwerth und Frauenhoheit untergegangen, und während ich Thor mich in eine sophistische Verzweiflung hineinredete, hat sie das Kleinod ihrer Liebe durch Schmerzen und Entbehrung hindurch getragen und hat ruhig gelitten, wo keine Siegeskrone für Schweigen, Leiden und Lieben zu hoffen war. O Mann, welch' ein armselig Ding bist du!

„Wohl hast du Recht gehabt, unschätzbare Schwester, unbegreifliche! Daß du ohne lange Wahl mit einem herzhaften Wurf diese Briefe mir in die Hände spieltest. Auch du beschämst mich. Welche Verwandlung der harten, störrischen Amalie! Ich bin von Räthseln umgeben, aber was thut's? Das Wichtigste ist kein Räthsel mehr, ist meines Lebens Evangelium.

„Sie ist unschuldig! Ihr Auge sieht mich, himmlisch aufgeschlagen, aus diesen Zeilen an. Ein Herz, in welchem solche Früchte aufgehen, hat kein Unkraut in sich beherbergt.

„Ich will gar nicht fragen; was bedarf ich weiter Zeugniß! Wie es auch sein mag, sie ist unschuldig! Und was bist du ihr gegenüber?

„Ja, wär' ich wie du mich träumst! Wahrlich, du hast den Menschen belauscht, wie er mit den unschuldigen großen Augen aus den formenden Händen des Schöpfers kam. Ach, das kann kein Mann begreifen! Wir werden alle in unsere Uniformen hinein betrogen. Daß ein Mädchen diesen Gedanken aussprechen kann, das gibt mir das Leben wieder. Und welch' ein Mädchen? Mein, mein Mädchen! Womit kann ich meinen Unglauben zur Genüge abbüßen? O selige Demüthigung!"

Er las und las wieder. Das Couvert lag noch am Boden, er hob es auf und besah die unbekannte Hand; denn je trunkener unsere Seele durch die Himmel schwärmt, desto gemächlicher und prüfender wird das Mechanische in uns nach dem Unwichtigsten greifen.

„Eine Seelenspeise! Hat er nicht so gesagt, der pedantische Herr meiner Tage? Freilich hat er mir eine Seelenspeise gesandt; aber sollte das in seinem Sinn gelegen haben, und vollends nach dem Auftritt von gestern? Schwerlich! — Doch was zerbrech' ich mir den Kopf? Was nöthig ist, werd' ich schon erfahren. Das sind lauter Nebensachen. Das Wunder ist da, was will ich weiter wissen?"

Er ging im Zimmer auf und ab, sein klopfendes Herz mit den Händen haltend. Dann riß er ein Fenster auf, die heißen Schläfen zu kühlen. Dann eilte er an den Tisch und breitete all' sein Papier vor sich aus, um im ersten Drang der Gefühle an Lottchen und an die wunderbar aufgeschlossene Schwester zu schreiben. Aber seine Gedanken drängten sich so, daß es ihm unmöglich war, einen Brief anzufangen.

Zu seiner Ehre müssen wir jedoch sagen, daß auch in dieser Trunkenheit ein Gedanke ihn mächtig überfiel, die Erinnerung an den unselig schmachtenden Soldaten. Sie kam plötzlich wie eine Geisterstimme, und er sprang empor, als ob ihn etwas am Schopf ergriffen hätte.

„Ja," rief er bitter aus, „der gemeine Mann ist immer

das Lastthier, das in einem stillen Winkel ohne Grabschrift verkommen mag! Die vornehmen Herren erhalten ja doch zuletzt ein Confect für ihre edlen und wohlgeborenen Empfindungen."

Er ballte die Hand und schlug auf den Tisch. „Das ist das Erste und Nächste, denn der Augenblick ist Meister darüber!" rief er und setzte sich hin, einen Brief an die Geliebte zu schreiben, der vor Allem ihre Thätigkeit für den Sohn des Schmids in Anspruch nehmen sollte. Wohin mit dem Briefe, das wollte er nachher überlegen.

Eben als er die Feder eintauchte, rasselte es an der Thüre. Er hörte Stimmen draußen. Die Schildwache schloß auf. Dann klopfte es leise und höflich. „Wer es auch sein mag," murmelte er, „mögen ihn alle bösen Geister fassen und von hinnen führen. — Herein!"

47.

Faust: Wie fangen wir das an?
Mephistopheles: Wir gehen eben fort.
Goethe.

In der geöffneten Thüre stand ein junger Mann, in welchem er einen seiner Schüler von der Cavaliersabtheilung erkannte, nicht eben den talentvollsten, aber einen der bescheidensten und lernbegierigsten, der vor Kurzem erst die Akademie verlassen haben konnte.

„Wie, lieber Graf," rief er ihm entgegen, „Sie besuchen mich in meiner Einsiedelei? Das ist schön von Ihnen, das überrascht mich!"

Der junge Graf eilte herein. „Mein theurer Lehrer, mein verehrter Freund, wie geht es Ihnen? Leidlich, will ich hoffen! Lassen Sie sich betrachten, Sie sehen immer noch

recht gut aus. Nicht jeder Meister vom Stuhle könnte es ertragen, seine Philosophie so auf die Probe stellen zu lassen."

Heinrich lächelte: „Auch ist es nicht die Philosophie allein, was mich hier aufrecht gehalten hat. Es ist vorzüglich die Theilnahme guter Menschen, die mir auch in diese zweifelhafte Lage nachgefolgt ist."

„Und die Hoffnung!" sagte der Graf, der diese letzten Worte auf sich selbst beziehen mußte. „Wie? Und ahnen Sie denn nichts aus meinem Besuch?"

„Ihre Freundlichkeit, Ihre Güte —"

„Sie sind frei!" rief der Graf, indem er mit der lebhaftesten Freude seine beiden Hände faßte. „Sie sind frei!"

„Ich will nicht hoffen!" rief der Gefangene in der Verwirrung dieses Augenblicks, so daß der Graf sich herzlich lachend auf einen Stuhl warf.

„Bereiten Sie sich, Neuigkeiten zu hören!" sagte er nach einer Weile ruhiger. „Daß an Ihrer Befreiung seit geraumer Zeit gearbeitet wurde, dürfen Sie glauben. Ich verlasse mich auf Ihre Verschwiegenheit, wenn ich Ihnen von einem geheimen Bunde sage, dessen Mittelpunkt eine hohe Dame von vortrefflichem Herzen ist; nun, Sie ahnen schon, wen ich meine. Aber es mußte Manches zusammenkommen, bis die Sache so weit war. Nun ist sie aber noch weiter gediehen. Sagen Sie mir: haben Sie Lust, in's Ausland zu gehen?"

„Also Verbannung?"

„Nein! Oder doch wenigstens eine höchst ehrenvolle. Haben Sie Lust, Erzieher an einem kleineren fürstlichen Hofe zu werden? Sie finden das Nähere in diesen Papieren."

„Da ich eine vielfache Zucht durchgemacht habe," sagte Heinrich nachdenklich, als er gelesen, „so wäre ich vielleicht nicht ganz unfähig."

„Sie bekommen zwei allerliebste, hoffnungsvolle Prinzen und haben, wie Sie da ersehen können, ganz freie Hand in der Erziehung. Eine Prinzessin ist nicht dabei; sonst hätte der Herzog vielleicht Anstand genommen, Sie zu empfehlen."

„Wie schalkhaft und wie dunkel!"

„Ja, das war immer die größte Schwierigkeit! Der Herzog hatte einen Verdacht auf Sie, den ihm meine Gemahlin mit aller Ueberredung nicht benehmen konnte."

„Ihre Gemahlin? Ich erstaune! Versteh' ich Sie?"

„Nun freilich, der Wildfang ist meine Frau geworden," sagte der Graf und weidete sich an seiner Verlegenheit.

Heinrich sah verwirrt zu Boden. Er war sich bewußt, daß die wilde Waldkönigin ihrem nunmehrigen Gemahl denn doch allerlei hätte beichten können von Gedichten und andern Huldigungen, wozu er nicht recht wußte, was für ein Gesicht machen. Endlich nahm er sich zusammen und stattete seinen Glückwunsch ab, aber mit einem Ton, in welchen etwas so sonderbar Mitleidiges gemischt war, daß er sich genöthigt sah, ihn mit Lebhaftigkeit und einem künstlichen Feuer zu wiederholen.

„Also das Haupthinderniß war entfernt," fuhr der Graf fort, „und nun war es leicht, Ihre Befreiung zu betreiben. Jene phantastischen und im Uebrigen so harmlosen Possen sind vergessen, und auch wir unsererseits gedenken uns durch eine lange Hochzeitreise dem freundschaftlichen Andenken der neugierigen Welt zu entziehen."

„Ich bin Ihnen großen Dank schuldig," versetzte Heinrich mit mühsam unterdrückter Bitterkeit. „Wahrhaftig, Seine Durchlaucht hätte mich hier oben verfaulen lassen müssen, da es keine Rechtfertigung für die Strafe gab."

„Er war in einer maussaden Laune," sagte der Graf, „und wußte nicht gleich, was mit Ihnen anfangen. Da mag denn Alles so zusammengewirkt haben. Ich bin überzeugt, daß er's nachher bereute, denn Sie dürfen glauben, daß er immer ein eigenes Interesse für Sie hatte und mit Freuden diese herrliche Gelegenheit ergriff. Sie ist gewiß ganz auch Ihrem Sinn angemessen: denn wenn man einmal auf einander geschossen und einander eingesperrt hat, so thut man doch nicht mehr bei einander gut."

„Mein theurer Graf, ich muß bitten, durch solch' leichtsinniges ‚Bei einander' und ‚Mit einander' die Geschichte

nicht zu verwirren. Meines Erinnerns sind jene Thathandlungen sehr einseitig gewesen."

Der Graf brach in ein lustiges Gelächter aus. „Wie dem sei," sagte er, „der Wunsch ist gewiß reciproc, jetzt in Freud' und Frieden aus einander zu kommen."

„Ja, das muß ich gestehen. Aber sagen Sie mir nur, wie es kommt, daß ich so plötzlich, so ganz ohne mein Zuthun diesen Ruf erhalte?"

„Mein Freund," sagte der Graf, „es ist endlich einmal Zeit, Ihrer Verdienste zu erwähnen. Ihr Geist, Ihre Art, die Lehre im Leben darzustellen, Ihre freundlichen Sitten haben Ihnen in der Akademie Freunde genug erworben, an welchen Sie oft wie im Traum vorübergegangen sind, und durch die abgehenden Zöglinge sind Sie selbst im fernsten Ausland empfohlen. Man ist daher an Ihrem neuen Bestimmungsorte längst auf Sie vorbereitet, obgleich die Wahl dem Herzog überlassen und ganz von ihm ausgegangen ist — und Sie werden daselbst eine liebe Heimath finden. Auch Dalberg, der Allerweltsgeneralconsul, durch dessen Hände die Sache ging, ist bereits auf ähnliche Art von Ihnen unterrichtet und freut sich, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Wie? Herr von Dalberg in Mannheim, der Beförderer alles Schönen und Großen?"

„Wie ich Ihnen sage, Wolfgang Heribert von Dalberg, der Mann, der in allen Beziehungen und Verhältnissen dilettirt. Er ist eben jetzt bei unsern Festins, um die höchsten Herrschaften zu becomplimentiren, und Sie können ihm gleich morgen Ihre Visite machen."

Heinrich faßte sich an die Stirne; diese rasche Entwicklung seiner Schicksale betäubte ihn. „Nun aber ein Hauptpunkt!" sagte er, „ich bin — ich bin gebunden, ich — kann nicht ohne Anfrage über meine Zukunft verfügen."

»C'est le dernier coup!« rief der Graf. Wie? Versteh' ich Sie? Eine zarte Liaison? Ja? Gott, welches Unrecht hat man Ihnen gethan! Eine Braut? Reden Sie, oder ich sterbe!"

„Ich kann und darf Ihnen nichts Näheres sagen; aber

wenn ich ganz von mir abhinge, würd' ich in wenigen Tagen Hochzeit machen."

Der Graf schlug die Hände zusammen und that ein paar Sprünge durch das Zimmer, wie der leichteste Junggeselle; dann eilte er auf ihn zu und erstickte ihn mit Umarmungen; endlich warf er sich auf einen Stuhl und lachte ganz ausgelassen. „Kehren Sie sich nicht an meine Tollheit!" rief er noch immer lachend, „wenn Sie mich gehört haben werden, so werden Sie mir verzeihen." — Er sprang wieder auf und faßte ihn an den Händen: „Da drehen sich nun ein paar Menschen um einander herum — zwischen ihnen der allerintricateste Embarras, die allerdelicateste Commission — und wenn man recht hinsieht, so hat der Zufall schon die Tafel servirt. Wissen Sie wohl, daß ich Ihnen gerade dieses Auskunftsmittel vorzuschlagen hatte? Und mit aller Zartheit nicht wußte, wie ich mein Sprüchlein anbringen sollte? Warum mußten Sie mich denn so lang miniren und schwitzen lassen, bis Sie mir aus der Noth heraushalfen?"

„Ich verstehe Sie nicht!" erwiderte Heinrich, der sein Herz von einer bangen Ahnung zusammengeschnürt fühlte. „Was verlangt man von mir?"

„Gar nichts, als daß Sie heirathen, und zwar nach freister Wahl! Das ist der beste Weg, allen etwaigen abenteuerlichen Gerüchten, falls sie auch bis in jene Residenz gedrungen sein sollten, den Garaus zu machen. Serenissimus hat Sie deßhalb förmlich als einen verheiratheten Mann angekündigt, so daß Sie gar nicht mehr anders können. Dies ist die Bedingung, die ich Ihnen nennen sollte und die mich veritabel in der Kehle gewürgt hat."

„Das ist in der That zum Tollwerden!" rief Heinrich, mit dem Grafen in die Wette lachend, „der Kopf dreht sich mir, wenn ich bedenke, wie seit einigen Stunden Alles zusammenkommt, um mein gestrandetes Schifflein wieder flott zu machen, ohne daß ich einen Finger zu rühren brauche."

„Das ist nicht mehr als billig! Sie haben sich lang genug abgearbeitet und sind mit allen Anstrengungen seitwärts getrieben worden und am Ende gar sitzen geblieben.

Jetzt ist's ganz in der Ordnung, daß das Schicksal für Sie die active Rolle übernimmt. — Sie haben dabei immer den Trost," setzte er schalkhaft lächelnd hinzu, „Wirkungen zu ernten, deren Ursachen Sie selbst ausgestreut haben. Nun, so geben Sie mir doch mein Testimonium! Philosophir' ich nicht wie ein Engel?"

„Sie könnten jeden Katheder besteigen," sagte Heinrich und drückte ihm die Hand. „Aber was steh' ich da und plaudere? Fort, der Boden brennt unter mir! Schubart! Schubart!" rief er, nach dem Ofen eilend.

„Mein Gott, compromittiren Sie mich nicht!" rief der Graf.

„Er ist nicht da!" sagte Heinrich, der die letzten Worte nicht gehört hatte. „Adieu, armer Freund! Und nun kommen Sie! Ich habe lang gut gethan, aber jetzt will ich auch keine Minute länger bleiben!"

Er faßte den Grafen an der Hand, um ihn fortzuziehen. Dieser aber machte ein verlegenes Gesicht. „Nein, so geschwinde geht's denn doch nicht!" sagte er, „wir haben noch einen Punkt mit einander abzureden, und das ist auch eigentlich der Grund, warum ich mir's ausgebeten habe, Ihnen persönlich Ihre Freiheit ankündigen zu dürfen. Sie können nicht so offen fortgehen."

„Was? Muß ich denn ausbrechen?" rief Heinrich von Neuem lachend.

„C'est ça. Sie gehen heut Abend in aller Stille, wie Sie gekommen sind, und deßhalb werden wir uns jetzt zum Commandanten verfügen und das Nöthige mit ihm besprechen. Sie echappiren ihm gewissermaßen, übrigens ohne alle Nachfrage und Verfolgung."

„Ist das Ernst?" fragte Heinrich, dessen Miene sich plötzlich geändert hatte.

„Es ist kein Befehl zu Ihrer Freilassung ertheilt, und wird und kann auch keiner ertheilt werden. Nein, liebster Freund, stoßen Sie um einer Bagatelle willen Ihr Glück nicht von sich! Was liegt an der leeren Förmlichkeit?"

„Da man sich," sagte Heinrich sehr verstimmt, „die

Mühe genommen hat, mich festzusetzen, so kann man auch die Mühe haben, mich wieder freizusprechen."

„Nun eben!" rief der Graf, halb ärgerlich, halb lustig, „auch jenes ist ohne alle gehörige Formalität geschehen! Sie sind sozusagen persönlicher Gefangener des Commandanten und laufen in keiner Liste. Warum haben Sie den Fehler begangen, sich das gefallen zu lassen? Jetzt müssen Sie, wenn Sie nicht hier grau werden wollen, sich auf die gleiche unceremoniöse Weise zur Freiheit bequemen."

„Und wie werd' ich in meiner neuen Sphäre angesehen sein, wenn mir die Sage folgt, ich sei von der Festung entsprungen?"

„Pah, keine Seele weiß, daß Sie auf der Festung waren."

„Aber vor noch nicht zwei Stunden erfuhr ich, daß man in Stuttgart sagt, ich sei zu lebenslänglicher Gefangenschaft verdammt."

„Das sind unbestimmte Gerüchte, die durch Gegengerüchte niedergeschlagen werden. Die Empfehlung des Herzogs gibt Ihnen einen Charakter, gegen den kein solches Geschwätz aufkommen kann. Ich verpfände Ihnen mein Wort, daß von unserer Seite alles Nöthige geschehen soll, um Ihnen jede Verlegenheit zu ersparen."

„Nun gut. Warum dann aber nicht sogleich fort?"

„Bei Nacht und Nebel! so lautet die gemessene Ordre."

„Welche Grille!" rief der Gefangene unmuthig.

„Hat es Ihnen nicht Ihr ganzes Schicksal gepredigt, daß man den Grillen der Erdengötter nicht entgehen kann?" rief der Graf ungeduldig. „Glauben Sie denn, Unsereiner sei besser dran als Sie? Wenn Sie mit dem Fürstenthum der Gegenwart überworfen sind, so haben Sie ja nun die Zukunft in Ihrer bildenden Hand."

Er war bei diesen Worten ernst geworden. Unser Freund sah ihn an und trat an's Fenster. Noch lag der Brief seines Mädchens auf dem Tische. Er raffte die Papiere zusammen und steckte sie zu sich. „Ist denn das nicht die Hauptsache?" dachte er, „soll ich um elende Rechenpfennige auf mein bestes Gold verzichten?"

Der Graf war ihm gefolgt und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Reißen Sie mich aus der Unruhe! Geben Sie nach! Ich halte auch etwas auf Ehre, und ich versichere Sie, daß ich mich an Ihrer Stelle keinen Augenblick bedenken würde. Nicht wahr, ich schicke heute Abend meinen Wagen? Mit Anbruch der Nacht verlassen Sie die Festung und gehen ungehindert zum Thor hinaus. Im Dorf Asperg treffen Sie den Wagen und können, wenn Sie wollen, sich nach der Solitude führen lassen, um die große Illumination mit anzuschauen. Kein Hahn wird nach Ihnen krähen. Sie dürfen öffentlich in Stuttgart erscheinen, Sie dürfen ungescheut zu Dalberg gehen. Morgen besuchen Sie ihn. Dann besorgen Sie die übrigen Affairen, die zarteste nicht zu vergessen, über Hals und Kopf; denn ich kann Ihnen keinen Tag mehr zugeben. Auch werden Sie dringend erwartet. Und nun zum Commandanten, daß wir Abrede mit ihm nehmen! Ich bin sehr pressirt."

„Ich sollte ihn ohnehin etwas fragen, aber — er hat mich in's Zimmer gesprochen."

„Thut nichts! Kommen Sie! Mein Talisman öffnet alle Schlösser. — Was giebt's denn da? bringen sie einen Todten oder Sterbenden?"

„Aus dem Arrestlokal, scheint es," rief Heinrich, von einer Ahnung ergriffen. „Sie tragen ihn in's Lazareth."

Am Fenster stehend, sahen sie, wie einige Soldaten unten eine mit einem Soldatenmantel bedeckte Bahre über den Platz trugen. Eben wollten die beiden Zuschauer das Fenster verlassen, als sie den General mit einigen seiner Offiziere von der entgegengesetzten Seite über den Platz kommen sahen. Er begegnete dem stillen Zuge, die Träger hielten, er hob den Mantel etwas auf, und „Gelt, Kerl, da liegst du jetzt?" hörte man seine tönende Stimme rufen.

Da regte es sich unter dem Mantel, eine Jammergestalt richtete sich halb empor, unsrem Freunde nur allzu wohl bekannt, und mit den durchdringenden Tönen einer Brust, die ihre letzten Kräfte erschöpft, rief Christian: „Ja, da lieg'

ich! und wer mich so weit gebracht hat, das bist du, Menschenschinder, falscher Spieler, schlechter Kerl!"

Der General, außer sich, erhob den Stock, aber die Offiziere fielen ihm in den Arm, und einer rief: „Excellenz, es ist ein Sterbender!"

„Nur zu!" fuhr der Soldat fort, „jetzt fürcht' ich deinen Stock nicht mehr. Brauch' ihn zum letzten Mal und erlöse mich von den Schmerzen, die du mir bereitet hast. Aber hören mußt du vorher, was du für ein schlechter Mensch bist. Weißt du nicht mehr, wie du die Würfel mißbraucht und Neunzehn geworfen und einen armen Teufel betrogen hast? Kennst du den armen Teufel nicht mehr, der dir in Böhmen davonlief? Jetzt geh' ich dir voran, dahin, wo man Ungrad nicht Grad sein läßt, und lade dich ein, bald nachzukommen. Wart, Heuchler, ob dir deine frommen Flausen dort was helfen werden. Sieh', auf diesen Augenblick hab' ich mich gefreut in jeder qualvollen Minute, die ich dir verdankte. Jetzt hab' ich meine Rache und kann ruhig sterben. Jetzt bist du nicht mehr mein Vorgesetzter, aus ist's mit der Subordination, ich lache dir in's Gesicht —"

Eine rohe Beschimpfung schloß diese sprudelnden Reden des Hasses. Der General, der mit weitgeöffneten Augen und blaurothem Gesichte dagestanden war, wandte sich schnell, aber nach wenigen Schritten that er einen lauten Schrei und stürzte zu Boden. Alles drängte sich um ihn. Der Platz füllte sich in wenigen Augenblicken mit Menschen, das Gemurmel: „Er ist todt!" durchdrang die Festung.

„Das ändert Alles!" rief der Graf. „Packen Sie zusammen, schnell! Ergreifen wir den Augenblick, eh' eine andre Hand das Platzcommando übernimmt und uns Schwierigkeiten macht." — Er rief seinem Bedienten und befahl ihm, die Sachen in den Wagen zu tragen. Heinrich sah und hörte nicht. Der Graf nahm ihn am Arm und führte ihn hinab.

Unten drängte er sich mit ihm durch die bestürzte murmelnde Menge. Der Commandant lag leblos in den Armen seiner Offiziere; der Arzt kniete neben ihm und versuchte

ihm eine Ader zu schlagen. Vergebens, das Blut floß nicht mehr: der Dämon, den er so oft im Zorn heraufbeschworen, hatte ihn ereilt.

Ein paar Schritte von dieser Gruppe standen die Träger mit ihrem Kameraden. Auf einen Wink desselben setzten sie sich in Bewegung und trugen ihn zu der Leiche. Alles wich aus, die Bahre kam dicht neben Heinrich zu halten. Christian erhob sich, auf eine Hand gestützt, mit wunderbarer Kraft; sein Auge sprühte, sein Antlitz war geröthet, er sah aus wie ein Genesener. Mit dem Stolz eines Siegers, der seinen Feind erlegt hat, blickte er auf die Leiche nieder. „Gelt! da liegst du nun auch?" rief er, und mit dem letzten Worte sank er zurück und starb, einen Blick der Befriedigung und des Dankes auf seinen Beschützer werfend.

Der Graf nahm diesen unter dem Arm und führte ihn hinweg. „Jetzt gilt's, zu imponiren," sagte er. Doch war dies kaum nöthig, denn der Posten unter dem Thore war von der allgemeinen Bestürzung mitergriffen. „Immediate Ordre von Seiner herzoglichen Durchlaucht!" rief der Graf mit barscher Stimme, als der Wachcommandant denn doch die beiden Passanten mit zweifelhaften Blicken musterte. Der Diener war vorausgeflogen und hatte den Riegel aufgestoßen. Der Wagen hielt an der Brücke. Der Graf schob seinen Befreiten hinein, und sie fuhren so rasch als möglich den steilen Weg durch die Außenwerke hinab.

„Ich müßte nicht in der Akademie gewesen sein," sagte der junge Graf, „wenn ich mich nicht auf solche Pagenstreiche verstünde. Das geht nun eigentlich schnurstracks gegen meine Instruction, aber ich will schon dafür sorgen, daß es zurechtgelegt wird. Es ist eine wahre Wonne für einen verheiratheten Mann, wenn er einen solchen Coup ausführen darf."

Ein Zug des Ernstes flog wieder über sein feines, blühendes Gesicht. Er ermunterte sich jedoch gleich wieder und rief: „Aber, mein lieber Entführter, warum lassen Sie den Kopf so hängen? was ist Ihnen?"

„Ich habe eine Schicksalsepisode erlebt, die ich nicht so bald aus dem Kopfe bringen werde," versetzte Heinrich und

erzählte ihm zu seiner Rechtfertigung die Geschichte des Schmids und seiner Söhne.

Der Graf hörte mit großer Theilnahme zu. „Ich beklage solche Verwicklungen," sagte er nach einem langen Stillschweigen, „und kann mir's wohl denken, daß, wenn oben operirt wird, die Fäden unten oft ganz anders auslaufen. Glauben Sie mir, wenn die Großen wüßten, welche langgedehnten Tragödien oft hinter ihren raschen Federstrichen einherziehen, sie würden sich manchmal besinnen. — Aber weg jetzt mit solchen peinlichen Gedanken! Sehen Sie vorwärts! Eine heitere Zukunft liegt vor Ihnen."

„Ich muß meinem Gewissen noch mehr Genüge leisten, eh' ich ihrer genießen kann. Da bin ich nun von dem guten Schubart fortgestürzt, ohne nur Abschied nehmen zu können. Er liegt mir schwer auf dem Herzen; ich muß mich dieser leichten Entwicklung meines Schicksals neben dem seinigen schämen. Sie denken menschlich, theurer Graf, und, was oft noch weit mehr ist, Sie haben Einfluß. Können Sie nichts für ihn thun?"

„Wenn ich Ihnen in diesem Augenblick etwas versprechen wollte," erwiderte der Graf, „so wären es leere Worte. Drum lassen Sie mich schweigen. Ich habe heut eine sehr unangenehme Scene seinetwegen gehabt: ich mußte Serenissimo die Fürstengruft vorlesen. Denken Sie sich die Declamation!"

„Die Fürstengruft?" rief Heinrich äußerst erstaunt, „wie ist das nur möglich? Es sind keine drei Tage her, daß ich sie entstehen sah."

„Drum muß man nicht mit Feuer spielen!" — rief der Graf ärgerlich — „und das Sprichwort sagt: wenn die Kugel aus dem Rohr ist, so ist sie des Teufels. Das Ding soll bereits gedruckt sein, es wird überall rumoren."

„Und wie benahm sich der Herzog, wenn ich fragen darf?"

„Er hörte es zu Ende, ohne eine Miene zu verziehen, dann sagte er ganz ruhig: Er hat Talente wie ein Engel, aber zur Freiheit ist er noch nicht reif."

„Ja, das begreif' ich!"

„Das ist der rechte Weg, wenn man von der Festung kommen will! Nein, liebster Freund, an solchem Pulver mag ich mir die Hände nicht verbrennen. Enfin, lassen Sie die Todten und die Verwundeten und die Gefangenen dahinten! Wenn man Alles aufladen will, so bleibt man am Ende selber stecken und hat's weder sich noch Andern zu Danke gemacht. Es ist ein schöner Fehler von Ihnen, den Sie aber bei Zeiten ablegen müssen, daß Sie sich immer ansehen, als ob die ganze Welt Wechsel auf Sie abzugeben hätte. A propos, Ihre Brieftasche ist mir auch für Sie eingehändigt worden. Beinahe hätt' ich das vergessen. Sie werden finden, daß nichts daraus weggekommen ist." — Er steckte sie ihm lächelnd in die Brust und sagte: „Vorwärts! vivat spes, pereat mundus! Jetzt fahren wir gleich zu Dalberg, dem ich Sie vorstellen werde. Dann machen Sie die Festlichkeiten noch ein wenig mit, und —"

„Halt!" rief Heinrich, „ich bin in der äußersten Verlegenheit! Ich habe jenem Todten stillschweigend mein Wort gegeben, nichts Eigenmächtiges zu meiner Befreiung vorzunehmen."

„Absolvo te!" rief der Graf lachend. „Ich bin ein Cavalier und weiß auch, was ein Ehrenwort ist. War denn Herr von Rieger Ihr Herr über Leben und Tod? Nein, er war nur der Festungscommandant, der Sie heut auf Befehl des Herzogs losgelassen hätte. Ich versichere Sie, er hätte Sie gar nicht mehr behalten, er hätte Sie hinausschaffen lassen durch vier Mann mit sammt Ihrem zarten Gewissen."

Heinrich mußte lachen. „Es ist wahr," sagte er, „auch hat er mir gestern Zimmerarrest angekündigt, und dadurch war ich meines Wortes quitt."

„Nun, sehen Sie, Mann des Scrupels!"

In weniger als zwei Stunden trabten die scharf ausgreifenden Rosse mit ihnen in Stuttgart ein. Heinrich sah sich etwas befangen um, er war hier fremd geworden. Aber sein lebhafter Begleiter ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. „Sehen Sie," rief er, während sie die Ludwigsburger Straße hereinfuhren, „was das rennt und läuft! Eine wahre Völ-

kerwanderung! Wir werden mit Mühe über den großen Graben kommen, obgleich die Nebenstraßen einen guten Theil des Menschenstromes absorbiren. Dort wälzt sich's die Seegasse herauf in die Landschaftsgasse," sagte er im Weiterfahren, „und hier speit die untere Stadt durch die Schulgasse wie durch einen engen Flaschenhals ihren Inhalt aus. Es ist, als ob die Straßen toll geworden wären und auch mitwollten. Das zieht Alles nach der Solitude."

Sie steuerten langsam im Strome des Menschengedränges fort, bogen endlich vom großen Graben in den kleinen ein und fuhren am Petersburger Hofe vor, wo Dalberg wohnte. Eben als der Wagen in den Hof rasselte, kam Jemand eilig aus dem Gasthaus herausgeschossen. Heinrich sah ihn an, es war Schiller. Dieser blickte ebenfalls auf, da er dem Wagen ausweichen mußte; ein Ausruf der Verwunderung, dann wollte er herzueilen, besann sich aber anders, grüßte lebhaft mit der Hand und schoß vorbei. „Der pressirt wohl auch auf die Solitude," dachte Heinrich.

Der Empfang bei Dalberg war, wie eine solche Einführung voraussehen ließ, der wünschenswertheste. Es wurde von nichts als von den Festlichkeiten gesprochen, während unserem Freunde der Boden unter den Füßen brannte. Nach kurzer Zeit empfahl sich der Graf und sagte seinem tumultuarisch Befreiten mit einer herzlichen Umarmung Lebewohl. Der Mannheimer Gönner unterrichtete ihn, der nun allein zurückblieb, mit sichtbarer Eilfertigkeit über die neue Atmosphäre, in die er einzutreten hatte, und als das Gespräch zu stocken begann, empfahl sich Heinrich.

„Kennen Sie den jungen Regimentsmedicus Schiller?" fragte Herr von Dalberg, als er schon unter der Thüre war.

„Sehr gut!" rief Heinrich freudig, „ich weiß, er hofft auf Ew. Excellenz."

„Der junge Mann scheint sich hier nicht heimisch zu fühlen," sagte der Freiherr, „ich bedaure das und wünschte, etwas für ihn thun zu können. Er erregt Hoffnungen; seine Räuber sind, gewisse Cruditäten abgerechnet, eine recht brave Arbeit. Freilich, es läßt sich nicht voraussehen, wie sich ein

Talent dieser Art entwickeln wird. Seine Persönlichkeit kommt mir etwas excentrisch vor."

„Ew. Excellenz geben Hoffnung?" fragte Heinrich, der nichts Anderes hören wollte.

Der Freiherr zuckte die Achseln: „Das steht im weiten Felde."

„Mit Dem hat man auch den Mund zu voll genommen!" sagte unser Freund ingrimmig, als er sich auf der Straße sah. „Unsre Literatur ist doch noch viel zu kindlich hinter jedem Sonnenschimmer her. Aber jetzt meiner Sonne nach!"

Er eilte zu dem Hause des Expeditionsraths. „Hättest du dir je geträumt," sagte er, während er den Klopfer in der Hand hielt, „daß du so hier wieder einmal eintreten würdest?" — Er klopfte. Ein Bedienter öffnete und gab ihm den Bescheid, die Herrschaft sei vor einer halben Stunde nach der Solitude abgefahren.

Unmuthig ging er weg. „Was jetzt thun?" rief er, und im selben Augenblicke fuhr Dalberg an ihm vorüber. „Nun, wenn denn Alles auf Einen Magnet losstürzt, so will ich mit dem Strome schwimmen; ich muß ja Amalien droben treffen."

Er eilte nach seiner Wohnung, wo er vorher das Nöthige abmachen wollte. Da er auf diesem Wege die Menschenmasse, die in Bewegung war, theils nach der Länge, theils quer durchschneiden mußte, so kam er ziemlich langsam vorwärts, und diese Verschiedenheit von Kräften und Wirkungen machte ihn sehr ungeduldig.

Auch hier wäre er beinahe vergebens gegangen. Alles war nach der Solitude; nur eine alte Frau, die gleich ihm zur Miethe hier wohnte, hatte sich glücklicher Weise anheischig gemacht, das Haus zu hüten. Nach langem Suchen vermochte sie ihm seine Schlüssel einzuhändigen, und ohne ihren neugierigen Fragen Rede zu stehen, betrat er seine Junggesellenwohnung mit einem seltsamen Gefühl. Hier lag und stand noch Alles in der alten Ordnung oder Unordnung durch einander; auch hatte sich ziemlich viel Staub angesetzt. Nach

einem flüchtigen Blick eilte er an den Schreibtisch, zählte das Miethgeld ab und bat in ein paar Zeilen, die er, da die Tinte vertrocknet war, mit Bleistift schreiben mußte, um Uebersendung seiner Siebensachen nach Illingen.

Dorthin wollte er noch diese Nacht von der Solitude aus abgehen, auch wenn er Amalien droben nicht zu sprechen bekäme. Er malte es sich schon auf's Reizendste aus, wie er mit Tagesanbruch im Garten sitzen würde; dann kam natürlich Lottchen herunter und machte große Augen über den Besuch, den sie noch im tiefsten Verließ träumte. Nun sprangen seine Gedanken auf den Schmid über, der durch die letzten Ereignisse seinem Herzen so nah getreten war. „Soll ich's ihm sagen oder nicht? Er hat ihn verschmerzt; wozu die Wunde wieder aufreißen? Aber wie ich ihn kenne, wird es seinem stolzen Herzen ein Trost sein, zu hören, wie sein Sohn den Verderber seines Lebens mit hinabgezogen hat." — Er war endlich entschlossen, die Mittheilung von den Umständen und dem Augenblick abhängen zu lassen.

Als er sich umkleidete, kam ihm erst seine Brieftasche zu Gesicht, die ihm der Graf so schnell zugesteckt hatte. Er öffnete sie, und zwei Papiere fielen ihm entgegen, die einzigen, die nicht am gehörigen Platze lagen. Das eine war ein Wechsel auf Frankfurt, der etwas mehr als seine ganze rückständige Besoldung betrug. „Das ist doch sonst seine Art nicht!" sagte er sehr verwundert, „aber jetzt ist keine Zeit, Einwendungen zu machen. Was soll ich dieses Geld nicht willkommen heißen? es ist auch eines von den Motiven, die mich fortbringen sollen."

Er öffnete das andre Papier: es war Schiller's Fürstengedicht. Gleich im Aufschlagen sah er, daß die Stelle, die wir schon einmal herausgehoben, mit einem Nota bene in derben Bleistiftstrichen bezeichnet war. Er kannte nur Eine Hand, die den Bleistift so kräftig zu führen pflegte, und wünschte seine Augen widerlegen zu können. „Das trifft schön mit der Fürstengruft zusammen!" rief er. „Wie? ist das vielleicht ein Commentar zu der Beschuldigung, daß ich mit fremden Klauen kratze? Wie dem sei, ich muß es Schiller

sagen. Aber er wird fort sein, er eilte ja so sehr. Gleichviel, ich versuche es. Ach was kann, was soll ich ihm sagen? Gefahr hier, und dort keine Aussicht!"

Er übergab der Hausgenossin das Geld und die geschriebenen Aufträge, und wiederum arbeitete er sich unaufhaltsam durch die fluthende Menschenmasse. Schiller war nicht zu Hause. Er wagte nicht, einen Zettel an die Thüre zu stecken, da er seine Nachricht deutlicher, als gut war, hätte abfassen müssen, und so ging er rathlos hinweg.

Nun blieb ihm noch eine Bestellung übrig, die er, unbedient wie er war, in Person besorgen mußte. Er wollte sich einen Kutscher suchen, um auf die Solitude und nach Illingen zu fahren. Er hatte sich fast athemlos gerannt und befand, daß auch die Freiheit für den ersten Augenblick ihre Bürde habe.

Das Kutschergäßchen legte ihm zwar weniger Hindernisse in den Weg als die größeren von dem Menschenstrome durchflutheten Straßen, aber auch dort machte er lauter vergebliche Gänge. „Alles auf die Solitude abgefahren!" Er hätte sich's vorstellen können, daß dieser Tag eine Ernte für die Wagenlenker sei. Nein! dort in einem Einschnitte stand ein Wagen vor einem Häuschen, der mußte doch noch zu haben sein. Auf der Treppe waltete die Frau des Kutschers, die den Fragenden in Abwesenheit ihres Gemahls sehr unwirsch empfing. „Mein Andrees," sagte sie, „hat zwei Herren nach Pforzheim zu führen versprochen; das müssen mir wunderliche Passagiere sein, die da in der Nacht Pforzheim zu haudern, während Alles zum Feste geht!" — „Die kommen ja über Illingen!" dachte er, „ich hätte gute Lust, mich ihnen aufzudringen, denn wir leben auf einem wahren Kriegsfuß heute. Wenn ich nur nicht vorher die unbegreifliche Amalie sprechen sollte." — Die Frau schnitt ihm jede Hoffnung auf eine Fahrgelegenheit nach der Solitude ab. In der Nachbarschaft, sagte sie, sei kein Wagen mehr zu haben, und sie gebe ihm ihr Wort darauf, daß er in der ganzen Stadt vergebens nach einem suchen würde.

„Und wenn ich zusammenbreche," sagte er im Weiter-

gehen vor sich hin, „Solitude und Illingen, den ganzen Weg mach' ich zu Fuße. Morgen früh muß ich drunten sein."

Während er abschneidend durch einen der vielen Winkel jener engen Stadtgegend ging, widerfuhr ihm etwas Wunderliches. Er war einen Augenblick still gestanden, um Athem zu schöpfen. Da hörte er in einem Durchgang nebenan zwei eben so heftig gehende Menschen auf einander stoßen, von denen der Eine flüsterte: „Nun, ist's richtig mit der Wache?"

„Alles richtig!" erwiderte der Andre im gleichen Flüsterton, „Gabelenz hat die Wache. Sei ganz ruhig, ich bin auf dem Posten und will infam werden, wenn ich dir ein Haar krümmen lasse. Höre, das pathetische Zeug ist nicht meine Sache, und wir sind in der Akademie zu verschwenderisch damit gewesen, aber jetzt will ich dir's sagen: du bist ein ganzer Kerl, du bist ein großer Mensch."

Er hörte einen Kuß schallen. Die Stimmen hatten ihm etwas Bekanntes; auch die Erwähnung der Akademie gab ihm ein gewisses Recht, sich ihnen beizugesellen, und so ging er auf die Stelle zu, wo das ungewöhnliche Gespräch geführt wurde. Er strauchelte aber heftig über ein Kehrichtfaß; dieses rollte ihm in den Weg, und bis er das Hinderniß mit dem Fuß beseitigt und den Platz erreicht hatte, sah er Niemand mehr. In der Ferne hörte er eilige Fußtritte, und als er diesen nachsetzte, gewahrte er einen Menschen, der eben um die Ecke bog. Das cylinderförmige Bein, das militärische Tuch, was er eben noch erblicken konnte, erweckte ihm eine Vermuthung. Er nahm alle Kraft zusammen, aber als er in die Straße kam, war die Erscheinung weg, als wäre sie in den Boden gesunken. Er hätte darauf schwören mögen, daß es Schiller gewesen sei.

Noch einmal ging er in dessen Wohnung; die Thüre war wiederum geschlossen. Nun endlich machte er sich auf den Weg, den letzten Pilgerzügen folgend. In seiner Ermüdung von dem ungewohnten Rennen hatte er ein Gefühl, als ob die allgemeine Bewegung ihm einen Theil von ihrer Kraft in die Glieder legte.

48.

— Vom Heimatherde
Weit muß ich fort.
Von dir ich stamme,
Stolz ziemt mir wohl:
Nun, Heldenamme,
Leb' wohl, leb' wohl!
Frithiofsage.

— — — Zwiefach ist
Des Ruhmes Art. Der eine wächst heran
Fast vor der Zeit, und welkt auch bald hinweg
Als hoffnungsvoller Jüngling; doch der andre,
Der nachgeborne, ist unscheinbar erst,
Und langsam wird er reif, bis ihn zuletzt
Die Götter mit dem Lorbeer selbst bekränzen.
Ludwig Bauer, der heimliche Maluff.

Stuttgart, die stille Residenz, war nie stiller gewesen. Mehrere Stunden nachdem die Menschenwellen allmählig sich verlaufen hatten, fuhr ein Wagen durch die dunkleren Quartiere der ausgestorbenen Stadt. Der Kutscher, vorsichtig um sich blickend, lenkte nach dem Thore, durch welches einst die Banner der württembergischen Grafen gegen die Reichsstadt Eßlingen ausgezogen waren. Heute schilderte ein Soldat vom herzoglichen Infanterieregimente Gabelenz daselbst, der sich, verdrießlich, die Herrlichkeit auf der Solitude nicht sehen zu können, auf seinem Posten dehnte. Aus dem Offizierszimmer blinkte Licht, das beim herannahenden Rollen des Wagens schnell erlosch; das Fenster öffnete sich leise, aber Niemand war darin zu sehen.

Der Soldat trat vor, um die Reisenden anzuhalten. „Halt! Wer da? Unteroffizier heraus!" klang es mürrisch.

„Gut Freund!" sagte eine weiche, etwas zitternde Stimme aus dem Wagen, und ein banges Stillschweigen folgte.

„Wer sind die Herren?" war die Anrede des Corporals.

„Doctor Ritter und Doctor Wolf, nach Eßlingen reisend," antwortete dieselbe Stimme, und eine jugendliche Gestalt beugte sich aus dem Wagen.

„Passirt!"

Der Corporal ging wieder in's Wachhäuschen zurück, der Soldat nahm sein Gewehr auf die Schulter und wandte sich, um auf- und abzugehen; der Kutscher hieb auf die Pferde, und rasch fuhr der Wagen weiter. Da erschien Jemand an dem offenen Fenster; eine Hand winkte den Reisenden ein Lebewohl nach, die andre fuhr über ein thränenschimmerndes Auge, und eine herzliche Stimme flüsterte: „Dir alles Glück! Du verdienst es!"

Der Wagen fuhr hinter der Akademie hinab, wandte sich unterhalb des den Eleven zum Bebauen angewiesenen Gartens links, bewegte sich eine Strecke auf dem alten Rennwege gegen Cannstatt hinunter und machte dann am untern Rande des Herrschaftsgartens noch einmal eine scharfe Wendung zur Linken. Jetzt zogen die Pferde kräftig an, der Wagen rollte auf festerem Boden, und: „Hab' ich's brav gemacht?" rief der Kutscher herein, „wir sind auf der Ludwigsburger Chaussée!"

„Trefflich!" war die Antwort. „Das soll Euch zu Statten kommen. Wär' ich zum Ludwigsburger Thor hinausgefahren, so hätte meine Dulcinea morgen schon Wind gehabt, wohin ich gehe."

Der Wagen fuhr den Berg hinan. Der Galgen des berüchtigten Finanzministers, den die Stände nach dem jähen Tode des vorigen Herzogs gehenkt hatten, sah schauerlich, eine dunkle Schreckgestalt, in der ungewissen Beleuchtung herüber.

„Sehen Sie da?" fuhr der, welcher bisher allein das Wort geführt hatte, zu seinem schweigenden Genossen fort, „aber

Die Nürnberger henken keinen,
Sie hätten ihn denn zuvor."

Er lachte mit kindlicher Fröhlichkeit. „Wissen möcht' ich übrigens doch," setzte er hinzu, „wenn die ehemaligen Plusmacher des Herzogs hier vorbeifuhren, ob es ihnen nicht kühl den Nacken hinauf gelaufen ist bei dem abschreckenden Exempel?"

Doctor Ritter gab durch ein kurzes Lachen seine Zustimmung zu erkennen, blieb aber in sich gekehrt, bis der Wagen, auf der Höhe angekommen, sich in einen lustigen Trab setzte und sein Gefährte wieder anhob: „Gottlob! jetzt wären sie glücklich um die Ecke geschlüpft, der Ritter und der Wolf. Wär' ich ein Dichter, so macht' ich eine Fabel d'raus. Aber sei's um ein paar Stunden, so sind Sie wieder mein lieber Schiller, und auch ich werfe meinen Wolfspelz ab, bin wieder das alte gute Schaf und Ihr bis in den Tod getreuer Streicher."

Der Dichter athmete hoch auf und reichte ihm dann bewegt die Hand.

„Sehen Sie," sagte Streicher, „da lassen wir die Ludwigsburger Straße rechts hinziehen und fahren geradeaus. Jetzt haben wir wohl nichts mehr zu fürchten. Die ganze Welt ist in leeren Festlichkeiten trunken und hat nicht Zeit, sich nach einem Verkannten umzusehen, der tausendmal reicher und besser ist als sie. — Ha, ha! Und meine Dulcinea, die erfährt gewiß nichts davon, die kommt uns gewiß nicht nach. Was doch eine Dosis Schlechtigkeit einen Menschen herausstaffiren kann! Haben Sie nicht gesehen, wie der Kutscher ordentlich Respect vor mir bekommen hat, seit ich ihm zu verstehen gab, daß ich ein Mädchen sitzen lasse?"

„Wenn er Ihren Charakter so gut kennte wie ich, so würde er dieses Vorgeben höchst verdächtig gefunden haben."

„Nein, wahrhaftig," sagte der ehrliche Musikus, „ich kann getrost meinen neuen Lebensweg dahin rollen. Adieu Stuttgart, ich habe die Reue nicht hinter mir."

„Hinter uns Elend und Sorge, und vor uns die Hoffnung," jubelte der Dichter. „Hoffnung ist der Schlüssel, womit man sich die Welt aufschließt. Vertrauen und Wagen ist die Religion des Genius! Ich will dem Tyrannen, der mein Licht hinter den Schirm stellen und zu einem unterthänig dämmernden Nachtlichtchen machen möchte, ich will ihm zeigen, daß ich von gleich hartem Holze bin, wie er."

„Lieber wäre mir's doch," sagte sein Pylades bedächtig,

„wenn Sie eine ausdrückliche Zusage von Dalberg erhalten hätten."

„Das ging nicht an, mein Guter! Die Zeit war nicht passend, ihm mein Vorhaben mitzutheilen. Er hätte Bedenklichkeiten vorgebracht, hätte mir versprochen, sich beim Herzog zu verwenden, und so wäre Woche um Woche verpaßt und am Ende nichts daraus geworden. Jetzt stehen die Sachen einfach: ich bin fort, und man wird mich nicht zurückholen, in Stuttgart danken mir's die Nachrückenden und die Versorgenden, in Mannheim sind die Bedenklichkeiten zum Schweigen gebracht, die Brücken hinter mir abgebrochen, und Ritter Heribert wird am Ende selbst zufrieden sein, daß ich ihn durch diesen raschen Schritt gezwungen habe."

„Zwingen ist so eine Sache," versetzte der hartnäckige Streicher, „die Leute lassen sich nicht immer zwingen. Man hat Beispiele, daß sie Einen — stecken ließen. Uebrigens sag' ich das nicht gegen Sie. Der Dichter der Räuber wird in Mannheim und überall mit offenen Armen empfangen, der Fiesco mit dem günstigsten Vorurtheil aufgenommen werden. Lieber wäre mir's freilich, wenn Sie ganz sicher wären; aber ich habe den besten Muth. Ueber das Schicksal der Ihrigen sind Sie ganz unbesorgt?"

„Ganz! Der Herzog ist in diesem Punkte kein gemeiner Mensch, und wenn er je gewaltthätig gegen meinen Vater verfahren wollte, so bin ich ja in der Nähe und kann mich sogleich stellen."

Ein langes Stillschweigen folgte auf diese Worte, jeder dachte seiner Zukunft nach.

„Aus der Heimat zu gehen!" rief endlich der Dichter schmerzlich aus. „Sie hat mich stiefmütterlich behandelt, ich habe ihr in der letzten Zeit gegrollt, und nun! Noch bin ich nicht fort und schon wandelt mich's bitter wie ein Heimweh an. Es ist ein trauriges Gefühl, in seinem Vaterlande nicht bleiben zu können."

„Die Welt ist kalt und träg!" seufzte sein treuer Gefährte. „O, es wird ein Tag kommen, wo sie sich schämen werden, ihren Edelstein so weggeworfen zu haben!"

„Lieber!" sagte der Dichter mit milder Stimme, „ein Mann und seine Zeit bilden sich an einander. Mir wäre es zwar wohlthuend gewesen, wenn sie mir von ihrem Ueberfluß einen Brocken gegönnt hätten, wenn ein Mann von Ansehen vor dem Herzog meine Sache geführt, wenn man mir auf erregte Hoffnungen hin einiges Vertrauen bewiesen hätte; ja, es hätte mich stolz gemacht, meine Bildung meinem Vaterlande verdanken zu dürfen. Aber ansprechen konnt' ich das Alles nicht, denn ich bin ja kein Fertiger, ich habe ja kaum angefangen. In solchen Fällen ist mit Klagen und Schelten Nichts gethan: man muß eben streben, daß man es zu Etwas bringt. Vielleicht ist es eben der Genius der Heimat, der mich jetzt hinaustreibt, damit ich ihr nachher etwas mehr sein kann. Und es ist doch etwas Großes für seine Zeit und sein Volk zu leben. In reineren Stunden fühlt man da kein Opfer, verlangt man keine Belohnung, die Arbeit ist ihr eigener Preis."

„Wenn's nur in Mannheim gut geht!" sagte die ehrliche Seele seines Begleiters dazwischen, „aber es kann ja nicht anders. Die werden Augen machen über die Herrlichkeiten des neuen Drama's! — Sind Sie nicht müde? Sie haben die vergangenen Nächte beständig am Fiesco gearbeitet, wollten Sie nicht ein wenig ruhen?"

„Nein," erwiderte Schiller, „es ist eine Spannung in mir, die mir nicht zu schlafen erlaubt. — Ja," fuhr er nach einer Pause, ganz in seinen Gegenstand versunken, fort, „es hat herrliche Männer hervorgebracht, dieses Land! Wenn ich an die Hohenstaufen denke! Und an Kepler, der im Licht der Sterne seinen Hunger stillte!"

„Ich bin auch ein Schwabe," sagte der Musikus, „aber es thut mir weh', wenn ich daran denke, daß von den Hohenstaufen keiner in der Heimat begraben liegt, als der milde König, der durch Meuchelmord fiel, daß der Letzte des Geschlechts verlassen unter fremdem Henkerschwert verblutete und daß der edle Kepler eben auch in der Fremde verkommen ist. Wie Viele hat es hervorgebracht, die in der Heimat geblieben sind?"

„Wackere, treffliche Männer," versetzte der Dichter, „sind im Lande geblieben und haben es hoch zu Ehren erhoben. Lassen Sie uns nicht ungerecht sein und jedes einzelne Schicksal dem Vaterlande zur Last legen. Mancher hat sich selbst verbannt, und manche Schuld fällt den Umständen zu. Wahr ist es, die Schwaben sind neuerdings in vielen Stücken zurück. Der gute Gellert gilt bei ihnen noch für einen sehr verwegenen Poeten. Aber glauben Sie mir, sie werden das Versäumte bald mit großen Schritten nachholen. Es ist so viel Herz, so viel Witz in unserem Stamme, daß er nicht auf die Länge dahinter bleiben kann."

„Wenn einmal eine Zeit kommt," sagte Streicher, „wo man in Stuttgart nicht mehr über den Räubern die Hände zusammenschlägt! Ich kann mir's kaum denken."

„Wenn aber eine Zeit käme, wo ich selbst dieses Produkt mit scheuen Augen ansehen würde?" rief der Dichter lachend. „Es ist doch die Frucht eines harten Bodens, und so weh' es mir thut, von ihm zu scheiden, meine Muse sehnt sich nach einer glücklicheren Heimat. Getrost, Freund! Es leuchten günstigere Gestirne zu unserer Flucht! Wo Herz und Geist eine Stätte finden, da ist das Vaterland, und ich bleibe ja doch in meinem großen, schönen, reichen Vaterlande, das von jeher das erste Land der Welt gewesen ist, ich bleibe ja in Deutschland! Es wird doch noch einen Winkel haben für seinen Sohn."

„Ah!" rief sein Gefährte mit kindlicher Freude. Der Kutscher hielt. Streicher deutete links hinauf. Ein märchenhaftes Wunder leuchtete vom Gipfel des Berges herab, ein Feenpalast mit vielen tausend Lichtern, in welchen er aus der Entfernung wie in einer weißen Flamme brannte. Es war die beleuchtete Solitude, zu welcher hier die Waldstraße von Ludwigsburg hinaufführte, den Wald mit einer fast Meilen langen geraden Lücke durchschneidend, die an ihrem obern Ende wie in einem Rahmen die Aussicht auf das Lustschloß bot.

Die Freunde lehnten sich zum Wagen hinaus und sahen mit beklommenem Herzen bald in das nächtliche Wunder-

gebilde, bald in die unvergänglichere Herrlichkeit des blauen Himmels, der sich darüber wölbte.

„Nun bekommen wir ja doch auch noch etwas vom Festin zu sehen, und viel schöner als in der Nähe!" rief der treuherzige Musikus, der hiedurch unwillkürlich verrieth, daß ihm die Entsagung etwas gekostet hatte. „Sehen Sie doch nur," fuhr er fort, „es ist taghell! Man kann jedes einzelne Gebäude unterscheiden. Wunderschön!"

Der Dichter starrte schweigend in das Lichtmeer, aus welchem ihn die bekannten, vertrauten Gegenstände wie fremd und fabelhaft ansahen; eine tiefe Wehmuth überschlich sein Herz bei dem schönen Märchen, das nach kurzem Glanz in Nacht zurücksinken sollte. Da fiel sein Blick auf die Elternwohnung, die verklärt nach ihrem Flüchtling heruntersah. Er zeigte sie dem Freunde, sein Herz hob sich hoch: „O meine Mutter!" rief er schmerzlich und warf sich in den Wagen zurück. Der Kutscher trieb die Pferde wieder an, und die Fata Morgana war verschwunden.

Stumm und schwermüthig setzten die Flüchtlinge ihre Reise fort. Zwei engverwandte Lebenswege hatten sich hier noch einmal berührt, ein überirdisches Licht hatte ihrem letzten Gruße geleuchtet, und nun sollten sie auf lang, vielleicht auf immer aus einander gehen. Anders war es jetzt dem Dichter zu Muthe: hinter ihm in leuchtendem Glanze lag die Heimat, vor ihm die Zukunft und die Fremde in ungewisser Dämmerung. Ein banger Schmerz durchschnitt den hohen Flug seines Strebens, ihn übernahm das Weh und die Schwachheit der Erde. Ach, Keiner reißt sich ungestraft von dem Busen der Heimat los: die Arme, die sie ihm nachstreckt, hemmen seinen Schritt, ihre mütterlichen Seufzer, die ihm nachtönen, lähmen seinen Muth.

Der junge Musikus ehrte die Gefühle seines bewunderten Freundes und beobachtete ein zartes Stillschweigen. So ging es eine lange Strecke fort, und nur der einförmige Knall der Peitsche belebte zuweilen die stumme Fahrt.

Die Fahrt ging über einen Bergrücken steil in's Thal hinab, die Enz rauschte neben den Flüchtlingen hin. Sie

kamen nach Enzweihingen, wo sie Halt machen mußten. Schiller, der auch am Wirthstische nicht unbeschäftigt sitzen konnte, zog einige Blätter ungedruckter Gedichte Schubart's, seines heimlichen Vorbildes, aus der Tasche und las dem empfänglichen Freunde mit leidenschaftlichem Feuer die Fürstengruft vor. Er war jetzt wieder angespannter, zur Mittheilung und zum Gespräche gestimmt. „Es ist doch ein gräßlicher Gedanke," rief er endlich, „um einen eingesperrten, mißhandelten Dichter! Gibt es einen tollern Widerspruch, als den Herold der Freiheit und der Menschenrechte im Kerker zu wissen? Hätten wir ihn doch mitnehmen können! Zu guter Zeit hab' ich noch die Thüre gefunden; sein Loos hätte auch mir geblüht. Eilen wir denn! Noch immer zittert der Boden unter mir." — Er deutete bei diesen Worten nach der Wand, von welcher ein wohlgetroffenes Bild des Herzogs sehr ernst und bedeutend auf ihn blickte.

Ein starker Kaffee hatte die müden Lebensgeister der Reisenden erquickt; schon lag etwas von Morgenfrische in der Luft, und der Himmel schien bläßer zu werden, als sie wieder in den Wagen stiegen.

Sie fuhren in Vaihingen ein. „Sehen Sie!" rief Schiller lebhaft, „hier wurde der Sonnenwirth gefangen." — Nun war er wieder im Zug und knüpfte an Alles seine tiefsinnigen Bemerkungen an. „Wer in solcher Reisestimmung durch's Leben hinwandern könnte," rief er endlich aus, „der wäre zu beneiden! Da leben wir ganz im gegenwärtigen Moment und genießen fröhlich, was sein Genius, so karg oder freigebig er sein mag, uns vergönnen will. Abgeschüttelt ist, was uns quälte, und was kommen wird, ist außer Frage gestellt. Man taumelt in einer süßen Freiheit fort, bis man sich endlich wieder an einen bestimmten Aufenthalt fesselt, wo uns das menschliche Verhängniß nur gar zu bald einholt und seine alten Rechte geltend macht."

„Sehen Sie doch!" rief Streicher, „was ist das für eine Erscheinung?"

Sie waren eben durch ein Dorf gefahren und sahen am

Ende desselben in der nicht weit von der Straße abliegenden Kirche die Fenster erleuchtet.

„Was mag das bedeuten?" sagte der Dichter. „Ist hier ein Kloster, wo man zur Hora geht? Wie heißt die Ortschaft?"

„Es ist ein gut protestantisches Dorf und heißt Illingen."

„Illingen?" rief der Dichter. „Wenn es Tag wäre und wir uns einen Augenblick verweilen könnten, hier möcht' ich einen Besuch machen; hier wohnt Jemand, der mich interessirt. Sie müssen wissen, daß unser ernsthafter Freund Roller hier eine ehmalige Geliebte hat."

„Roller?" sagte der junge Mann sehr erstaunt. „Der hat ein Mädchen aufgegeben?"

„Es ist eine sonderbare Geschichte. Er erzählte mir einmal in einer vertraulichen Stunde davon, aber er ging schnell drüber weg, es schien ihm peinlich zu sein."

„Das glaub' ich!" rief der Musikus bitter. „Nein, das hätt' ich nicht hinter ihm gesucht. Ich will doch auch dem ehrlichsten Gesichte nicht mehr trauen."

„Ueber Liebesgeschichten," versetzte der Dichter, „ist schwer urtheilen, weil man nie den ganzen und genauen Verlauf erfährt."

„Bei alle dem," sagte Streicher, „ist es abscheulich, ein Mädchen sitzen zu lassen."

„Mein bester Freund," entgegnete der Dichter, „wir wissen ja nicht, ob er schuldig oder unschuldig ist. Wie, wenn diese verlassene Dido die Vorwürfe träfen, die Sie vorhin meiner armen Heimat aufgebürdet haben? Wenn sie ihn nicht genug festgehalten hätte, und das vielleicht gerade in einem Augenblicke, wo die Aufgabe des Handelns dem schwächeren Theile zugefallen war? Sein Schicksal hat inzwischen eine Wendung erfahren, er ist frei; ich sah ihn heute, da er aber nicht allein war, so mußte ich in meinem Reisestrudel an ihm vorbeischwimmen. Mögen ihm die Sterne hold sein! Wenn ich recht in seiner Seele gelesen habe, so hängt er noch immer an dem Mädchen, und das ist eine

Bürgschaft, daß auch ihr noch die Kraft des Herzens wachsen wird, und im Wiederfinden wird jede bittere Erinnerung untergehen. Lassen Sie mich hoffen, daß es auch zwischen mir und meiner verlassenen Geliebten, der Heimat, einst dahin kommen wird."

Mit diesen Worten der Versöhnung ging er der Landesgrenze entgegen. Der Wagen donnerte am alten Kloster Maulbronn vorüber, das noch im leichten Morgenschlafe lag, durchfuhr das württembergische Grenzstädtchen, das den Zauberer Faust geboren haben soll, und näherte sich der Heimat Melanchthon's, die dem rheinischen Nachbarlande angehört.

Mit jedem Schritt der Pferde vermindert sich der Raum. Der Genius des Mutterlandes streckt immer ferner, hilfloser die Arme nach dem Lieblingssohne aus. Er kann ihn nicht mehr erreichen. Ein Zug der Rosse, ein letzter Seufzer — und Schwaben hat seinen Dichter verloren. Nun ist er im Ausland und eilt über die traurigen Markscheiden, welche das Innerste von Deutschland zerreißen. Aber getrost! Er ist auserseheh, das schroffste Gemäuer dieser Bollwerke mit seinem Gedankenstrome niederzuwerfen.

Er geht, und eine lindernde Mutterthräne folgt ihm in Kummer und Entbehrung nach.

49.

Dann durch mondbeglänzte Wälder
Ging die sonderbare Fahrt,
Bis der Anblick offner Felder
Endlich mir bekannter ward.

Wie im lustigen Gewimmel
Tanzt nun Busch und Baum vorbei!
Und ein Dorf nun! Guter Himmel!
O mir ahnet, was es sei.

Mörike.

Die müden Glieder neigen sich zur Erde,
Und bald kann ich dies Schweigen nicht mehr brechen.
Es sieht mich an mit flehender Geberde,
Das stumme Bild und drängt mich, noch zu sprechen.

Schelling.

Heinrich hatte nach langem Rennen und Suchen erst spät den Weg nach der Solitude antreten können. Als er, müde von seinen Gängen in der Stadt und der starken Bewegung seit längerer Zeit nicht gewohnt, gegen Abend endlich ankam, war der größte und glänzendste Theil der Jagd schon vorüber; die Hirsche waren in den See gejagt worden, wo sie noch immer von den im Lusthause aufgestellten Herrschaften zusammengeschossen wurden. Er hatte keine Lust, dieses grausame Vergnügen mit anzusehen; auch stand die Menge so dicht gedrängt um die freigegebene Seite des See's, daß ihm jeder Blick auf das Schauspiel versperrt war; und so hörte er nur aus der Ferne die müheloseu Schüsse, womit die edlen Thiere niedergeknallt wurden. Wie Einer, der von einer Wünschelruthe unwiderstehlich vorwärts gezogen wird, drückte er sich durch die schaubegierigen Menschenhaufen, und da er immer nur auf die Gesichter sah, so nahm er manchen Fuß, manchen Ellbogen empfindlich mit, erhielt auch manchen derben Stoß, theils von der Rache, theils von der Neugier, deren Ziel eben so rücksichtslos das seinige kreuzte. Rastlos verfolgte er diese seltsame Jagd, die Keinem auffiel, da Aller Augen nach Einer Seite hin gerichtet waren, und selbst die

Hintersten den vorne Stehenden unverwandt auf den Rücken sahen, als wollten sie ihnen durch den Leib hindurch nach dem See blicken.

Er wurde immer ungeduldiger. Während er so in vergeblichem Suchen auf der Waldfreiung umherging, fiel ihm ein braunes Gesicht in die Augen, das, als er fast schon vorüber war, seine Aufmerksamkeit erregte. Sieh, er war es wirklich, es war Tony. Ein Schauer ging ihm durch die Seele, als er an jenen schwersten Traum seines Lebens zurückdenken mußte. Er zögerte und wußte kaum, ob er nicht lieber unerkannt an dem jungen Zigeuner vorbeistreifen sollte; aber in diesem Antlitz lag ein unendlich tiefer Schmerz, der ihn nicht vorübergehen ließ. Er wollte ihn anreden, da gewahrte er, daß seine Augen auch nicht den Blicken der Menge folgten; sie hingen fest an einem andern Ziele, und ihr Ausdruck sprach es aus, daß sie in einen verlorenen Himmel schauten. Heinrich ahnte den Gegenstand, an dem sie hafteten, und zaudernd folgte er mit den seinigen nach dem Lusthause. Dort stand sie im Schein der Abendsonne, nahe genug, um deutlich von seinem Standort aus gesehen zu werden, antheillos zwischen den Schüssen, die neben ihr hervorknallten. Sie schien starr in den See zu schauen, aber keine Regung, daß sie dort ein Schauspiel wahrnehme, spiegelte sich in ihren Blicken. Dies waren vielleicht die drei einzigen Menschen unter den hier versammelten Tausenden, deren Augen nicht nach dem gemeinsamen Ziel der Neugier gerichtet waren. Heinrich sah, wie der junge Graf zu seiner Gemahlin trat; er schien zärtliche Worte zu ihr zu reden, sie antwortete durch eine leichte Bewegung des Hauptes, ohne sich umzuwenden.

Ein Zucken hatte bei diesem Anblick die leblose Bildsäule neben ihm in Bewegung gesetzt; er sah sich nach dem Zigeuner um. Dieser stand wieder ruhig da, die Arme auf den Rücken gelegt; die eine Hand ruhte ausgestreckt offen auf der andern. Heinrich trat leise hinzu und legte die seinige darein. Der Zigeuner wandte sich, und sein Gesicht wurde noch dunkler, als er den alten Bekannten erblickte.

„Hier seh' ich dich, Tony?" rief Heinrich, „hat es keine Gefahr für dich?"

„Nein," erwiderte der Zigeuner, „ich bin mit den Meinigen begnadigt. — Wegen des Verraths!" setzte er bitter hinzu.

„Nun, das darfst du nicht bereuen; du hast manches Verbrechen verhindert."

„Herr, Verrath ist eben Verrath!" sagte der junge Zigeuner.

Heinrich suchte den verhaßten Erinnerungen zu entgehen und fragte ihn, was er jetzt anzufangen gedenke.

„Weiß ich's denn selbst?" sagte Tony, „fragt den Baum, dem die Wurzel abgehauen ist, was er anfangen wolle? — Ich denke immer, ich will den Flüssen nachziehen, bis sie zu den großen Schiffen kommen; die werden mich doch als Matrosen annehmen, denn meine Glieder sind sehr leicht. Ich möchte auf's Meer, weil es unergründlich ist. Nach Amerika möcht' ich, weil es so ein grenzenloses Land ist, mit tiefen, dunklen Waldungen. Ich möchte weit, weit fort, und immer wandern ohne Aufenthalt, und ohne einen Menschen zu sehen oder ein Haus."

Heinrich drückte ihm die Hand, und das ungewöhnliche Freundespaar stand lange schweigend bei einander. „Höre, Tony," sagte Heinrich nach einer Weile, „willst du nicht mit mir gehen? Ich bin angestellt in einem andern Lande und will für dich sorgen."

Der Zigeuner schüttelte leise den Kopf und drückte ihm die Hand fester.

Es wurde allmählig dunkel, und die Schüsse fielen sparsamer. Heinrich dachte wieder an die Absicht, die ihn hieher geführt. „Tony," sagte er, „willst du mir noch einen Gefallen thun?"

Der Zigeuner lächelte freundlich durch die weißen Zähne und neigte den Kopf.

„Ich forsche hier nach einer Frau, mit der ich nothwendig reden muß," fuhr Heinrich fort und beschrieb ihm

Amalien. „Ihr Kinder der Sonne habt scharfe Augen; wenn du sie siehst, und ich weiß gewiß, daß sie hier ist, so sag' ihr, ich suche sie schon den ganzen Abend. Wenn's nicht anders geht, so kannst du's ihr vor aller Welt sagen. Du triffst mich später am Schlosse, ich will mich inzwischen dort nach ihr umsehen."

Der arme Tony versprach sein Bestes, und Heinrich eilte durch die Alleen nach dem Schlosse. Er traf auch dort schon eine Menge Menschen, welche sich an der Jagd sattgesehen hatten und nun den Anstalten zu den bevorstehenden Herrlichkeiten des Feuerwerks und der Illumination zusahen. Suchend ging er von einer Gruppe zur andern und gelangte endlich an der katholischen Kirche vorüber zu Hauptmann Schiller's Wohnung. Dort fiel es ihm bei, sich nach dem Freunde zu erkundigen und ihm die unerwünschte aber nothwendige Eröffnung zu machen. Er trat ein und fand nur die Hausfrau, die ihm berichtete, daß die ganze Familie zu den Festlichkeiten gegangen sei. Sie war von einem Gebetbuch aufgestanden, ihre geistvollen Augen sahen matt und geröthet aus, und eine tiefe Niedergeschlagenheit sprach aus ihrer Haltung. Heinrich wagte, da er sich fast fremd nennen mußte, nicht, nach der Ursache derselben zu fragen, und erkundigte sich, ob der Doctor nicht auch oben sei.

„Fritz ist nicht hier," sagte die Mutter, „er hat kein Interesse an diesem brillanten Wesen."

„Auch ich bin aus ganz andern Gründen da," versetzte Heinrich. „Jedenfalls wird es ihn freuen, daß ich bei Ihnen war; wenn ich nach Stuttgart zurückgehe, so hoffe ich ihn morgen früh zu sprechen."

„Wie Gott will!" sagte sie mit einem tiefen Seufzer und entließ ihn so wehmüthig und mütterlich grüßend, daß der junge Mann in einer frommen Rührung aus dem Hause ging.

Seine Schritte führten ihn in eine der Alleen, wo er einsam und erschöpft nach einem Ruheplätzchen suchte. Da glänzte es golden durch die Gebüsche zur Linken, und betroffen erkannte er die Reiterstatue, vor welcher er einst mit so

wunderbaren Aussichten gestanden hatte. „Ja, ich erkenne dich wieder, den ersten Zeugen meiner Täuschungen!" rief er, dem Bilde den Rücken wendend, „du hast mich gelehrt, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt. Auch du bist nur übergoldet. Du hast mich von der ächten Liebe, von dem wahren Glück hinweggeschwatzt. Mit leichter Seele sag' ich dir jetzt Lebewohl!"

Er wurde in seinem Selbstgespräche durch das Menschengewühl gestört, das jetzt in dichtem Strome von dem See dahergefluthet kam, um das Feuerwerk zu sehen. Er zog sich an den Rand der Allee zurück und ließ Welle um Welle an sich vorüberziehen, den Blick schärfend, womit er in der anbrechenden Dunkelheit die Gesichter musterte, um die sehnlich Gesuchte herauszufinden.

Auf einmal fühlte er sich an der Hand ergriffen. „Sie hier?" rief eine bekannte weibliche Stimme im Ton des höchsten Erstaunens.

Er sah sich um. Es war Amalie. Wenig fehlte, so wäre er ihr vor der ganzen Menschenmenge um den Hals gefallen. Mit geflügelten Worten sagte er ihr, wie er sie zu Hause verfehlt und hier oben gesucht habe, und wie er den Verstand des Zufalls segne, der sie ihn hier so unversehens finden lasse. „Sie müssen gleich mit mir nach Illingen!" rief er.

„Helfen Sie mir nur erst meinen Mann suchen," erwiderte sie. „Wir haben einander im Gedränge verloren. Wie froh bin ich, Sie in diesem Menschenschwall zum Beschützer zu haben!"

Er wollte sich weiter erklären, da sah er seinen ehemaligen Intendanten im Gespräch mit dem Stallmeister der Akademie hart an sich vorüberkommen. Im gleichen Augenblick hatte ihn auch Herr von Seeger erkannt, ließ aber seinen Gruß unerwidert, indem er mit einem langen fremden Blick auf ihm verweilte, und ging dann zögernd weiter, sich immer wieder nach ihm umsehend, wie um ihn nicht aus den Augen zu lassen.

„Da steh' ich noch auf dem schwarzen Register," dachte

Heinrich lächelnd. „Herr von Seeger hat mir mit den Augen sein Tremblez zugerufen, und wird nicht säumen, Serenissimo die Anwesenheit des Verworfenen zu melden."

Amalie blickte ihn fragend an, auch ihr war das Benehmen des Intendanten aufgefallen. Heinrich wollte ihr so eben Bescheid geben, als er die ganze Akademie auf sich zuströmen sah. Die jungen Leute kamen nach der gewohnten Ordnung abtheilungsweise, jede Abtheilung von ihren Offizieren und Aufsehern begleitet, die Allee heran marschirt, um sich gleichfalls von der beendigten Jagd zum Feuerwerke zu begeben. „Kommen Sie," sagte er, „ich möchte jetzt nicht mit Bekannten zusammentreffen."

Er bot ihr den Arm und führte sie in die Seitenallee, wo er, weniger belästigt, obwohl es auch hier an eilenden Menschen nicht fehlte, den Weg nach dem Schlosse mit ihr fortsetzte.

„Was ist das?" sagte Amalie, besorgt über die Schulter sehend. „Herr von Seeger winkt beständig seinen dienstbaren Geistern. Sehen Sie, da kommt einer herbeigeflogen. Er spricht mit ihm und zeigt dabei mit den Augen nach Ihnen."

Sie hatte richtig gesehen, die Dämmerung ließ ihn gerade noch erkennen, daß es Ries war, der unentrinnbare Packan, welchem der Intendant seine Aufträge ertheilte. „Verwünschter, boshafter Kobold von einem Zufall!" dachte er. „Das haben wir bei diesem lustigen Absegeln von der Festung doch nicht genug erwogen. Es ist klar, sie wissen nichts, sie halten mich immer noch für vervehmt. Wenn sie kurzen Prozeß mit mir machen, ohne vorher oben anzufragen, so verbrennen sie sich zwar diesmal die Finger, diese Universitätscorporäle, die mich noch ihrem Stock untergeben glauben, aber zugleich werden sie auch mir das Spiel garstig verderben. Eclat! Ridicule! das sind die Gespenster, die er am meisten scheut. Lass' ich hier vor den Augen des Stuttgarter Publikums eine Scene mit mir aufführen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er mich fallen läßt, ja es ist gar am Ende möglich, daß er, bei seiner Neigung, Mißgeschick

wie Ungeschick zu strafen, ihren Irrthum sanctionirt und mich in meine Höhle zurückstößt. Die Art meiner Freigebung hat mir gezeigt, wie rechtlos ich bin: wenn er die Hand wieder von mir abzieht, so kostet es wenig Rechtsverdrehung, mir zu beweisen, daß ich vom Asperg entsprungen sei."

„Was soll denn das Alles bedeuten?" wiederholte Amalie ängstlich. „Unbesonnener, Sie werden doch nicht —"

Ehe sie den Satz vollenden konnte, der nur gar zu sehr dem Geleise seiner eigenen fliegenden Gedanken folgen zu wollen schien, hatte sich Nies vor ihnen aufgepflanzt. „Der Herr Intendant lassen Ihnen befehlen, hier stehen zu bleiben und sich bis auf Weiteres nicht vom Fleck zu rühren," herrschte er ihn mit dem patzigen Tone an, der schon so manchmal, obgleich noch in geziemendere Redensarten geformt, das Blut unseres Freundes kochen gemacht hatte.

Dennoch nahm sich Heinrich zusammen. „Mein lieber Nies," sagte er freundlich, „melden Sie dem Intendanten, es liege im wohlverstandenen Interesse aller Betheiligten, daß er sich zuerst und unverzüglich an den Herzog wende; ich sei bereit, das Ergebniß hier abzuwarten."

Diese begütigenden Worte gossen jedoch nur Oel in das Feuer, da er in seiner langen Abwesenheit von der Akademie eine der unumgänglichsten Formalitäten vergessen und sich an den Respectsansprüchen der rechten Hand des Intendanten schwer vergangen hatte.

„Was!" schrie der dicke Kürbis, indem er sich majestätisch auf die Zehen erhob. „Ich bin nicht mein lieber Nies, ich bin der Herr Adjutant! Thun Sie, was man Ihnen befiehlt, und merken Sie sich's, daß bereits Vorsorge getroffen ist, falls Sie nicht Ordre pariren."

Er schoß hinweg, aber nicht auf den Intendanten zu, sondern mitten in den akademischen Zug hinein, wo, wie leicht zu erachten war, ihm Hilfskräfte genug zu Diensten standen. Schon hatte auch der Wortwechsel in der nächsten Umgebung bei der vorwärts drängenden Menge Aufsehen erregt, und eine Gruppe machte Miene, sich an dem Orte zu sammeln, der ihrer Neuigkeits- und Skandallust, auch auf

die Gefahr hin, daß sie den Beginn des Feuerwerkes nicht zu sehen bekämen, eine Ausbeute verhieß.

„Daß ich ein Narr wäre!" sagte Heinrich. „Meint denn alle Welt mich gefangen herumschleppen zu dürfen? Jetzt hab' ich's satt. Diesmal sollen sie mich nicht handfest machen!"

„Lassen Sie mich nicht schutzlos zurück!" rief Amalie. „Ich bleibe bei Ihnen, was auch daraus entstehen möge!"

„Nur mir nach!" sagte eine wohlklingende Stimme neben ihnen, so daß Amalie mit einem Schrei zusammenfuhr.

„Tony!" rief Heinrich. „Du Ueberall und Nirgends!"

„Still!" sagte der Zigeuner. „Ich bin schon lang bei Euch und hab' Alles gehört. Vorwärts!"

Er lief quer aus der Allee hinaus, und die Beiden folgten ihm, so schnell sie konnten, denn sie hörten Stimmen und Tritte hinter sich. Zu gleicher Zeit fiel ein Kanonenschuß, und jetzt begann ein Zischen, Knallen und Knattern, so daß Amalie erschreckt ihre Schritte beschleunigte, als ob das harmlose Geräusch der Raketen und Schwärmerkästen ein Werkzeug der Verfolgung wäre. Tony hielt auf einen der vielen Pavillons zu, die sich flügelartig von dem Hauptgebäude weithin erstreckten und, früher zu mancherlei Zwecken bestimmt, jetzt großentheils verlassen waren. Dort wartete er. „Schnell um die Ecke!" rief er, als sie bei ihm angelangt waren. Sie setzten unter seiner Führung ihre Flucht eine geraume Strecke auf der Hinterseite der Pavillons und des Schlosses fort, von welchem ihnen bereits ein Theil beleuchtet entgegenstrahlte. Da sie sich ihm von der Seite näherten, so sahen sie trotz ihrer Eile das reizende Spiel, wie die Lichter weiter und weiter liefen und die architektonische Schönheit nach und nach in den beleuchteten Linien ihren Triumph feierte. Jetzt hob sich auch die Kuppel mit tausend hellen Augen in den Himmel empor, und Heinrich blieb einen Augenblick von dem Schauspiel hingerissen stehen.

„Dorthin!" gebot Tony. Sie verließen ihre Richtung abermals und wandten sich querfeldein gegen eine lange Wagenreihe, die, Stuttgart zugewendet, hinter den Schloßgebäuden auf ihre Besitzer oder Miether wartete. Die Kutscher

reckten sich theils auf ihren Sitzen, um die Beleuchtung anzusehen, theils standen sie in Haufen bei einander und schwatzten. Die Flüchtlinge schlüpften ihrem Führer nach zwischen zwei Wagen hindurch und befanden sich jetzt hinter der Wagenburg, wo sie den Verfolgern wenigstens für die erste Zeit aus den Augen waren. Allein Tony gab sich hiemit nicht zufrieden, sondern eilte rückwärts an den Wagen hinab, bis er mit seinen Freunden den letzten erreicht hatte. Der Wagen war verlassen. Tony musterte mit einem kurzen Blick die Bauart desselben und die Pferde, nickte zufrieden und sagte: „Hinein! schnell!"

Amalie bedachte sich ein wenig.

„Liebe Schwester," sagte Heinrich, „ich muß mich um jeden Preis der Verfolgung dieser Einfaltspinsel entziehen. Wenn Sie mein Schicksal theilen wollen, so zögern Sie nicht."

Sie ließ sich von ihm in den Wagen heben, er folgte, und Tony schlug die Thüre hinter ihnen zu.

Heinrich war froh, ein Versteck für den Augenblick gefunden zu haben, aus welchem er, wenn die Verfolgung von ihm abgelassen haben würde, vielleicht durch die Vermittlung des Grafen sicher hervorgehen könnte. Diesen hätte Tony allenfalls zu finden gewußt, wiewohl er ihm lieber den sauren Gang erspart haben würde. Tony aber, der die Requisition ganz anders verstanden hatte, sprang auf den Bock und jagte im schnellsten Galopp davon. Geschrei und Laufen der Kutscher verfolgte die Flüchtlinge, die mit Sturmeseile über den weichen Boden hinflogen. Der tollkühne Zigeuner durchkreuzte mit unbegreiflicher Sicherheit ein Labyrinth von Anlagen und Alleen, lenkte dann dem Walde zu und fuhr mitten durch ein Wachtfeuer hindurch, das die fröhnenden Treiber unterhalten hatten, daß die Brände aus einander stoben und die Bauern schreiend in den Wald hineinsetzten.

Amalie umschlang ihren Gefährten krampfhaft. „Tony, du wirst uns verderben!" rief Heinrich zum Wagen hinaus.

„Nur ruhig!" ertönte es vom Kutschersitz, „ich war schon bei halsbrechenderen —" Der Rest seiner Worte verlor sich im Donnern der Räder und im Krachen des Wa-

gens. Es ging eine Anhöhe hinunter und eine Strecke eben fort, dann wieder bergauf und wieder bergab, auf engen, aber fahrbaren Wegen, ohne weitere Gefahr, als daß die Räder das eine Mal über eine Baumwurzel hinkrachten und aufflogen, das andere Mal Büsche in den Wagen herein und den Fliehenden in's Gesicht schlugen. Endlich hielt der Zigeuner. „Horch!" sagte er, „es ist Alles still, jetzt fängt uns Niemand mehr so leicht. Nur noch den Berg da hinauf."

„Aber was fiel dir ein," rief Heinrich, „den Wagen wegzunehmen? Wie können wir's vor den Inhabern verantworten?"

„Was?" lachte der Zigeuner, „die Erdenwürmer, die bei dem lumpigen Spectakel da ihre Zeit verlieren, die wird man lang fragen. Sie sollen sich zu Fuß behelfen."

Er trieb die Pferde wieder an und lenkte sie gegen eine steile Anhöhe.

„Aber langsam!" bat Heinrich.

Tony fuhr, da das Schnellfahren sich hier von selbst verbot, im langsamsten Schritt hinauf, und nun erst gewannen die Flüchtlinge, die bisher vor Schrecken stumm gewesen waren, ihre Sprache wieder.

„Wenn ich nur meinem Manne Nachricht senden könnte!" seufzte Amalie. „Indessen bin ich froh, daß ich Sie geborgen weiß. Wie konnten Sie aber auch die Verwegenheit haben, nachdem Sie von der Festung —" Sie stockte.

„Auch Sie halten mich für einen Entsprungenen!" rief er, „es wäre freilich kein Wunder, wenn ich in der Freude über diese Briefe Schlösser und Riegel zerbrochen hätte."

Jetzt erst fanden die beiden so spät und so sonderbar vereinigten Freundesherzen Zeit, ihre gegenseitigen Mittheilungen auszutauschen. Amalie erfuhr, wie seine Befreiung mit den Briefen, die ihm die Freiheit erst werth machten, unmittelbar zusammengetroffen war. Er dagegen vernahm Lottchens Erlebnisse, von welchen er zu viel und zu wenig wußte, zum ersten Mal in ihrem wahren Verlaufe, und es wäre schwer, die wechselnden Empfindungen zu schildern, die ihn während der Erzählung ihrer Schwester bestürmten.

Scham und Reue behielten die Oberhand; er verglich sich mit der Geliebten, die ihm auch in seiner Entfernung von ihr die reinste Treue bewahrt hatte, und mußte sich sagen, daß er in der Verkennung des trefflichsten Mädchens einen schönen Theil seines Lebens verloren habe. „O, ich bin ihrer nicht werth!" rief er, als Amalie zu Ende war.

Der Wagen hielt, Tony sprang ab und öffnete den Schlag. „Wir sind auf einer Lichtung," sagte er, „wo wir ohne Gefahr ausruhen und zuschauen können." Die beiden Flüchtlinge stiegen aus.

Der Zigeuner deutete in die Ferne, und mit einem Ausruf der Bewunderung sahen sie den letzten und schönsten Theil des Festes, von dem sie auf eine so unerwartete Weise entführt worden waren. Die Solitude stieg auf einer entfernten Anhöhe des Hügelrückens, dessen Krümmung der kühne Wagenlenker eingehalten hatte, beleuchtet aus dem Walde hervor, und in dem wunderbaren Lichte glaubten sie ein niegesehenes Zauberschloß zu erblicken. Amalie setzte sich auf einen Baumstrunk, und Heinrich stellte sich neben sie, um ihr zur Stütze zu dienen. Es war ihm, als sähe er sein Luftschloß noch einmal in aller Pracht ihm zuwinken, und er blickte lächelnd von der trügerischen Herrlichkeit in den dunkelblauen Himmel, der ihm ein treueres, ein unzerstörbares Glück abspiegelte.

„Wo wenden wir uns jetzt aber hin?" fragte Amalie, wie aus einem Traum erwachend.

„Nach Illingen!" antwortete Tony. „So sagtet Ihr ja vorhin," setzte er gegen seinen Freund hinzu.

„Nach Illingen!" rief Heinrich in seligem Vorgefühl. „Weißt du die Richtung, du Hexenmeister?" fragte er den Zigeuner.

„Gewiß," sagte dieser, „mir ist jeder Schlupfweg bekannt."

„Könnten wir nicht," meinte Heinrich, „in einem Dorfe ein Fuhrwerk bekommen und dieses hier durch einen Burschen zurücksenden? Der Raub wird mir immer peinlicher."

„Ich hab' nicht gern mit Schulzen zu thun," war die trockene Antwort seines morgenländischen Freundes.

„Ist auch wahr!" rief Heinrich, „und ich noch weniger mit Amtssubstituten."

„Ich bring' die Kutsche, wenn sie ausgedient hat, an ein Stuttgarter Thor, wo sie ihren Herrn schon wieder finden wird. Der muß sich eben derweil in Geduld fassen. Ein Stuttgarter Hauderer springt nicht gleich in's Wasser."

Bei diesem Troste mußte sich unser gewissenhafter Freund beruhigen.

„Hier," sagte Tony, „hat der Herzog unermeßlich viel Holz schlagen lassen, das alles in die Münze gekommen ist, und das Geld geht da drüben wieder in die Luft. Wenn er gewußt hätte, wie bequem er's uns gemacht hat!"

Heinrich sah ihn freundlich an. Der junge Zigeuner schien seine Schwermuth abgelegt zu haben; offenbar hatte ihn der Dienst, den er seinem ehemaligen Gegner erweisen konnte, heiterer gestimmt.

„Eine stattliche Summe mag in diesen paar Tagen aufgegangen sein," bemerkte Amalie.

„Ob wohl die Landschaft Vorstellungen dagegen gemacht hat?" versetzte Heinrich. „Die scheint auf ihren Lorbeeren zu schlummern."

Ein plötzlicher Gedanke kam Amalien; sie legte ihre Hand auf Heinrich's Arm: „Wenn Sie zum Vater kommen — haben Sie diesen Punkt schon gegen ihn berührt? Die Landschaft meine ich."

„Nicht daß ich wüßte."

„Sprechen Sie doch vorsichtig davon, es ist eine empfindliche Saite. Seine Vorfahren saßen in der Landschaft; er selbst hat die Laufbahn ausgeschlagen, aber es würde ihn kränken, wenn er Ungleiches davon reden hörte."

Heinrich dankte für den Wink und verhieß, sich in Acht zu nehmen. Beide schauten noch einmal nach dem schönen Schauspiel hinüber, dann wandten sie sich, um wieder in den Wagen zu steigen.

Tony fuhr jetzt mit mäßiger Geschwindigkeit und wagte sich, da es hinter ihnen ruhig blieb, auf breitere Fahrwege. Das sanfte Schaukeln des Wagens wiegte unseren Freund

in wonnige Träume seines bevorstehenden Glücks; der Gefahr entronnen und der Freude so nahe, befand er sich in einer ganz eigenen Art von Wohlgefühl. „Nein, ich hab' es nicht verdient, noch so glücklich zu werden!" rief er sich immer wieder zu. „Was soll ich ihr sagen? Wie entgegentreten?" wandte er sich zu seiner schweigenden Freundin. „Angst und Seligkeit überfallen mich, wenn ich daran denke."

„Sie kehren zu ihr zurück," erwiderte Amalie lächelnd, „das ist ja wohl die beredteste Erklärung. Noch eine kurze Geduld! Wir sind ja auf dem Wege —"

„Nach Illingen!" rief er in seligem Jubel. „Auch wir," sagte er, indem er ihre Hand faßte, „sind uns nicht mehr fremd. Ich begrüße eine theure Schwester in Ihnen."

Sie erwiderte innig den Druck seiner Hand. „Ich kann Ihnen nun wohl gestehen," entgegnete sie, „daß ich gleich von Anfang an eine gewisse Theilnahme für Sie gefühlt habe, die ich freilich nach meiner Art verbarg. Habe ich das Zerreißen Ihres Verhältnisses durch eine schweigende Kälte wenigstens befördert, so thue ich jetzt Alles, um die lieben Fäden wieder zu knüpfen. Ich glaubte Lottchen zu einfach für Sie, bis der Brief des herrlichen Mädchens kam. Auch an ihr hab' ich gelernt, daß Leiden und Versagung die besten Taucher sind, um die Perlen und Edelsteine aus dem Menschenherzen zu Tage zu bringen. Ja," fuhr sie unter Thränen fort, „es scheint eine Sonne auf dieses Herz, welche selbst die härteste Rinde zuletzt sprengen kann."

„Meine gute Schwester!" sagte Heinrich bewegt, „unsere Verwandtschaft gibt mir ein Recht, Sie zu fragen, was Sie so verändern oder vielmehr Ihr verborgenes schönes Gemüth so herauskehren konnte. Gönnen Sie mir das Geheimniß dieser Entpuppung. Ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie hold und lieb Sie geworden sind. Und die Folge dieser Umwandlung, Ihr Entschluß, der Ihnen aus dem Urgrund alles Guten belohnt werden möge, sich eines verlassenen und vergessenen Gefangenen anzunehmen! Denn Ihre Sendung hat mir Leben und Hoffnung zurückgegeben. — Sagen Sie mir, welch' ein Engel hat das alles so gelenkt?"

Sie wandte sich schnell und erstaunt zu ihm herum. „Hahn," rief sie, „der unvergleichliche Mann! Wissen Sie es denn nicht? Sie haben ihm ja von mir gesagt, und daß Sie selbst gegen diesen zuverlässigsten aller Menschen kein unschönes Wort über meine Schwester ausgesprochen haben, das hat mich so von Neuem für Sie gewonnen."

„Wie?" rief Heinrich, „und dieser würdige Freund ist durch mich veranlaßt worden, Ihre Bekanntschaft zu suchen?"

„Ich begreife Sie nicht," war ihre Antwort, „das sollten Sie doch wissen. Er hat Ihnen ja meinen Brief zugeschickt."

„Von ihm also war der Brief überschrieben? Der seltsame Mensch nahm sich nicht Zeit, auch nur eine Zeile, die mich aufgeklärt hätte, beizulegen."

„Das sieht ihm gleich," sagte sie lächelnd, „er begnügte sich, den guten Samen auszusäen, den er dann in frommem Glauben sich selbst überlassen konnte. Das ist seine Art, etwas als unnütz bei Seite zu lassen, worüber Andere ihr ganzes Leben hinbringen."

„Nun fange ich an," sagte Heinrich, „den Zusammenhang klar zu sehen. Also deßhalb nannte Rieger den Brief eine Seelenspeise? Ja, er hat ihm den rechten Namen gegeben, obgleich er unter der Handschrift des frommen Freundes etwas ganz Anderes vermuthet haben mag. Wunder über Wunder! Was ein zufällig hingeworfenes Wort für Folgen haben kann! Auch hier komme ich ohne alles Verdienst zu einer Ernte, deren Saat ich ahnungslos ausgestreut habe. Und so ist denn mein Tröster in der Gefangenschaft auch Ihr geistlicher Vater geworden?"

„Er hat das Wort ausgesprochen," erwiderte sie, „das mir Frieden brachte; er hat mein verkümmertes Erdenschicksal an jenes unsichtbare Reich angeknüpft. Ihm verdanke ich eine Glückseligkeit, auf die ich für dieses Leben verzichtet hatte, ach, die mir dann auch in jenem nicht geworden wäre! Jetzt erst, wenn ich an meinen früheren Zustand zurückdenke, sehe

ich ein, wie viele Menschen, die sich sogar für religiös, für christlich halten, in Worten hinleben, ohne einen Athem von dem Geist, der im Worte ruht. Glauben Sie nicht, daß ich mich einem kleinlichen Buchstabendienst ergeben hätte; ich bin entfernter davon als je. Die große Geistesfreiheit unseres Freundes läßt auch mir zu, die göttliche Pflanze in meinem Boden und nach meiner Art wachsen zu lassen. Auf Eines freilich dringt er als unerläßlich, Sie wissen es, und es ist auch mir die Hauptsache. Sie mögen nun darüber lächeln, aber aus den Früchten meines neuen Lebens sehen Sie am besten, was ich geworden bin."

„Nimmermehr!" rief Heinrich mit Feuer, „wie wenig kennen Sie mich, wenn Sie glauben, ich könnte über Sie lächeln. Ich segne diese Umwandlung und wüßte keine, die Ihnen besser und natürlicher stünde. War es ja doch eine ähnliche Gedankenverbindung, die mich antrieb, in den Gesprächen mit Hahn Ihrer zu erwähnen."

„Wirklich?" sagte sie, „also von Ihrer Geisteshöhe herab haben Sie den bescheidenen Weg erkannt und gebilligt, der meiner geistigen Beschaffenheit angemessen ist?"

Heinrich sah sie ungewiß an; er glaubte eine Empfindlichkeit und einen Anklang von dem alten Ton aus diesen Worten herauszuhören. „Bleiben Sie lieb, Schwesterherz, bleiben Sie gut!" erwiderte er. „Nehmen Sie mir's nicht übel, aber das war ein Splitterchen von der alten harten unverdaulichen Schale. Nur heraus damit, daß der edle Kern vollends frei wird! Der wird Ihnen auf's Mindeste eingeben, mich als einen Irrenden mit Freundlichkeit zu ertragen. Wäre es aber wirklich so, daß Sie mir eine umfassendere Erkenntniß zugestehen müßten, so wissen Sie ja, es gibt einen innern Rang, in welchem Alle gleich sind, wie es auch eure Lehre vom Reiche Gottes sagt. Lassen Sie mich nicht wiederholen, was ich alles mit Ihrem Beichtvater durchgesprochen habe; er hat mich auch zuletzt gewähren lassen müssen. Vor Allem geben Sie keiner Empfindlichkeit Raum, und" — setzte er hinzu, indem er sanft ihre Hand faßte — „vergessen Sie nicht, was die erste aller christlichen Tugenden ist:

ja wir alle, wer wir auch seien und was wir auch glauben mögen, bedürfen der Demuth vor Allem."

Amalie drückte ihm lächelnd die Hand. „Dank, lieber Bußprediger! Sie wissen uns zuletzt mit unseren eigenen Waffen zu schlagen. Nun, ich will mir's ja gefallen lassen, daß Sie was Besonderes haben wollen; aber mich wird es nicht von meinem Glauben abbringen."

„Es sind auch schlechte Glaubensgesinnungen, liebe Amalie, die einander irre machen können."

„Schau!" rief ihr Wagenlenker herein. Sie hatten die Wälder weit hinter sich und hielten auf einem kahlen Bergvorsprung mit vielfach zerrissenem Boden, über welchen ein ziemlich breiter Weg in's Thal hinunter führte. „Da drunten," sagte Tony, „kommen wir auf die Landstraße."

„Der Wagen muß vor Tag in Stuttgart sein," versetzte Heinrich. „Fühlen Sie sich stark genug, den Weg von Vaihingen an vollends zu Fuß zu machen?" fragte er Amalien.

„Ich habe mich völlig erholt," antwortete sie, „den Weg durch das Thal weiß ich von alten Zeiten her, und die Nacht ist so hell, daß wir nicht irre gehen können."

Tony, der jetzt ein vorsichtiger Kutscher geworden war, sperrte ein Rad, und so ging es langsam den Berg hinab.

„Was blinkt denn da im Thale?" fragte Heinrich im Hinunterfahren.

„Blinder Freund!" rief Amalie neckend, „haben Sie das Wasser nicht schon längst erkannt, das da unten fließt?"

„Die Enz!" rief er frohlockend, „wie nah dem Ziele meiner Hoffnungen!"

Stumm vor Freude und Erwartung setzten sie die Reise fort, bis Tony vor den Thoren von Vaihingen zum letzten Mal die Rosse anhielt. „Nun sieh zu, Freund," rief Heinrich, „daß du den Wagen mit guter Art wieder heimgiebst." — Er bat ihn ferner, nach Stuttgart zum Expeditionsrath zu gehen und ihm die Ereignisse dieser Nacht zu erzählen; seine Frau, sollte er ihm melden, sei in Begleitung ihres Schwagers nach dem Vaterhause abgegangen.

Tony versprach, Alles treulich zu bestellen. Heinrich umarmte ihn beim Abschied, und Amalie bot ihm dankend die Hand. „Tony,“ sagte unser Freund, „du solltest dies unstäte Leben verlassen und vielleicht das Land ebenfalls. Die Welt ist weit und man kann manches Mißgeschick darin vertummeln. Es wäre Schade um dich. Denk' auf was Gescheidtes, ich will dir stattliche Empfehlungen verschaffen.“

Tony schüttelte den Kopf, während er den Kutschersitz wieder bestieg. „Mit dem Fortfliegen ist's aus,“ sagte er, „die Flügel sind lahm.“

„Und ich weiß doch einen Arzt, der sie wieder heilen könnte,“ rief Heinrich. „Sollte so viel Treue und Anhänglichkeit nicht auch ein bischen Erwiderung verdienen? Oder weißt du nicht einmal, wo sie ist?“

„Die Feddricho?“ versetzte Tony zögernd, „die ist wieder in Allerheiligen.“ — Er wandte den Wagen und fuhr in die Nacht hinein.

„Der arme Junge!“ sagte Heinrich zu Amalien und erzählte ihr, während sie das Städtchen auf der Seite des Schlosses umgingen, von der treuen Liebe des Zigeuners.

„Man muß dem braven hübschen Jungen gut sein,“ versetzte sie. „Aber was mein Mann für Augen machen wird, wenn wir ihm einen Zigeuner als heimlichen Botschafter zusenden!“

„Das ist der Witz des Außerordentlichen,“ sagte Heinrich, „daß es am Ende auch die regelmäßigen Naturen ergreift, sie mögen sich sträuben, wie sie wollen. Ich möchte die geheime Audienz mit ansehen.“

Sie hatten die schlummernde Stadt im Rücken und gingen durch ein schmales Wiesenthälchen, in dessen Mitte ein Bach sanft durch die stillen Schatten hinrauschte. Eine kleine Stunde mochten sie gegangen sein, als Heinrich stehen blieb. „Hier,“ rief er, „war es, wo sie mir die ersten Veilchen brach. Arme Blümchen! Sie sind lang verwelkt.“

„Dafür wird sie Ihnen jetzt eine Rose reichen,“ sagte Amalie, „die keinem Welken unterworfen ist.“

„In welcher Leere hab' ich mein Leben hingebracht!“

klagte er. „Es ist mir, als wär' ich erst gestern weggeritten. Wie viel liegt zwischen diesem Gestern und Heute und ist doch lauter Nichts."

„Das Heute folgte nicht so schön auf das Gestern," sagte Amalie, „wenn nicht ein langer trüber Traum dazwischen läge. Wie es mit der Zukunft werden soll, läßt sich freilich nicht voraussagen, aber ihr habt einander wieder gefunden, und das ist die Hauptsache. Irdische Rücksichten, die mir sonst wichtig waren, fechten mich jetzt wenig an. Gott wird für seine Kinder sorgen, die er wunderbar für einander behalten hat."

„Gute, Holde, Himmlische!" rief Heinrich. „Ihr Vertrauen läßt Sie nicht zu Schanden werden. Sie wissen nur, daß ich frei bin; das Andere hätt' ich Ihnen längst sagen sollen, aber ich vergaß es im Wirbel unsrer Flucht."

Er theilte ihr die Neuigkeit seiner Berufung mit, und sie sagte freudig: „So sind meine Wünsche schon im Voraus erhört."

„Lassen Sie uns eilen!" rief er, „ich kann's nicht mehr erwarten."

Sie beflügelten ihre Schritte und kamen an das Gartenpförtchen. Es war geschlossen. „Gottlob!" sagte Amalie, „daß der Augenblick, dem ich so froh und so bang entgegensehe, noch ein wenig hinausgeschoben ist. Mein Vater, o mein Vater!" rief sie und brach in bittere Thränen aus.

Er zog sie sanft auf dem Wege fort. „Sie fühlen sich mit einem höhern, ernsteren Vater versöhnt," sagte er, „und scheuen sich, vor diesen zu treten? O, wie wird der herrliche Greis voll Liebe und Milde sein!"

Sie mußten einen Umweg durch das Dorf nehmen. Als sie gegen die Kirche einbiegen wollten, sahen sie hinter einem Fenster zur ebenen Erde Licht und hörten Stimmen an der Thüre, die so eben geöffnet wurde.

„Gott, das ist des Vaters Stimme!" rief Amalie und zog ihn hinter die Ecke des Nebenhauses, wo sie sich zitternd an ihn anlehnte.

„Geht nur nach Hause, Herr Schulmeister!" hörten sie

die klare, freundliche Stimme sagen, „ich werde zur Beruhigung des Kranken noch da bleiben."

Die Thüre wurde wieder zugemacht, und sie sahen einen Mann mit einer Laterne die Gasse hinuntergehen.

„Kommen Sie," sagte Amalie, „jetzt spricht er dem Kranken Trost ein. Lassen Sie uns am Fenster lauschen, daß ich seine liebe Stimme zuerst von Weitem höre und mich so wieder angewöhne."

Sie traten an das Fenster. Die Spalten des geschlossenen Ladens ließen nur den Lichtschimmer durch, gestatteten aber keinen Blick in die Stube. Doch konnte man jeden Laut vernehmen. Eine Todtenstille herrschte, nur zuweilen von einem tiefen Athemzug des Kranken unterbrochen. Endlich sprach die Stimme des alten Pfarrers: „Erleichtert Euch das Herz. Was habt Ihr mir noch zu sagen?"

Ein herzzerschneidendes Aechzen folgte auf diese Anrede, dann hörte man eine tiefe Stimme, die von Zeit zu Zeit in ein Gemurmel heruntersank, abgebrochene Worte ausstoßen: „Ein schweres Geheimniß," klang es, „das mich nicht sterben läßt. — Ach, und doch will's nicht über die Lippen!"

„Es ist eine Beichte, die uns nicht anzuhören gebührt," sagte Heinrich und wollte Amalien fortziehen, als sie nach einem unverständlichen Geflüster einen Schrei des Schreckens vernahmen.

„Das war der Vater!" sagte Amalie angstvoll, „ihm ist etwas geschehen. Brechen Sie die Thüre ein!"

Heinrich hielt sie fest an der Hand, denn er hörte den Greis wieder sprechen, aber schwere Worte waren es, die ihn mit Geistergewalt an das Fenster bannten. „Haben Sie's gehört?" sagte er schaudernd.

Amalie schüttelte den Kopf und drückte sich fester an den Laden hin.

Der Kranke nahm wieder das Wort. Seine Stimme klang unsrem Freunde bekannt. Er schien sich erholt zu haben und sprach zusammenhängender von seiner Herkunft, seinem Wander- und Jugendleben. Als er aber an den

letzten, schweren Rest seiner Mittheilungen kam, schien ihn die innere Bewegung zu überwältigen; er stockte und stammelte und brachte seine Beichte oft wieder so geheimnißvoll flüsternd hervor, daß nur einzelne Sätze vor das Fenster zu den Lauschenden drangen.

„Sie wissen nicht," hörten sie ihn sagen, „daß auch ich Soldat war. — Es war ein Fluch, der fortgewirkt hat. O wie ist die Hand Gottes so schwer! — Sein Sohn wußte von Allem nichts, und doch hat die Rache des Herrn seinen Arm gegen mich bewaffnet. — Ach, und ich war ein junger Bursche, dem man's nicht so hart hätte anrechnen sollen! — Hören Sie!" sprach die Stimme nachdrücklich weiter, aber die folgenden Worte wurden ganz leise geflüstert. Endlich kam es wieder etwas vernehmlicher. „Er wollte den andern Tag verreisen," hörten sie sagen. „Ich hatte die Nachtwache — eine Galerie gegen den Schloßgarten hinaus — er begab sich zeitig zur Ruh'" — so tönte es unheimlich in abgebrochenen Sätzen heraus. Dann kamen die Worte wieder lauter und rascher, unter Beklemmungen und Beängstigungen hervorgestoßen. „Alles war still," sagte er. „Ich stand mit dem Rücken gegen den Garten gekehrt, hatte das Gewehr auf den Boden gestellt und sah einem wunderlichen Schatten nach, der an den Wänden fortlief. Da packt's mich an den Armen, entreißt mir die Waffe, und wie ich aufschau', so sind vier Männer in schwarzen Larven um mich her. Der eine setzt mir ein Messer an den Hals, der andere hält mir einen schweren Beutel vor. ‚Keinen Laut!' sagten sie, ‚du hast die Wahl.' — Drei gingen hinein, der Vierte blieb, mich zu bewachen. O mein Herr und mein Gott! Ich hätt's verhindern sollen! Was lag an meinem Leben, wenn ich Lärm gemacht hätte! Nicht der Mammon blendete mich, aber die Furcht. O, ich war noch so jung. Und doch hab' ich den Mammon behalten!"

Man konnte deutlich hören, wie sich der Sterbende ächzend im Bette wälzte. „Nach einer Weile," fuhr er mit matter Stimme fort, „kamen sie wieder heraus. Einem hatte sich die Larve verschoben, ich erkannte ihn —"

„Ich will den Namen nicht wissen!" rief die Stimme des Pfarrers mit Heftigkeit. „Ich will ihn nicht wissen! Nimm ihn mit in die Grube!"

Der Sterbende flüsterte wieder: — „Gleich darauf wurde ich abgelöst," sagte er. „Auf dem Weg zur Kaserne hört' ich's schon laut werden — laut im Schloß und in der Stadt. Ewige, himmlische Barmherzigkeit! — Er sei am Schlagfluß gestorben!"

Mit diesen abgebrochenen Worten schloß die geheimnißvolle Beichte, auf welche ein tiefer Seufzer des Pfarrers folgte. „Ja, und nachher," hörten sie seine Stimme sagen, „kam das Gerücht noch viel sonderbarer. O, daß ich weiß, wozu die Religion herhalten muß!"

„Wir haben genug gehört!" rief Heinrich und zog Amalien hastig am Arme fort. „Haben Sie's verstanden! Ahnen Sie?"

Sie antwortete nicht, aber ihre stummen Gebärden bejahten es.

„Lassen Sie uns diese schauerliche Bestätigung halbvergessener Gerüchte begraben!" sagte er, „sie ruhe stumm bei den tausend blutigen Geheimnissen, die in Grüften und Archiven modern! Die That schläft im Grabe, und die Zeit ist längst darüber hingegangen. Welche Entdeckung! Kommen Sie, es drängt mich, dieses traurige Geheimniß an einem treuen, reinen Herzen zu vergessen."

50.

Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit!

Uhland.

Die Thüre des Pfarrhauses war offen geblieben, als der Vater zu dem nächtlichen Krankenbesuche ging. Die unerwarteten Gäste stiegen leise die Treppe hinauf. Durch die Thüre des Wohnzimmers blinkte Licht, und sie traten unhörbar hinein. Da fesselte sie der Anblick des Mädchens, das im Sorgenstuhle des Vaters, mit dem Köpfchen rückwärts auf der Lehne ruhend, schlummerte. Ein Licht stand neben ihr auf dem Tische, und in der herabgesunkenen Hand hielt sie ein Buch, über welchem sie, den Vater erwartend, eingeschlummert war.

„Der Herr gibt's den Seinen im Schlaf," sagte Amalie leise.

„Still, o still!" flüsterte Heinrich. Ihm war, als könnte die holdselige Erscheinung, die wie auf einem leichten Nachen im Meer des Schlummers dahinschwebte, vor einem lauten Worte schwinden. Er sah und konnte sich nicht satt sehen. Wie voll und schön war sein Mädchen geworden! Welche Hoheit wohnte in diesem unschuldigen Antlitz, das im Schlummer offen vor dem Auge Gottes lag und keine Regung verrieth, die sich hätte zu verbergen wünschen müssen. Er blickte auf die blonden Locken, sie waren wirklich etwas dunkler geworden, und von der Stirne zog sich eine leichte Falte zwischen die Augen hinein, die ihm mit einem tiefen Weh durch die Seele schnitt; aber in ihrem ganzen Wesen athmete ein sanfter Friede, welcher Balsam in seine Trauer goß. Der Schmerz hatte in diesem lieblichen Angesichte gewaltet, aber seine Arbeit hatte keine Zerstörung hervorbringen können; eine neue, seelenvollere Schönheit war an die Stelle der einstigen Kindesfröhlichkeit getreten. Selbst die Falte war nicht entstellend; es war mit ihr eine schöne Würde, eine sinnende Wehmuth

auf diese Stirne hingehaucht. Er hätte sie tausendmal küssen mögen, doch er gönnte der Lieblichen den holden Schlaf.

Ein Engel aber schien ihr zuzuflüstern, wer in ihrer Nähe sei; eine leichte Röthe trat auf ihre Wangen, ihre Brust hob sich höher, und ein himmlisches Lächeln verbreitete sich über ihr Angesicht. Wem konnte es gelten? Sie war ja sein, war noch die Seine.

Da vergaß er alle vergangenen Trübsale und auch das letzte Grausen dieser Nacht. Er konnte sich nicht bezwingen, er zog Amalien in seine Arme und küßte sie mit stürmischer Freude. In diesem Augenblicke verrieth eine rasche Bewegung und ein leiser Ausruf das Erwachen der Schläferin; sie saß aufgerichtet da und schaute mit starren Blicken auf die beiden Gestalten, die wie Geister ihrer Träume vor ihr schwebten und nun mit ausgestreckten Armen zu ihr hintraten. Ein Freudenschrei rang sich aus ihrer Brust; sie wurde bleich, zwei große Thränen standen in ihren Augen. „Träume ich immer noch?" rief sie.

* *
*

Minute auf Minute war den Liebenden in seligem Rausch vergangen, nur von Amalien's stillfließenden Thränen gezählt, als die Ankunft des Vaters ihre Seelen wieder auf die Erde zurückrief.

Er trat gebeugt herein; sein furchenvolles Angesicht schien frisch geackerte Zeugen des tiefsten Seelenleidens zu tragen. Verwundert sah er auf Lottchen und ihren Freund, da fiel sein Auge von ihnen auf Amalien, die aus der Ecke aufgestanden und zögernd näher getreten war. Er hielt sich die Hand vor die Augen, als wollte er deutlicher sehen. „Amalie! Schmerzenskind!" rief er aus, und sie lag laut weinend zu seinen Füßen. Mit jugendlicher Kraft hob er sie vom Boden und drückte sie lang an seine Brust.

„Vater!" rief sie, „so hätte ich längst kommen sollen!"

„Du konntest nie zu spät kommen," sagte er und erschöpfte sich in Liebkosungen. Dann trat eine Wolke auf

seine Stirne; er schien an etwas Schweres zu denken, das er für einen Augenblick vergessen hatte. Er setzte sich zitternd in seinen Stuhl. „Ich bin sehr müde," sagte er, „sehr angegriffen. O diese Freude! Komm' her, du Trost der Tage, die mir nicht gefallen, daß ich dich in den Armen halte."

Sie kniete vor ihm nieder und legte das Haupt in seine Hand. Ein unterdrücktes Schluchzen schien ihr den Busen sprengen zu wollen. Der Greis spielte selig mit ihren schwarzen Locken; jetzt erst verrieth er, wie sehr sie sein Liebling gewesen war. Und diese Frau, der edelsten Leidenschaften fähig, durch ein tückisches Schicksal in allen Lebenshoffnungen verkümmert, war sie nicht glücklich? Trug ihr dieser einzige Augenblick nicht eine ganze Erdenseligkeit mit wucherischem Segen nach?

„Ich habe meinen Joseph wieder gefunden!" sagte der Vater lächelnd zu Lottchen, die wie ein verklärter Engel zusah, „und mein Benjamin ist ohne Neid im Vaterhause. Nein, meine Kleine grollt nicht ob der lang verhaltenen Liebe, die nun mit einem Mal durch alle Schleußen bricht."

„Sie hat an ihrem eigenen Theil Glück zu zehren," sagte Amalie durch Thränen lächelnd. Sie erhob sich, und beide Schwestern führten den Freund, der still bei Seite gestanden war, dem Vater zu.

„Ist der Trotzkopf wieder da?" rief dieser kindlich froh. „Was will er denn?"

„Ihren Segen, Vater, und Ihre Tochter."

Der Greis legte seine Hände auf ihre Häupter. „Zum zweiten Mal," sagte er, „füg' ich euch zusammen, zum zweiten Mal scheiden soll euch nur der Tod."

Er schloß den Sohn in die Arme. „Du hast richtig geahnt," sagte er. „Ich hätte dich nicht auf den unglückseligen Ritt ausschicken sollen. Aber es war Gottes Wille; seine Pflanzen sollen nicht blos im Sonnenscheine reifen. Und bleibst du jetzt bei mir? Ich lasse dich nicht so bald wieder."

„Vielmehr muß er schleunigst wieder fort!" rief Amalie rasch einfallend und machte Vater und Schwester mit den

Begebenheiten des Tages bekannt. Heinrich ergänzte ihre Eröffnungen. Er müsse unverweilt seinen Beruf antreten, sagte er, und habe keine Zeit, die Schwierigkeiten, die durch Tony's hilfreichen Ungestüm noch vermehrt worden seien, von hier aus beizulegen. Auf der nächsten Station jenseits der Grenze werde er dem gräflichen Freunde schreiben, daß er sogleich auf seinen Posten geeilt sei, um alle unangenehmen Folgen dieses Abends abzuschneiden. „Aber, Vater, ohne Lottchen geh' ich keinen Schritt!“ setzte er mit entschiedenem Tone hinzu. „Die Welt kann mir nicht in's Herz, aber sie kann mir störend zwischen meine Lebensplane greifen. Sie hat uns schon einmal getrennt; sie soll es nicht wieder! Und haben Sie nicht selbst gesagt, zum zweiten Male solle nur der Tod uns scheiden? Was auch kommen mag, ich weiche nicht von hier, bis Sie uns verbunden haben.“

Der Alte sah ihm sinnend in das Angesicht. „Dir geschehe dein Wille!“ rief er endlich entschieden. „Ihr sollt noch diese Nacht getraut werden und gleich von der Kirche weg abreisen. Sendet nach dem Schulmeister und dem Schulzen, daß sie der Trauung als Zeugen beiwohnen. Den ungewöhnlichen Act will ich beim Consistorium vertreten.“ — Er schritt in großer Bewegung durch das Zimmer.

„So plötzlich?“ sagte Lottchen beklommen.

„Wenn es nach der gewöhnlichen Weise ginge,“ erwiderte der Alte, „so würde doch auch zuletzt ein Tag kommen, wo du das Vaterhaus verlassen müßtest und deinem Manne folgen.“

Auch Amalie redete der Schwester ermuthigend zu, und diese schmiegte sich schüchtern an den Freund.

Heinrich fühlte sich betäubt von dem schnellen Umschwung seiner Schicksale, von der plötzlichen Erfüllung seiner Wünsche. Sein vergangenes Leben zog vor seinem innern Auge vorüber. Indem er Lottchen im Arme hielt, sah er sich wieder in jene Zeit zurückversetzt, da er den ersten verhängnißvollen Abschied von ihr genommen hatte. Er sah sich wieder reisefertig, zu Pferde, unter dem Fenster des Liebchens halten und sah ihr weißes Tuch zum Abschied flat-

tern. Da tauchte auch eine vergessene Gestalt empor, eine Gestalt, die erst vor Kurzem noch auf eine so traurige Weise in seine Erinnerung zurückgerufen worden war. „Vater," sagte er, „wenn Sie nichts dagegen hätten, so möchte ich bitten, auch jenen Schmid zur Trauung rufen zu lassen. Er könnte vielleicht uns nachher über die Grenze führen."

Der Greis wandte sich ab und stützte das Haupt auf die Hand. „Der ist nicht mehr zu haben," sagte er nach einem langen Schweigen, „ich kam so eben von seinem Sterbebette."

„Großer Gott!" rief Heinrich unbedachtsam, wurde aber von Amalien, die sorgend und zurüstend durch die Zimmer ging, noch zu rechter Zeit am Arm ergriffen und erinnert. Der Schmid also war jener Beichtende gewesen, sein alter Reisebegleiter, der unglückliche Vater unglückseliger Söhne! Er schwieg und sah in einen Knäuel von Verhängnissen hinein, die ihn schaudern machten. Die liebende Genossin, ängstlich an seinen starren Blicken hängend, strich ihm über die Stirne und brachte ihn in die Gegenwart zurück. Er sah sie mit wehmüthiger Zärtlichkeit an. In diese Augen mußt du forthin schauen, sagte sein Herz zu ihm, da wird alles verworrene Leid und alle Bangigkeit verschwinden.

Amalie trat mit den gerufenen Zeugen ein. Unser Pilger sah andere Gestalten, jugendlichere, welche die Aemter der alten Bekannten führten. Der greise Pfarrer erhob das kummerschwere Haupt und redete sie an; dann begab sich der stille Hochzeitszug in die Kirche.

Der ehrwürdige Diener derselben, der heute Nacht seine Tochter aus den Armen senden sollte, trat festen Schrittes in den Altar. Zwei silberne Leuchter brannten darauf. Das Brautpaar stellte sich vor ihn, etwas rückwärts auf der linken Seite die beiden Männer, auf der rechten Amalie. Es lag eine Feierlichkeit in diesem nächtlichen, sang- und klanglosen Gottesdienst, wie sie nur in den heimlichen Versammlungen des ersten Christenthums und verfolgter Confessionen gefunden werden konnte. Eine tiefe Stille herrschte durch das Gotteshaus.

Da hörte man das rasche Rollen eines Wagens, und Alle wandten sich betroffen um. Der Ton entfernte sich auf dem Wege nach der Grenze, und Heinrich, durch dieses Zeichen gemahnt, wünschte mit banger Ungeduld schon ebenfalls dorthin unterwegs zu sein.

Der Vater und Priester begann zu reden und sprach über die Textesworte: „Sie soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen," wenige nachdrückliche Worte. Er ermahnte seine Kinder, in der fremden kalten Welt, fern vom Vaterhause, einander Alles zu sein, auch durch Leiden sich um so fester an einander schließen zu lassen. „Und wenn schwere Ungewitter kommen," fuhr er fort, „wenn Gott euch zu zürnen scheint, und ihr seid euch keines auffallenden Vergehens bewußt, so vergesset nicht, daß ihr Eltern und Voreltern hattet, die vielleicht ungestraft gesündigt haben. Ich kannte einen frommen Mann, der seine Armuth hergab, um die unbezahlten Schulden seines Vaters zu tilgen. Als der letzte saure Groschen abgetragen war, legte er sich zufrieden hin und starb. Da mag es ihm wohl gewesen sein. So auch ihr! Der Herr ist gnädig und sucht die Kinder nicht immer heim um der Väter willen, aber eben darum seid nicht ungestüm in euern Wünschen, verzichtet auf manche Erdenfreuden und helft die alte Schuld des unglücklichen Geschlechts bezahlen. Und wenn euch eine Freude zu Theil wird, so denket wiederum dabei an das Vaterhaus zurück, denkt, daß ein treues Herz, das ihr hier verlassen, sie mit seinem Segen für euch erfleht habe. Ihr geht hinaus in die Welt und werdet mich nicht mehr sehen; aber ich bin, wie ein Höherer zu den Seinen sprach, siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Er hielt inne, um seine Bewegung zu unterdrücken; dann verlas er mit fester Stimme die Liturgie und gab die Hände der Liebenden zusammen.

Die Trauung war geendet, und er trat vom Altar herunter, um die Tochter zu umarmen. Sie klammerte sich laut schluchzend an ihn an, Amalie umschlang sie von der andern Seite.

Eine stumme, lange Umarmung. Der Wagen fuhr an das Kirchenthor und schreckte sie aus einander. Die beiden Zeugen, von welchen einer die Neuvermählten über die Grenze führen sollte, verließen die Kirche. Langsam folgte das Paar, durch einen stummen Wink des Greises gemahnt. An der Thüre blickte Lottchen zurück; sie sah den Vater, an den Altar gelehnt, in Amalien's Armen und flog auf ihn zu. „Noch einen einzigen Kuß, Vater!" rief sie, „nur einen kleinen Theil, Schwester, laß mir von seiner Liebe!"

Er bog das Haupt nach ihr hin; sie drückte sich an ihn an und war kaum loszureißen.

Amalie winkte zur Abfahrt und reichte den Scheidenden die frei gebliebene Hand. Heinrich trug die halb bewußtlose Braut hinaus, der Wagen rollte fort, und Amalie blieb mit dem Vater am Altar zurück.

Wiedersehen in der Heimath.

Heimathliche Natur! Wie bist du treu mir geblieben!
  Zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf.
Und die Pfade röthest du mir, es wärmt mich und spielt mir
  Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne! dein Licht.

Hölderlin.

Herbstschüsse knallten vom Neufen herüber, und die sonnige Heiterkeit der Landschaft war von jener eigenthümlichen Färbung gedämpft, die wir eine elegische nennen dürfen, ohne damit blos die Stimmung anzudeuten, die das Menschenherz der Natur willkürlich aufzudringen liebt; sondern es war jenes leise Weh, das die Mutter der Wesen fühlt, jener Blick der Rührung, welchen Himmel und Erde nicht verleugnen können, wenn sie ihre große Abschiedsfeier zusammen begehen. Die Berge der Alp, mit ihren Wäldern im wunderbaren Todesschmucke prangend, sahen auf einen kleinen ländlichen Friedhof herein, wo zwischen Kreuzen und spärlichen Grabsteinen ein Mann in tiefes Sinnen verloren stand. Er blickte auf eines der bescheidenen Denkmale, dessen verschiedene Inschriften seltsam gegen einander abstachen; denn während die Vorderseite mit einem frommen Bibelspruche geziert war, hatte auf der Rückseite ein ossianischer Klageton Platz ge-

funden, und sprach von Tagen, die vorüber sind. Der Wanderer lächelte; er dachte an den Kampf, den er einst mit seinem Vormund führte, als es galt, seinen Eltern diesen Grabstein zu setzen; er erinnerte sich, welche Mühe es ihn gekostet hatte, seine damalige Geschmacksrichtung bei einer Inschrift zu behaupten, die freilich besser auf ein Heldenpaar von Morven, als auf einen alten Pfarrer und seine ihm nachgestorbene treue Gattin paßte. Mit ganz andern Gefühlen las er jetzt die herzlichen Worte auf der Vorderseite; sie versetzten ihn wieder in die Tage der Jugend, der Heimath, und sein ruhiges Auge war von einem Glanz überflogen, der mit dem Ausdruck der Landschaft übereinstimmte.

Er erschrak ein wenig, als er zu seinen Füßen eine Stimme vernahm. „Ja, ja!" rief es aus dem Boden herauf, „der Grabstein ist wohl das Anschauen werth; unter dem liegt ein so braver Herr, wie es wenig mehr gibt, und die Frau deßgleichen."

Es war der Todtengräber, der eben eine frische Schlafstätte bereitete. Er sah erst eine Weile, nachdem sich der Fremde gegen ihn gekehrt hatte, von seiner Arbeit auf, blickte ihn an, ließ den Spaten fallen, schlug die Hände zusammen und rief: „O Herr mein! Das ist ja unsers alten Pfarrers sein Heinrich, der vor mehr als zehn Jahren das Land verlassen hat!"

Er schwang sich, ein Mann stark in den Sechzigen, mit jugendlicher Leichtigkeit aus der Grube, um dem Ankömmling derb in die Hände zu schlagen. „Wie?" rief dieser, „Ihr kennt mich noch, Meister Todtengräber?"

„Das will ich meinen! O! der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten! Das war noch eine Pfarrerin! Gott hab' sie selig! Da war's noch gut, arm und krank sein, so lang die im Pfarrhause saß! Und der Herr, in Worten und Werken streng nach der Bibel! Das war ein Andrer, als der jetzige. — Nun, es ist noch ein junger Herr, ich will ihm gerade nichts Uebles nachgesagt haben, aber im Christenthum ist er nicht so fest beschlagen, ich glaub', er hat's mit dem Kant."

„Mit dem Kant!“ rief der Fremde, laut lachend. „Was wißt Ihr denn von dem?“

„Der ist der Antichrist!“ erwiderte der Todtengräber, „sonst weiß ich weiter nichts von ihm.“

„Das wär' auch genug! Wer hat Euch denn das gesagt?“

„Der alte Schulmeister, und der weiß es vom alten Special, und der ist ja ein Gelehrter.“

„Er scheint sich die Gelehrsamkeit wohlfeil zu machen,“ erwiderte der Fremde mit scharfem Ton. „Ich sag' Euch, Mann, der Kant ist ein Mensch, so gut wie wir, und hat weder Hörner noch Pferdefuß.“

„Habt Ihr ihn denn gesehen?“ fragte der Todtengräber etwas ungläubig.

„Ja, in Königsberg, wohin ich ein paar junge Herren zum Studiren begleitete.“

„Ach du Herr mein!“ rief der Todtengräber, „am End' ist er gar auch so Einer geworden. O Herr, denkt an Euren gottesfürchtigen Vater und bewahret Eure Seele!“

Der Fremde drückte ihm freundlich die Hand und sagte: „Ich habe mich dem Manne, der Euch und dem Schulmeister und dem Special ein Dorn im Auge ist, weder verschworen, noch verschrieben; aber ich kann's nicht leiden, wenn man mehr oder weniger als einen Menschen aus ihm macht.“

Der Alte schien sich zu beruhigen. Da der Gottesacker sammt dem Kirchlein mitten im Dorfe lag, so schrie er über die niedrige Mauer hinüber, und bald war der Fremde von alten Bekannten umringt. Die Schulzenfrau sagte ihm, er sei recht tüchtig gewachsen, die Schulmeisterin bewunderte seine feine Wäsche, und Jedes hatte etwas zu fragen und zu erzählen. Er erfuhr die Annalen des Dorfes seit der Zeit, da er es verlassen, und erzählte dagegen von seiner eignen Lebensgeschichte, was er ihnen zu wissen für gut hielt. Er ertrug es freundlich, daß ihm die Absicht, den Gräbern seiner Lieben einen verschwiegenen Besuch zu machen, vereitelt worden war; da man ihm aber auch auf die Länge keine

Einsamkeit gönnte, so wollte er sich eben losmachen, als näher denn von den Weinbergen her Schüsse fielen und gleich darauf ein Jagdhorn ertönte.

„Eine Jagd?" fragte er.

„Der Karl Herzog jagt heut in unsrem Wald," sagte die Schulzenfrau.

„Unsre jungen Bursche müssen treiben seit vorgestern," setzte der Todtengräber mit unzufriedener Stimme hinzu.

Der Fremde nahm Abschied von seinen Freunden, die ihn ungern entließen. Er müsse die Jagd und den Herzog sehen, entgegnete er ihren dringenden Einladungen. Während er sich mit eiligen Schritten entfernte, blickten sie ihm nach und redeten zusammen, was nicht Alles aus so einem Herrn, den man einst auf dem Arme getragen, werden könne.

„Fürwahr, er hat wenig gealtert. Er ist doch in der Mitte der Sechzig, und sieht noch ganz aus, wie vor elf Jahren, da er mich durch den Park von Hohenheim führte. Schau, wie sein kleines Hütchen noch immer so keck auf dem Haupte sitzt! Und wie er sich strack auf dem Pferde hält! Die blauen Augen blitzen noch von Lebensmuth und Lebenslust. Wer nennt mir das Gefühl, das seine Erscheinung einflößt? Ich weiß mich so frei und unabhängig von diesem Herzog wie nur ein Franzose oder ein Engländer, und dennoch schlägt mein Herz bei seinem Anblick, und was er mir zu Leide gethan hat, ist Alles vergessen. Ob er mich wohl noch kennen mag?"

Der Gegenstand dieses stillen Selbstgespräches hielt zu Pferde inmitten seiner Jäger und schoß, obwohl lässiger als ehemals, unter das Wild, das auf einen freien Platz zusammengetrieben worden war. Endlich gab er das zuletzt entladene Gewehr zurück, und nachdem er seinem Gefolge Erlaubniß, zu schießen, ertheilt hatte, ließ er einen vergnüglichen Blick über die Zuschauer hinschweifen. Deren war eine beträchtliche Zahl aus den benachbarten Orten versammelt,

um ihren Landesherrn zu sehen, mit welchem sie bei solchen Gelegenheiten manches freie Wort wechseln konnten. Sie wurden verstärkt durch eine muntre Knabenschaar, die sich trotz alles Warnens und Drohens zweier Lehrer nach und nach zwischen die Schützen einzudrängen wagte. Der Herzog bemerkte dies mit Lächeln und winkte einen von den kleinen Zuschauern, der sich gerade neugierig nach ihm umsah, herbei. Der Knabe stand mit abgezogener Mütze vor ihm und sah ihm gar aufrichtig in die Augen.

„Wer seid ihr, Jungens?"

„Lateiner aus der Nürtinger Kostschul', Ihr' Durchlaucht."

Der Herzog, dem der unbefangene Ton der Antwort gefallen hatte, deutete nach einem Hasen hin, der in geringer Entfernung, schlecht getroffen, sich wie ein Kreisel am Boden wälzte. Der Knabe verstand den Wink ohne Worte alsbald, eilte hinzu, hob den Hasen an den hintern Läufen auf und gab ihm einen kunstgerechten Schlag hinter die Ohren, daß er nicht mehr zuckte.

„Du bist ja schon ein halber Jäger!" rief der Herzog heiter, als er im Triumph den todten Rammler herbeischleppte. „Wem gehörst du?"

„Dem Amtmann von Owen."

„Dein Vater ist ein braver Mann; sag' ihm einen Gruß von mir und such' ihm ähnlich zu werden."

Der Knabe schwenkte seine Mütze und begab sich zu seinen Kameraden, deren inzwischen die Präceptoren habhaft geworden waren.

„Nein, nein! Man lasse die Jungen gewähren!" rief der Herzog, als er sah, daß die Lehrer sie abführen wollten, „aber sie sind hier den Schüssen ausgesetzt."

Er wies ihnen eine sichere Stelle an, und die Knaben, die, vor ihren strengen Lehrern Schutz suchend, sein Pferd umdrängt hatten, marschirten fröhlich dahin ab. Der Herzog rief die Lehrer zu sich und unterhielt sich einige Zeit mit ihnen, worauf er eine Handvoll Silbermünzen unter die hoffnungsvolle Jugend austheilen ließ.

Als er die Zügel rückte, um sich nach einer andern Seite zu begeben, fiel sein Auge auf den Fremdling in der Heimath, der ihn unterdessen unverwandt angeschaut hatte. Er fixirte ihn eine Weile, ritt dann näher und rief mit ausgestreckter Hand: „Was muß ich sehen? Das ist ja Unser Freund Roller! Nicht?"

„Ew. Durchlaucht haben ein gutes Gedächtniß," erwiderte Heinrich Roller, indem er aus den ländlichen Zuschauern hervortrat, „mir aber thut es wohl, so unverändert befunden zu werden."

„Nun, nun!" sagte der Herzog, gutmüthig lächelnd, „so ganz unverändert ist man denn doch eben nicht. Wir müssen Alle vorwärts, mein Freund; die Jahre thun uns den Gefallen nicht, mit uns zu warten. Aber das Aussehen ist gut, etwas voller als ehedem. Nun, ich sag', das freut mich. Wie lang ist's her, daß wir uns zum letzten Mal gesehen haben?"

„Ein volles Jahrzehend und drüber."

Der Herzog nickte nachdenklich. „Und wie hat Er — wie ist's Ihnen seither ergangen?"

„Ew. Durchlaucht wissen, daß ein Leben aus Sonnenschein und Wolken besteht. Damit ist mein Schicksal in der Kürze bezeichnet."

„Das ich morgen in Hohenheim des Breiteren zu erfahren hoffe. So ein Paar alte Freunde werden doch nicht an einander vorübergehen?"

Heinrich verbeugte sich. Der Herzog trieb sein Pferd an und zögerte doch zugleich. „Besondre Geschäfte im Vaterlande?" fragte er noch rückwärts gebeugt.

„Familien- und Freundesangelegenheiten, wobei ich mein Vertrauen auf Ew. Durchlaucht setze."

„Gut, gut! Also morgen in Hohenheim!" — Er grüßte mit der Hand und ritt hinweg.

Während der Angeredete ihm nachsah, hörte er einen der beiden Lehrer, die sich in der Nähe befanden, zum andern sagen: „Haben Sie gesehen, Herr Collega, wie er seine Halsbinde noch viel fester anzieht als sonst?"

„Mir däucht, er will eine rothe Gesichtsfarbe erzwingen," versetzte der Andere. „Sie wissen ja, was Tacitus sagt: saevus ille vultus et rubor quo se contra pudorem muniebat!"

Heinrich wandte den Kopf mit einer raschen Bewegung gegen den Classiker. Dieser sah ihm an, daß er seine halblauten Worte verstanden hatte; er zog sichtbar erschrocken den Hut und entfernte sich unter Verbeugungen, indem er Favete linguis murmelte.

In der Mitte des folgenden Tages begegnen wir unserem lang entbehrten Freund auf einer Waldstraße, die ehmals von glänzenden Rossen und Equipagen wimmelte. Jetzt war sie überwachsen mit hohem Gras, und das fallende Laub hatte an manchen Stellen jede Spur zugedeckt. Er ritt nachdenklich durch die falben Buchen hin. „Sonst," sagte er zu sich, „kannten schon die neugeborenen Kinder diesen Weg, und jetzt ist er vergessen. So wird auch Hohenheim einst verschollen sein. Die Laune eines Menschen erwählt sich einen Punkt, der alsdann der Mittelpunkt für Viele wird, und seine Laune verläßt ihn wieder. Und er selbst, und wir, was sind wir anders als Launen der wechselvollen Zeit?"

Statuen schimmerten zwischen den Bäumen, eine Kuppel tauchte auf, der Wald öffnete sich, und die Solitude lag in herbstlichem Lichte vor dem Reiter. Er hielt an und betrachtete das verlassene Lustschloß, das noch immer, als Wohnort der Eltern eines Freundes, für ihn bedeutend war. Er mußte lächeln, als er der Umstände gedachte, unter welchen er es zuletzt gesehen hatte.

Eine hohe Gestalt, die sinnend über den Rasen wandelte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Das geneigte Haupt und der hagere Wuchs zeugten noch von der Erscheinung, deren Aeußeres einst oft der Gegenstand jugendlicher Neckereien gewesen war; aber die ehemalige Nachlässigkeit der Kleidung hatte einem edlen Anstand Platz gemacht, und in dem

gemilderten Stolze der Haltung lag Anmuth und Würde gleich vertheilt. Das blasse leidende Aussehen des Freundes erzählte von den Stürmen und Schiffbrüchen seiner Jugend, von seinen Anstrengungen im Dienst der Menschheit, und weissagte die wenigen Tage der Vollendung, die ihm noch vergönnt waren, den kargen Rest eines vom Geist aufgezehrten Lebens, in dem er noch so viel vollbringen sollte.

Heinrich hatte ihn einen Augenblick betrachtet. „Er ist es, wahrhaftig, er ist es selbst!" rief er, gab dem Pferde beide Sporen und jagte im Galopp hinzu. „Schiller! Mein Schiller!" rief er mit jugendlicher Heftigkeit, sich vom Pferd in seine Arme werfend; „willkommen in der Heimath! Nicht wahr, es thut doch wohl, es ist doch etwas Schönes um die Heimath! O, mit welcher Bewegung hab' ich oft das Wort ausgesprochen!"

Der Dichter nickte stumm, ihn in den Armen festhaltend, und beiden Männern standen die Thränen in den Augen.

„Und du schon hier?" rief Heinrich weiter. „Deine Briefe, den von Jena und den kleineren aus Heilbronn, hab' ich in Stuttgart bei den Meinigen angetroffen, und jetzt bin ich eben auf dem Wege zu deinem Vater, um ihm die guten Nachrichten zu überbringen, die ich dir nun selbst eröffnen kann!"

„Ich erfuhr in Heilbronn," sagte Schiller, „daß der Herzog öffentlich geäußert habe, er werde meinem Aufenthalt kein Hinderniß in den Weg legen, und auf dieses eilte ich hieher."

„Nun, und dasselbe wollt' ich dir aus der allernächsten Quelle durch deinen Vater zu wissen thun."

„Tausend Dank! Die Bestätigung ist immer noch willkommen. — Wer hätte das gedacht, als ich dich mit deinen Prinzen in Erfurt sah, daß wir uns hier, auf diesem Platze, wieder begegnen würden! — Du kommst von Stuttgart? Höre, bei aller Freude, wieder einmal in Schwaben zu sein, nach Stuttgart geh' ich nicht! Diese Stadt ist mir verhaßt! Wenigstens bei Tage soll sie mich nicht erblicken. Wie steht's denn dort? Erzähle mir, wen hast du Alles gesehen?"

Heinrich lächelte über die heimliche Theilnahme, die der Dichter nicht unterdrücken konnte. „Außer meiner Schwägerin," sagte er, „sah ich kaum einen von früheren Bekannten, als den herzoglichen Theaterdichter, der einst neben mir auf Hohenasperg saß, und dessen Dantonsgesicht ich sogleich wieder erkannt habe."

„Den Schubart?" rief Schiller. „Das war freilich ein Umschwung! Es kam mir vor wie ein Märchen der Tausend und Einen Nacht, als ich seine Befreiung und Anstellung vernahm. Wie geht's ihm jetzt? Wie lebt er?"

„Er hätte nicht auf den Asperg kommen, oder ihn nicht mehr verlassen sollen. Er genießt seine neue Lage und seinen Professorstitel, lebt flott von dem Ertrage seiner Prologe und seiner ausgebreiteten Gelegenheitspoesie, — und macht eine Faust in Sack."

„Er dauert mich," sagte Schiller. „Was wär' aus dem Mann nicht geworden, hätten ihm unsre deutschen Verhältnisse nur die Nußschale voll englischer Freiheit gelassen, die ihm der Bürgermeister von Augsburg verweigerte!"

„Nebenbei," fuhr Heinrich fort, „wird er fürchterlich dick, und man braucht kein Prophet zu sein, um in seinem rothen aufgedunsenen Gesicht einen bevorstehenden Schlagfluß zu lesen."

„Da möcht' ich ihm meine Diät anrathen," sagte Schiller.

Heinrich lachte. „Die wär' ihm noch ärger als der Asperg! Wir haben, bei der mäßigen Lebensweise, woran wir uns im nördlichen Deutschland gewöhnen mußten, gar keinen Begriff von der Schlemmerei dieser Gesellen im schwarzen Adler zu Stuttgart. Da ist namentlich Schubart's täglicher Genosse, der Schieferdecker, von dem du ja gehört haben wirst. Dem ist's eine Kleinigkeit, seine zwanzig, dreißig Flaschen Wein zu trinken, und um sich nicht zu verzählen, steckt er immer nur die Pfropfen zu sich, die er dann den andern Tag wieder mitbringt und bezahlt. Andre junge Poeten haben sich dazugesellt und fabriciren Epigramme gegen einander, namentlich gegen den dicken Schieferdecker, der

sie dafür freihält und dem es nie wohler ist, als wenn er recht unbarmherzig mitgenommen wird. Es ist schade um die Masse von Witz und Talent und Gutherzigkeit, die da jeden Abend gegenstandlos in den Lüften aufgeht und sehnlich nach öffentlichem Leben verlangt. Freilich sind's unter diesen Umständen Sechsundneunzigpfünder, und ob du gleich von alten Zeiten her was Starkes vertragen kannst, so hätt' ich doch kaum den Muth, dir davon zu erzählen. Doch weil du von deiner Diät sprachst, so will ich dir sagen, wie sich Schubart darüber ausdrückt. Er fragte mit lebhafter Theilnahme nach dir, nach deinen Arbeiten und endlich auch nach deiner Lebensweise, die ihm als äußerst nüchtern bezeichnet worden war. Als ich ihm dies bestätigte, sagte er: „Es ist mir unbegreiflich, der Mann frißt Eis und — gibt Feuer von sich!"

Der Dichter lachte herzlich. „Ja," sagte er, „sonst hätt' ich die Heimath wohl schwerlich wieder gesehen. Aber" — er blieb auf einmal stehen und nahm den Freund am Arme —„aber sagtest du nicht, daß du mir aus besonderer Quelle etwas Angenehmes mittheilen könnest? Daß du eben auf dem Wege zu meinem Vater seiest?"

„Freilich! ich komme ja von Hohenheim!"

„Von Hohenheim? warum hast du mir denn das nicht gleich gesagt?"

„Du ließest mich ja gar nicht zu Worte kommen. Ich habe es aus Herzog Karl's eigenem Munde —"

„Du hast den Herzog gesprochen?" rief der Dichter mit der liebenswürdigsten Lebhaftigkeit. „O sage mir, wie fandst du ihn? Was spricht er?"

„‚Viel Genie, das muß ich sagen, viel Genie!' sagte er, als die Rede auf dich kam. Und als ich ihn versicherte, daß du seiner Erziehung und seiner früheren liebevollen Gesinnungen gegen dich dankbar gedenkest, so rief er: ‚Ich sag', da thut er wohl d'ran!' Wie ich nun mit Vorsicht an den Hauptpunkt gelangen wollte, unterbrach er mich: ‚Ich weiß schon! Er hätte nicht nöthig gehabt, sich in Heilbronn vor Anker zu legen: er kann ruhig kommen und bleiben, so lang

es ihm gefällt.' Er erkundigte sich wiederholt nach deinen Lebens- und Arbeitsplanen und schloß endlich: ‚Ja, ja! der Mann hat sich recht notabel gemacht.'"

„Und wie hast du ihn selbst gefunden?"

„Um es gut schwäbisch zu sagen, er gefällt mir nicht. Ich sah ihn gestern auf einer Jagd bei Nürtingen, wo er mich einlud, nach Hohenheim zu kommen. Da saß er so stattlich und aufrecht zu Pferde, wie in seinen besten Tagen. Heute aber, im Zimmer, kam er mir ganz anders vor; er stützte sich, gebückt und verfallen, auf den Stock, und als der gebieterische Mann endlich der Gicht nachgeben und sich setzen mußte, da konnt' ich die Rührung kaum bezwingen. Er war gütig, ja liebreich gegen mich. Es war mir, als ob ich meinen alten Ephorus in Tübingen besuchte; denn, die paar Soldaten abgerechnet, war's nicht anders, als wenn ich zu einem Privatmann gekommen wäre. Auch wohnt er sehr bescheiden in der Meierei, und nicht in dem prächtig ausgestatteten Schlosse, das er wie eine Christbescherung spart. Ich kann dir nicht beschreiben, wie wehmüthig dieser Besuch mich gestimmt hat. Sein Alter ist einsam und freudenlos. Selbst sein Lieblingskind, die Akademie, macht ihm keine Freude mehr, sie nährt revolutionäre Ideen —"

„Das kann ich mir denken!" rief der Dichter.

„Merkwürdige Streiche hab' ich von den jungen Leuten gehört. Daß die Redouten zu Extravaganzen herhalten mußten, ist in unsern Tagen wohl auch vorgekommen, und dein Lächeln bezeugt, daß dein Gedächtniß dir nicht untreu geworden ist. Aber so systematisch haben wir's nicht getrieben. Einmal führten auf einer Redoute drei dieser jungen Geister mit einem vierten, einem Cavalier obendrein, der sich dazu hergab, die Abschaffung des Adels auf, indem sie, in die französischen Farben gekleidet, ihm, der mittelalterlich costumirt war, Wappen und Stammbaum in Fetzen rissen und ihn kahl aus dem Saale jagten; die politische Komödie wurde unter großem Zulauf gespielt, und doch kamen die kecken Jungen unentdeckt davon. Auf einer andern Redoute erschien einer als Kronos mit einer großen Urne, die er bei

früh dahin auf. Wir haben doch auch die Ehre von Ihnen?" fügte er gegen Heinrich hinzu.

Heinrich war überzeugt, daß dies eine Lüge sei; denn er glaubte aus der geheimen Unterredung, obgleich er kein Rothwälsch verstand, gemerkt zu haben, daß die beiden, diesmal nicht mit Unrecht das Schlimmste zu denken geneigt, dem Verschwinden Tony's eine verrätherische Absicht unterlegten, daß sie ihn auf dem Wege nach Sulz vermutheten und die Zeit seines Eintreffens daselbst berechneten. Von ihrem Mißtrauen mußte er erwarten, daß sie vielleicht gar seine eigene Gefangenschaft in einem verdächtigen Lichte sahen, und obgleich sie hierin irrten, so mußte er doch ihr Mißtrauen für begründet gelten lassen. Er erwiderte, sein Beruf beschränke sich auf seinen unstäten Zögling, und so lang dieser die Wanderschuhe nicht vertreten habe, dürfe auch er sein Haupt nicht zur Ruhe legen.

Laura, welche aufmerksam zugehört hatte, rief herüber: „Ob ich mitgehe, will ich bis morgen überlegen; aber so viel ist ausgemacht, daß mein Hofmeister und ich bei einander bleiben. Für jetzt wünsch' ich zu Bette zu gehen, denn ich bin müd und schläfrig."

Sie rief den Wirth, welcher diesen Wunsch nicht erfüllen zu können bedauerte, da seine paar Zimmer von fremden Hochzeitgästen besetzt seien.

„Das hab' ich gedacht," sagte Hannikel lächelnd, „und deshalb wollt' ich vorhin unsern Alten da fragen, ob er nicht ein Bett für den Junker übrig habe."

„O freilich!" rief der alte Jäger und glaubte seinem Freunde ganz besonders gefällig zu sein. „In meiner grünen Eckstube steht ein nettes Bettchen, und für den Herrn Hofmeister gibt's auch noch ein Kämmerlein."

Hannikel sah ihn an, als ob er ihn fressen wollte; da aber das Fräulein in die Hände klatschte und das Anerbieten für Beide mit Freuden annahm, so getraute er sich nicht, die Gelegenheit zu offenen Kriegshandlungen vom Zaune zu brechen.

Indessen waren die Schuhe mit den erdenklich weitesten

Stichen fertig geworden. „Da hast du sechs Gulden, Dachsmichel!" sagte der Zigeuner und warf ihm das Geld prahlerisch hin, „davon gibst du deinen Kameraden auch einen Theil. Nimm's für einen guten Einstand, du wirst in Zukunft wohlfeiler arbeiten müssen. Wenn du mit deinem Weib nach Hause kommst, so findest du einen fetten Hirsch; das ist unser Hochzeitgeschenk, worüber du deine paar Gänse vergessen kannst. Und jetzt fort in's Jägerhaus! Nottele, mein Pferd!"

Die Bauern flüsterten zusammen und bewunderten seine Generosität. „Aber denk' an mich, Jogg!" raunte einer, der in Heinrich's Nähe stand, einem andern in's Ohr. „Schuhe, die in der Trunkenheit gemacht sind, führen auf böse Wege."

„Ja, und zu bösen Häusern," brummte der andere.

Heinrich schloß sich dem allgemeinen Aufbruch an. Da er im Gedränge auf der engen Treppe Gelegenheit fand, sich dem Fräulein zu nähern, so zupfte er sie am Wämmschen und empfahl ihr leise, die Läden in ihrem Zimmer zu schließen, die Fenster aber offen zu halten, damit er sie hören könnte, wenn sie seiner Hilfe benöthigt wäre. Hannikel, der auf Alles achtsam war, drängte sich schnell zwischen beide, und das Fräulein rief laut lachend: „Mein Hofmeister meint, ich solle mich in Acht nehmen, daß mir die Nachtluft nicht schade." — Heinrich wurde ausgelacht und ließ sich's gern gefallen.

Ein hübscher Schimmel wurde dem Zigeunerfürsten vorgeführt; er bestieg ihn, offenbar mehr seiner Würde zulieb als wegen der Entfernung, die nicht beträchtlich sein konnte. Duly mußte auf seinen Befehl den Junker vorausgeleiten. Zwei Zigeuner folgten dem Schimmel, den zwei mächtige Hunde umsprangen, und der Trupp setzte sich in Bewegung. Hannikel winkte den Sohn des Jägers heran und unterhielt sich angelegentlich mit ihm, aber ohne die Augen von Heinrich abzuwenden. Der Alte hatte sich zu diesem gesellt und begehrte zu wissen, was er denn eigentlich mit seinem Zögling vorhabe; er schien sie für Reisende zu halten, welche aus Curiosität oder vielleicht auch in Folge einer nicht ganz freiwilligen Begegnung etliche Tage mit den Zigeunern umher-

er erst einige Mal mit dem Hofmedicus Hoven auf einen Abend herüber, und da diesem sein ärztlicher Beruf den Ausflug nicht oft genug gestattete, so quartierte sich der Dichter endlich auf einige Zeit ganz in der Hauptstadt ein, obgleich als Hintersaße, denn er wohnte außerhalb, am Fuße der Reinsburg und am Wege nach der Solitude, im großen Hofküchengarten. Die Freunde kamen häufig theils hier, theils in andern Häusern mit ihm zusammen. Die Sitten und Lebensgewohnheiten waren nach dem Beispiel des Herzogs, der, wenn er zuweilen mit seiner Franzel nach Stuttgart kam, das Essen von einem Traiteur um einen Ducaten bringen ließ, höchst einfach geworden, und so konnte man, ohne sich wehe zu thun, ein paar gute Bekannte je öfter je lieber mit einem Kruge Weins bewirthen, mochte dieser nun in den Kriegsbergen oder in Uhlbach gewachsen sein.

„Ihr liebt es," begann Zumsteeg eines Abends, „und Schiller liebt es insbesondere, kleine Charakterzüge, selbst Anekdötchen zu hören, wenn sie zugleich etwas Symbolisches an sich haben, oder, um mich meinem Fach gemäß auszudrücken, wenn sie andre Töne und Melodieen mit anklingen lassen. Nun will ich euch etwas vortragen, das vielleicht diese Eigenschaft hat und uns eine ganze wohlbekannte Epoche in einem kleinen Spiegel zeigen wird."

„Sag' dein Sprüchel und theil's uns mit!" rief der Dichter.

„Wohlan!" sprach Zumsteeg. „Ihr wißt alle von des Herzogs früheren Besuchen in Tübingen, da er sich als Rector Magnificentissimus noch neu war und seine Reden hielt. Damals hatten etliche Magister einen kleinen Club, wo sie einander Gedichte vorlasen. Nun begab es sich, daß ein solcher Magister eines Abends ein Gedicht vortrug, welches anfing: ‚Tyrann, herab von deinem Thron!' Ich brauche nicht zu sagen, gegen wen es gerichtet war, — und daß es den rauschendsten Beifall fand unter den jungen Genossen, daß es auf der Stelle abgeschrieben oder gar auswendig gelernt wurde, das versteht sich ohnehin von selbst."

Die beiden Freunde wechselten bedeutungsvolle Blicke mit einander.

„Zwei Tage mochten etwa vergangen sein, als im Stipendium ein herzoglicher Laufer erschien, mit dem Vermelden, der Herr Magister NN. habe sich alsogleich zu Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu verfügen. Der Magister und Dichter warf sich in seine rabenschwarze Galatracht und erstieg den Schloßberg, ohne zu wissen, was ihm diese Ehre verschafft habe. Er wurde aber bald belehrt, als ihm der Herzog mit den Worten entgegentrat: ‚Mein lieber Magister, Ich habe vernommen, daß Er ein sehr guter Declamator sei. Also declamir' Er mir mal was!' — ‚Gnädigster Herr, es fällt mir im Augenblicke nichts bei, was Ew. Durchlaucht würdig wäre.' — ‚So will Ich Ihm was geben.' — Der Herzog nahm von einem Tischchen ein Blatt, das er ihm hinreichte. Der Magister aber, als er nur die ersten Worte angesehen hatte, glaubte in den Boden sinken zu müssen, denn sie lauteten: ‚Tyrann, herab von deinem Thron!' — Der Herzog sah ihn eine Weile mit durchbohrenden Augen an, und dann entwickelte er jene Beredtsamkeit, ich sage jene Beredtsamkeit! Es wird ja wohl kaum Einer unter uns sein, der sie nicht auf eine oder die andere Weise kennen gelernt hätte. ‚Schämt Er sich nicht,' rief er zuletzt, ‚Sein Talent, das Ihm die gütige Vorsicht zum Wohl der Menschen geliehen hat, zur Verunglimpfung der von Gott über Ihn gesetzten Obrigkeit zu mißbrauchen? Wäre es nicht besser, diese Gabe Seinem Studium und Seinem Berufe gemäß zu verwenden? Aber es ist freilich leichter, solche elende Verseleien zu fabriciren, als eine tüchtige Predigt hervorzubringen, wodurch die Menschen gebessert werden. Das wird Er sich nicht getrauen!' — Er hielt inne, und der Magister, in der Ueberzeugung, daß es nun schon einmal um den Kopf gehe, erwiderte dreist: ‚Gnädigster Herr, ich getraue mir's doch.' — ‚Was, Er getraut sich's?' — ‚Ja, Ew. Durchlaucht!' — ‚Geh' Er hin, das andere wird nachfolgen.' — Der Magister hatte sich an seinem Pult noch nicht ganz zurechtgesetzt, als bereits ein zweiter Trabant hereinkam und ihm einen Predigttext vom Herzog brachte. Zur Vorbereitung war ihm keine Zeit vergönnt, denn schon wurde das gesammte Stift zusammen-

berufen, und der Herzog kam, seine Franzel am Arm und sein ganzes Gefolge hinter sich, in den Klosterhof hereingestiegen. Der Magister eilte auf die Kanzel in der alten Klosterkapelle und predigte, was das Zeug hielt. Das war ihm gerathen! Denn als er fertig war und abgehen wollte, verließ der Herzog unten seinen Stuhl, trat ihm entgegen und empfing ihn in seinen Armen. ‚Mein lieber Magister,‘ rief er, ‚es ist Alles verziehen!‘ Er zog ihn sogleich zur Tafel und sagte ihm am Schluß derselben: ‚Ich erfahre soeben, daß eine von den besten Pfarren aufgegangen ist. Er kann sich d'rum melden.‘ Nun war es wohl billig, daß ihm der junge Pfarrer, dem so unerwartet ein fetter Dienst in die Hände gefallen war, auch seinen Thron dagegen ferner nicht mißgönnte. Der Hof reiste von Tübingen ab, und der Magister laborirte an der aufgetragenen Bittschrift, als auf einmal etwas noch Unerwarteteres erschien, nämlich ein Rescript des Consistoriums. Darin stand geschrieben, man habe das Anerbieten Serenissimi in Erfahrung gebracht und gebe Magistro wohl zu bedenken, ob er diesen verfassungswidrigen Weg zu seinem Fortkommen einschlagen und die Gnade von zwei Augen der Gnade von — ich weiß nicht wie vielen vorziehen wolle. Der junge Magister schlug in sich und hörete auf die Stimme Samuelis. Da er es nun unterlassen hatte, sich um den Dienst zu melden, so wurde er zum Herzog berufen, der eben damals in Stuttgart war. Der Herzog fragte ihn, warum er nicht eingekommen sei. Der Magister sagte, er habe sich zu jung und unerfahren gefühlt, und was dergleichen Ausreden mehr waren. ‚Ach was!‘ rief der Herzog und klopfte ihn auf die Schulter, ‚meint Er, ich hätte meine gelben Vögel hier nicht auch pfeifen hören?‘“

„Seine gelben Vögel?“ rief Schiller verwundert. „Was meinte er denn damit?“

„Seine Consistorialräthe nennt er so,“ antwortete ihm Petersen, und die ganze Gesellschaft brach in ein unauslöschliches Gelächter aus.

„Das also war deine Geschichte?“ sagte Schiller.

„Sie ist noch nicht zu Ende," versetzte Zumsteeg. „Ein Vierteljahr nachher kam ein zweites Rescript vom Consistorium, des Inhalts, da besagter Magister sich als ein gehorsamer Sohn der Kirche bewiesen habe, so solle ihm hiemit unverhohlen sein, daß jetzt ein andrer, nicht minder einträglicher Pfarrdienst erledigt sei, und daß er sich um diesen melden könne. Er meldete sich und erhielt den Dienst. Es fügte sich aber, daß diese Pfarre nicht weit von Hohenheim entlegen war, wo der Herzog später sein Hoflager aufschlug. Er hatte dem Pfarrer, mit dem er hier wieder zusammentraf, die erste Beleidigung und den spätern Ungehorsam völlig vergessen und vergeben und fand immer größern Gefallen an ihm, so daß er zuletzt eine besondre Glocke auf das Schloß machen ließ, deren einzige Bestimmung war, den Pfarrer, wenn er seiner begehrte, nach Hohenheim zu rufen. Gleiche Gunst erlangte dieser bei der Herzogin; ja sie machten manches wohlgesinnte Complot mit einander gegen den Herzog und benützten ihren Einfluß auf sein Herz, um Blitzableiter gegen seine schnell auflodernde Leidenschaft zu errichten, indem sie gemeinsam, aber anscheinend zufällig, seinen keimenden Argwohn oder Groll gegen einen Menschen im Voraus durch löbliche Züge, die sie ihm von diesem erzählten, umzustimmen und abzulenken wußten. — Sollte nun meine Geschichte das nicht gehalten haben, was ich von ihr versprach, so könnt ihr's nur meiner unvollkommenen Erzählungsweise zuschreiben."

„Du sollst für deine Geschichte bedankt sein," sagte Schiller, „nur vermisse ich einen Schluß dabei."

„Ich sehe," nahm Petersen das Wort, „in dieser ganzen Geschichte nichts, als einen Wechsel von Tyrannenlaunen; denn hätte der Herzog den festen Grundsatz gehabt, mit allen Verfassern von Schmähgedichten so zu verfahren, so wäre Schubart nicht zehn Jahre auf dem Asperg gesessen. Mich wundert's überhaupt, wie man diesem Herzog irgend etwas Consequentes oder Charaktervolles unterlegen mag. Er ist heute so, morgen so. Er gibt sich das Ansehen eines Protectors der Kunst und Wissenschaft, und was hat er für diese

Erkleckliches gethan? Die Kunst achtet er nicht einmal; ich weiß bestimmt, daß er zu einem unsrer ersten Maler, der noch als Akademist diesen Beruf erwählen wollte, daß er zu Eberhard Wächter gesagt hat: ‚Schämt Er sich nicht, Er, ein Regierungsrathssohn, Maler werden zu wollen?‘ Ja, selbst die harmloseste Art der Kunst, die Theilnahme am Liebhabertheater, scheint ihm für ehrlos zu gelten. Ich sprach heute den Cabinetssecretär Haug, der sich in die äußerste Verlegenheit gestürzt fühlt, denn er ist abgesetzt, wenigstens suspendirt."

„Was, der Haug?" riefen die Andern.

„Der Herzog," fuhr Petersen fort, „hat durch irgend eine Klatscherei erfahren, daß er kürzlich auf einem Privattheater, obwohl im engsten Cirkel, mitgespielt hat, und schickt ihm eine Ordre, was meint ihr, welchen Inhalts? ‚Der geheime Cabinetskomödiant Haug darf vorläufig nicht mehr zum gewöhnlichen Cabinetsdienst nach Hohenheim kommen.‘"

Ein schallendes Gelächter erfolgte. „Für den Haug ist mir übrigens nicht bang," sagte Zumsteeg, „der hat gute Fürsprecher."

Petersen, der sich im Freundeskreise sicher wußte, fuhr ungescheut in Anklagen gegen den Herzog fort, die er beständig mit beißenden Anekdoten würzte. „Auch diese Akademie," rief er, „war von jeher nichts, als ein Spielzeug seiner unbändigen Eitelkeit. Das Schicksal so vieler Akademisten nach ihrem Austritt beweist das am deutlichsten. Vorher hatte er sie seine Söhne genannt und mit salbungsreichen Reden gehätschelt; nachher behandelte er sie als Sklaven, und manche ließ er ohne Anstellung hilflos in die Welt gehen. Sein Benehmen glich auch hierin einer befriedigten Leidenschaft, die sich nicht weiter nach ihren Früchten umsieht. Der Grundzug seines Wesens ist Eitelkeit und ein Hochmuth, der über den siebenten Himmel hinausreicht. So weiß ich zum Beispiel ganz gewiß, daß Karl im Wahne lebt, er werde nicht wie andre Menschen einzeln dahinsterben, sondern erst bei einer allgemeinen Conflagration, bei einem Einsturz des Weltgebäudes, vom Schauplatz abtreten."

„Wie geht es denn jetzt mit seiner Gesundheit?" fragte Schiller.

„Er ist hart von der Gicht geplagt," erwiderte Zumsteeg. „Seit der letzten Jagd hat er Hohenheim nicht verlassen, und die Aerzte fürchten, die Krankheit möchte ihm an's Herz kommen."

„Dann wär's aus!" sagte Hoven.

„Petersen," bemerkte Schiller gegen Roller, während die Andern über den Gesundheitszustand des Herzogs sprachen, „Petersen ist unerfreulich geworden. Ich lass' es mir gefallen, wenn man ein Princip haßt, aber wenn man so alle Liebe gegen die Personen aufgibt, so kann man zu keinem reinen Urtheil und productiven Anschauen mehr kommen. Ihm wäre besser gewesen, daß er hinaus und in der Welt herumgestoßen worden wäre, wie ich; überhaupt droht den Schwaben, die ganz zu Hause bleiben, eine schlimme Krankheit, das behagliche Versauern. Er ist sehr zurückgeblieben. Ich hab' ihm, daß ich so sage, das Gewehr visitirt, er ist ein kleinlicher Notizenkrämer und liebloser Curiositätenhascher geworden, während er wohl die Gabe gehabt hätte, etwas Ganzes hervorzubringen."

„Da ich auch in der Akademie gewesen bin," sagte Heinrich laut, als die Andern still geworden waren, „so wird es mir erlaubt sein, euch, die ihr fast alle sie durchlaufen habt, an den unermüdlichen Eifer, an die stets nachdenkende Sorgfalt zu erinnern, womit der Herzog Tag und Nacht seine Anstalt geleitet hat. Eine Mutter, die ihre Kinder hebt und legt und trägt, sie kann nicht unverdrossener sein, als er. Wahrlich, das ist keine bloße Sache der Eitelkeit! Eitelkeit nimmt einen raschen Anlauf und kehrt sich, schnell gesättigt, von ihrem Gegenstande wieder ab. Wenn es aber doch Eitelkeit gewesen sein soll, nun ja, so will ich sie unter die erlaubten Fehler rechnen. Die Eitelkeit, die etwas hervorbringt, ist einer von den Angeln, welche die Welt bewegen."

„Das wird man später noch besser erkennen," bemerkte Dannecker, „denn wie soll die Akademie einmal ohne ihn bestehen?"

„Dafür ist schon gesorgt," versetzte Petersen, „sein Bruder Ludwig hat sich bestimmt ausgesprochen, daß er sie gleich bei seinem Regierungsantritt aufheben werde."

„Die Akademie," sagte Schiller, „hat ihren Zweck erfüllt; sie würde sich in keinem Fall mehr halten können. Eine Hochschule unter das Commando eines militärischen Intendanten und seiner Satelliten zu stellen, ist ein Widerspruch, der sich nicht mit der jetzigen Zeit verträgt. Zwar führt der militärische Zwang, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, auf dem nächsten Wege zur Freiheit, ja er ist im Ganzen vielleicht weniger despotisch, als die in manchen Erziehungsanstalten jetzt beliebte sogenannte humane Behandlung; aber die Form der Anstalt hat sich überlebt, eine Aenderung ist schwierig, und wenn man einmal umgestalten will, so thäte man wohl besser die Landesuniversität zu reformiren. Bei alle dem hat die Akademie unberechenbare Wirkungen und einen wesentlichen Einfluß auf unser künftiges deutsches Leben gehabt; sie hat, zum Theil freilich gegen den Willen ihres Stifters, einen freieren Geist erweckt. Hier wurde zuerst der Geist der Absonderung, der oberflächliche Hochmuth der obern und der scheue Trotz der niedern Stände gebrochen, und im furchtlosen Umgang mit adeligen, fürstlichen Zöglingen und mit dem gekrönten Rector selbst, lernten die jungen Leute das Menschliche menschlich ansehen, eine aufrechte Haltung annehmen und das Wesen der Welt mit frischem keckem Griff erfassen. Nach den tausend Gegenden, die sie hergesendet, kamen sie mit dieser unschätzbaren Ausstattung wieder hinaus; sie haben sie als Männer bethätigt und verbreitet; und wenn auch das Institut mit der Persönlichkeit, an welcher es hängt, zusammenbrechen wird, so wird doch sein Same fortwirken, ja die Gesinnungen selbst, die jetzt, in jugendlicher Ueppigkeit aufschießend, die Anstalt verwirren und den Stifter verletzen, sie sind zum Theil Früchte eben dieser seiner Akademie. Wenn es nun, wie ich glaube, einem Manne als Verdienst angerechnet werden muß, mit einer lebendigen, ob auch mannigfach verworrenen Thätigkeit in seine Zeit eingegriffen und, selbst über seine Absicht hinaus, bedeutende Wirkungen

hervorgerufen zu haben, so würde wohl selbst ein ägyptischer Todtenrichter an der Pyramide dieses Mannes keinen vernichtenden Spruch fällen. Er hatte große Fehler als Regent, noch größere als Mensch, und dennoch muß man ihm zugestehen, daß aus seinem tyrannischen Eigenwillen, aus seiner oft lächerlichen Eitelkeit ein nachhaltiges, anerkennungswerthes Streben hervorleuchtet. Ich fürchte, die unfruchtbaren Tugenden seines Bruders werden ihn in ein helleres Licht setzen, als das Land sich wünschen mag. Herzog Karl ist einer der selbständigsten und selbstthätigsten Regenten, die jemals einen Thron besessen haben, voll Fleiß, Aufsicht und Energie in den Regierungsgeschäften."

„Das ist wahr," sagte Petersen. „Er nennt auch seine geheimen Räthe nur seine Couvertmacher."

„Obgleich er ein Kind der alten Zeit ist," fuhr der Dichter fort, „so hat er doch nach dem Maße seiner Einsicht das Land für die Aufgaben des kommenden Jahrhunderts vorbereitet, das ihm nicht vergessen wird, wie er neben der Beförderung des Ackerbaus, der alten Hauptkraft des Landes, dem Gewerbe und dem Handel, den Kräften der Zukunft, dieses Brachfeld aufgepflügt hat."

Er wollte noch weiter reden, als ein Bedienter mit einem Schreiben eintrat. Heinrich, an den es gerichtet war, sah es durch und reichte es mit großer Bewegung dem Dichter hin. Dieser las, erblaßte und ließ die Hand mit dem Blatte sinken.

Alle blickten stumm auf ihn. „Deine Geschichte hat einen Schluß, Zumsteeg!" sprach er endlich. „Der Mann, der als Jüngling sang: ‚Tyrann, herab von deinem Thron!' der hat heute in Hohenheim dem Herzog die Augen zugedrückt."

Die Andern sprangen auf.

„Herzog Karl ist nicht mehr," sagte Heinrich. „Er hat einen schweren Todeskampf gehabt. Seine letzten Worte waren: ‚Pfarrer, Sterben ist kein Kinderspiel.'"

„Friede sei mit ihm!" sagte der Dichter.

Die Gesellschaft war tief ergriffen; Einigen standen Thränen in den Augen.

Das Licht auf dem kleinen Tische, wo Kant's Kritik und einige Scenen des Wallenstein lagen, war schon tief herabgebrannt, und noch immer saßen die beiden Freunde in lebendigem Gespräch beisammen. Der Dichter erwartete von einer spät gefundenen geliebten Gattin die Geburt seines ersten Kindes, und dies hatte ihre Reden auf die Zukunft gelenkt; der geistige Haupterbe aber, der erst in seinem Entstehen war und noch viele Geburtsschmerzen kosten sollte, führte sie wieder auf die Gegenwart zurück.

„Was ist unsre Poesie?" rief der Dichter aus. „Ich habe mich von dem Schaume eines jugendlich gährenden Talents befreit, und nun, da ich mir bleibende Gesetze geben will, seh' ich, daß wir gar keinen Boden haben. Was ist denn unser deutsches Leben? Wir sind weder einer Tragödie noch einer Komödie fähig, die sich auf den Boden der Gegenwart gründen ließe; wir kommen nicht über die Familiengeschichten hinaus. Darum ist der Inhalt unsrer Poesie schwankend und zweifelhaft, und die Form, die wir entlehnen müssen, ist eine fremde. Ich bin zu den Griechen zurückgekehrt, die ich früher theils nicht gekannt, theils nicht verstanden habe. Die hatten ihr Leben! Es überläuft mich, wenn ich die Geschichte des peloponnesischen Krieges lese. Wohl gibt es ein höheres Interesse, als das vaterländische, das Interesse der Menschheit, und auf dieses sind wir deutsche Poeten auch einzig angewiesen, denn wie sollten wir die Schule der Nationalität, die jenem glücklichen Volke gegönnt war, in unsern öffentlichen Zuständen finden? Ich habe mir jetzt zwar einen nationalen Stoff gewählt; aber die Quellen sind unendlich leblos, sie athmen nicht den Geist, der dem Griechen aus seiner Geschichte entgegen kam, der sogar den Schweizer aus seinen Chroniken anweht. Und wie unsre Tragödie keinen festen Boden unter sich hat, so fehlt es auch am Himmel über ihr. Der christliche ist nicht poetisch. Die Schicksalsidee aber, die uns die Alten überliefert haben, ist für uns doch nur eine Form, die des erfüllenden Inhalts bedarf. Wenn das Wort nicht so vieldeutig wäre, so würd' ich sagen, wir Neueren müssen die Politik an die Stelle des Schicksals setzen."

„Ich glaube dich zu verstehen," sagte Heinrich. „Was die Alten unter ihrem Schicksal gemeint haben, das ist ein Fernes, Unbekanntes und darum auch Leeres. Uns dagegen ist, seitdem die vereinzelte Nationalgeschichte sich zur Geschichte der Menschheit erweitert hat, ihr unsichtbarer Inhalt näher getreten und greifbarer geworden, und an ihm haben wir, sollte ich meinen, ein viel größeres tragisches Element gewonnen, wenn unsre Dichter jene Macht darstellen, welche Staaten erhebt oder stürzt, die Siege der Gewalt und List in Niederlagen verwandelt und den Kämpfer für die Sache der Menschheit im Untergehen verklärt."

„Das ist es!" rief der Dichter lebhaft, „das ist es, was ich meine, das Schicksal als eine politische, geschichtliche, göttliche Macht dargestellt. Nur ist leider in poetischen Dingen mit der Einsicht so gut wie gar nichts gethan. Dazu gehört noch etwas ganz anderes, eine schöpferische Kraft und eine schöpferische Zeit. Die Zeit muß selbst wieder einmal einen ungeheuren politischen Umschwung, davon wir jetzt kaum den rohen Anfang gesehen haben, erleben; dann kann erst die Poesie dieser Erlebnisse sich bemächtigen. Deßhalb wird die poetische Aufgabe immer größer, immer schöner und immer schwerer werden. Wohl mag dann auch die kosmopolitische Bildung das reizende Gewand der nationalen annehmen, und eine Poesie mag erblühen, die auf deutsches Leben gegründet ist, wie die griechische auf griechisches Leben gegründet war. Wir aber, die wir jetzt leben, wir müssen nach jenen Vorbildern greifen, um nur erst einmal für unsre Nation eine Form und einen Gehalt zu erringen."

„Und," setzte Heinrich hinzu, „mögen aus dieser geistigen That unsre Nachkommen praktische Früchte für das öffentliche Leben ziehen. — Was ist das?" unterbrach er sich auf einmal, „welche nächtliche Wundererscheinung?"

Sie waren im Drang des Redens aufgestanden und lehnten im Fenster, das nach den westlichen Anhöhen blickte. Dort tauchten Lichter auf, erst einzeln, dann immer mehrere, und gestalteten sich endlich zu einem Zuge wie von hundert

Fackeln, die zuletzt den ganzen Berg einnahmen und durch das herbstliche Laub der Bäume hinflackerten.

„Ich ahne, was es ist!“ rief Heinrich.

„Da geht eine Zeit zu Grabe,“ sagte der Dichter.

Sie sahen still und unverwandt nach dem Berge hin; da klopfte es sacht an der Thüre, und der Hausbesitzer trat ein mit der Frage, ob sie den Leichenzug des Herzogs ebenfalls gewahr würden? „Es ist mir nur sonderbar,“ fuhr er fort, „das ist die Straße, die von der Solitude herunterführt, und ich weiß doch, daß der Herzog in Hohenheim, in der Meierei, gestorben ist.“

„Seltsam!“ versetzte Heinrich, „sollte er denn befohlen haben, nach seinem Tod auf die Solitude gebracht zu werden?“

„So viel ist wenigstens gewiß,“ war die Antwort, „daß man den Hohenheimer Weg von hier aus gar nicht sehen kann.“

Der Fackelzug war inzwischen unten an der Biegung des Berges angekommen, wo er nach und nach verschwand. Sie warteten noch lang, um ihn näher auf der ebenen Straße wieder auftauchen zu sehen, aber vergebens. Als sie am andern Tage nachforschten, waren sie nicht wenig erstaunt, zu vernehmen, daß die Leiche des Herzogs wirklich um dieselbe Stunde mit Fackeln von Hohenheim herab nach Ludwigsburg geführt worden sei; sie untersuchten die Richtung des Fensters und fanden, daß sie sich über die Straße nicht hatten täuschen können, so daß sie den Anblick zuletzt einer wunderbaren Luftspiegelung zuzuschreiben geneigt waren. Auch Andere hatten denselben Anblick gehabt, und es wurde noch lang in Stuttgart davon gesprochen, daß viele Menschen aus ähnlich gelegenen Standpunkten den Leichenzug des Herzogs in jener Nacht die Straße von der Solitude herunterkommen gesehen haben.

Ein Wagen hielt in der Straße, die am Ludwigsburger Schlosse vorüberführt. Zwei Männer in Mänteln kamen die Straße herauf und waren im Begriffe, in den Wagen zu steigen.

„Dort haben sie ihn hingebracht," erwiderte Heinrich auf die stumme Geberde des Dichters, der die Hand aus dem Mantel hervorstreckend nach dem Schlosse deutete.

„Komm," sagte dieser, „laß uns, eh' wir heimkehren, noch eine stille Feier begehen."

Sie hießen den Wagen warten und gingen über den weiten Platz nach dem Schlosse. Auf ihr Begehren erschien ein Mann mit einer Leuchte. Er führte sie durch lange Gänge in die Kapelle; dort schloß er ihnen eine Thüre auf, und sie stiegen die halberhellten Stufen hinab in ein Gewölbe, wo eine kleine Reihe von Särgen stand. Ein neuer war darunter, von geweihten Kerzen umgeben. Sie stellten sich zu seinen beiden Seiten und blickten stumm auf ihn nieder; sie sahen einander nicht an, und jeder ehrte des andern Empfindung.

Endlich reichten sie einander schweigend die Hände und stiegen wieder aus der Gruft empor. Als sie die Kapelle verlassen wollten, begegnete ihnen in der Thüre eine verschleierte Frau, in einen aschgrauen Mantel gehüllt, unter dem sie eine Blendlaterne zu verbergen suchte. Sie war erschrocken und schlüpfte schnell an ihnen vorüber. Heinrich gab dem Dichter einen Wink, der ihn zu warten bat, und ging, nachdem sie verschwunden war, an den Eingang der Gruft zurück. Er blickte die Stufen hinab und sah, wie die Verhüllte sich dem Sarge näherte, an ihm niederkniete und still betete.

Er war ihr nicht aus bloßer Neugier nachgegangen; er hatte sie erkannt, als sich im Vorübergehen ihr Schleier verschob.

Es war Aurora.

Ein Nachwort.*)

I.

Der historische Roman.

Die historische Auffassung einer vergangenen Zeit, wenn auch der Genius der Geschichte selbst sie eingegeben hätte, wird für die, welche die Thatsachen mit durchlebt haben, immer etwas Fremdartiges behalten; denn es ist nun einmal das Geheimniß dieser Welt und ihrer Traditionen, daß zwischen der Geschichte und ihrer Darstellung etwas Unauflösliches liegen bleibt, und wenn man die Todten von Jahrhunderten und Jahrtausenden her erwecken könnte, um ihnen die Weltgeschichte zur Prüfung vorzulegen, sie würden sich schwerlich ganz darin zurechtfinden: entweder würden sie in einem Chaos von Thatsachen jenes Innere vermissen, das ihre Zeiten beseelte, oder wo die wichtigsten Data mit philosophischer Absicht geordnet sind, würden ihnen oft die Begebenheiten in ein willkürliches Licht gerückt erscheinen. Diese Willkürlichkeit vermeidet auch der gewissenhafteste Geschichtschreiber nicht: sein Geschäft ist blos, sich der Wahrheit so weit als möglich zu

*) Der ersten Auflage zur ästhetischen und historischen Verständigung mit dem Leser vorangeschickt.

nähern. Dazu kommt, daß ihm die Chronisten oft schlecht in die Hände gearbeitet haben; ja, von wichtigen Vorgängen, die kaum dreißig Jahre alt sind, ist oft schwer noch eine umständliche Nachricht einzuziehen, und von mancher bedeutenden Periode sind nur vereinzelte Züge, todte Thatsachen übrig, aus welchen Auge und Antlitz ihrer Zeit nicht mehr sicher zu errathen ist. Hier bleibt denn ein großes dunkles Gebiet zu durchforschen, in das kein anderes Licht zu dringen vermag als das Licht der Poesie, aber nicht zu willkürlichen Spielereien, nicht zu schaler Unterhaltung müßiger Köpfe und leerer Herzen, sondern im Dienst der Geschichte. Der Dichter hat ein großes Vorbild, den unbewußten Geist der Völker, der ihm hierin vorgearbeitet hat: ich meine jene Sagen, welche seit Jahrtausenden neben der Heerstraße der Annalen auf grünen Auen geheimnißvoll emporgeschossen sind. In mißverstandener, oft falscher Abspiegelung der Begebenheiten sagen sie uns das eigentliche Was und Warum der Geschichte und legen uns die Räthsel der Menschheit wunderbar gelöst vor Augen, unbekümmert um die Richtigkeit des Unwesentlichen, denn im Dienst der Wahrheit zu lügen ist das holde Vorrecht der Poesie. Für die neuere Geschichte, welche des Wunderbaren und Fabelhaften genug besitzt, um keiner Mythen zu bedürfen, sind an ihre Stelle die Denkwürdigkeiten getreten, Quellen, welche dem Historiker eben so viele Geheimnisse eröffnen und eben so vorsichtig von ihm benützt werden müssen. Dem Dichter aber geben beide den besten Stoff zu seinen Geweben.

Dem einzigen Walter Scott war das große Verdienst vorbehalten, der Dichtung eine neue, reiche Fundgrube zu schenken, und gewiß gibt es für den Dichter im ganzen Kreise seines Schaffens keine schönere Aufgabe, als den Beruf, sich neben den Geschichtschreiber zu stellen und seinen grauen Umrissen Farbe und Leben zu leihen. Die Zeit des historischen Romans ist keineswegs vorüber; vielmehr hoffe ich, daß derselbe in Deutschland, wo er von Anfang an das beste Verständniß fand, erst noch seine rechte Höhe erreichen und sogar von der Historiographie als ihr nothwendiger Genosse aner-

kannt werden soll. Er hat ihre Lücken auszufüllen: man prangt so viel mit Befriedigung von „längst gefühlten Bedürfnissen der Zeit“; dies ist eins der tiefsten. Nicht um romantische Verwicklungen handelt es sich, sondern das Leben soll dargestellt werden, das mit seinen kleinen Zügen oft einen überraschenden Commentar zu den größten politischen Ereignissen gibt, und die Verwandtschaft lang hingeschwundener Generationen in ihrem Fühlen und Streben mit dem Geschlecht von heute soll hervortreten, auf daß unsere Zeit, die bestimmt zu sein scheint, das Wollen und die Bewegungen so vieler Jahrhunderte noch einmal zusammenzufassen und stürmisch oder friedlich, aber jedenfalls kräftig zu Ende zu führen, von dem Gipfel, wo sie angelangt, die Vergangenheit klar überschauen und in ihrem Spiegel die Zukunft erkennen möge. Durch diese Aufgabe wird der Dichter zum hellsehenden Geschichtschreiber, aber es ist freilich nicht zu erwarten, daß jeder an diesen Magnetismus glauben solle. Poesie ist eine Mitgift, die jeder Mensch in der Wiege erhalten hat, aber manchem ist sie über der kleinlichen Wahrheit der Jahrszahlen und Namen verloren gegangen. Der Mythus verträgt sich schlecht mit der Chronologie, wie man schon von der trojanischen Helena weiß, und wenn der Dichter, um das treue Bild einer Zeit zu geben, eine Masse von Zügen in Eine Gruppe vereinigen will, so muß es ihm vergönnt sein, sie in eine andre Ordnung zu bringen und an einem willkürlichen Faden aufzureihen. Ist es doch in der Wirklichkeit eben so: der Berg, der in einer landschaftlichen Fernsicht klein genug war, um dem Auge einen Ueberblick in noch fernere Gegenden zu gestatten, wird, wenn wir uns ihm nähern, so hoch als der, auf welchem unser erster Standpunkt war; was hinter uns liegt, erscheint uns beim Zurücksehen fremdartig verschoben; den Mond bedecken wir mit einer Hand, jeder Schritt bringt neue Täuschungen, und die ganze Welt erblicken wir unter dem Gesetz der Perspective. Es ist auch das Gesetz des historischen Romans.

Bewundern wir aber den Homer von Schottland, so dürfen wir auch sein Glück beneiden. Wir sehen in unsrem

Vaterlande wenig mehr als Hünengräber, Burgtrümmer und da und dort eine stumme Schwedenschanze; ihm aber hatte jeder Stein auf der Haide eine Mär' zu erzählen, Wälder und Flüsse rauschten ihm zuvorkommend ihre Geheimnisse zu, die Geschichte quoll ihm über die Schwelle in's Haus. Ja, ganze Schichten von Sagen waren auf diesem reichen Boden abzuheben: am Fuße jenes Hügels, an den sich die Schlachtordnung des Regenten lehnte, hatte einst Wallace gefochten, über jene Brücke, welche die Leute des Prätendenten besetzten, war Claverhouse mit seinen wilden Dragonern gesprengt. Keine von diesen Begebenheiten wurde über der späteren vergessen, alle lebten sie im Munde des Volks, mit gleicher Liebe und Eifersucht gehegt, denn sie hatten alle dasselbe nationale Interesse: der ununterbrochene, in immer neuen Formen wieder aufflammende Kampf mit dem endlich siegreichen Nachbar, die poetisch begabtere Nation, die sich mit ihrem Schmerz und Stolz in die Erinnerung flüchtet, das macht die schottische Geschichte so beredt!

Unsre Geschichte lebt nicht im Volke nach, sie lebt fast nur auf dem Papier. Ist der poetische Sinn geringer im deutschen Volke als im schottischen? Ich glaube nicht, er ist vielleicht nur weniger redselig. Oder hatten wir nicht so lange und tiefe Reibungen, durch Stammsverschiedenheit zugleich und Stammsverwandtschaft hervorgerufen? Denn solche Kriege sind es, die den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen. An tiefeinschneidendem und verhängnißvollem Hader zwischen den einzelnen Stämmen hat es uns gewiß nicht gefehlt, von d[illegible] alten Feindseligkeiten der Sachsen und Franken an bis zum östreichisch-preußischen Dualismus; aber unsre Zerwürfnisse, ob wir als Hammer oder Ambos aus ihnen hervorgingen, blieben nicht auf den engen Rahmen beschränkt, in welchem sich heimische Ueberlieferungen am besten erhalten: vielmehr führten sie europäische Verwicklungen und grunderschütternde Stürme herbei, in deren breiter Massenhaftigkeit die geschichtlichen Bilder, die das Gemüth des Volkes auffassen kann, immer wieder untergingen. Manche der bedeutendsten Perioden unsrer Geschichte sind nicht einmal national: die besten Kräfte

der Kaiserzeiten zersplitterten sich in der Fremde, und wir haben (wenigstens unter den historisch bekannteren) fast nur Eine Epoche, die durchaus deutsch war, dafür aber auch der ganzen übrigen Welt mehr oder weniger ihr Gepräge aufdrückte, eine Zeit, wo religiöse und politische Interessen, auf's Innigste vermischt, Ein großes Feuer entzündeten, das von Nord zu Süd und bis in den fernsten Winkel des weiten Landes schlug und seine Heldenherzen zu Großthaten wie zu Verbrechen, aber auch diese in ihren Ursachen großartig, versammelte. Die Geschichte unsres Volkes sollte ein langsames Reifen darstellen, und jedes gewaltsame Unternehmen, das dem innern Gang der Bildung vorgriff, sollte sein Ziel verfehlen: die Reformation, deren tiefere Wirkungen erst für uns fühlbar zu werden beginnen, mußte der Gleichgültigkeit und dem Fanatismus, zwei sehr nahe verwandten Gegensätzen, Platz machen, und der dreißigjährige Krieg, der kaum in etwas anderem national ist als in seinem Elend, verlöschte mit den Völkerfluthen der halben Europa fast jede Spur von alten Erinnerungen. Was er und der ihm folgende Friedenszustand hinterließ, war ein Heimweh aus der Heimath hinaus, das, mit dem Andenken an ermordete Eltern und an selbsterlebtes Unrecht durch Betrug und Gewalt, auf eine Felsenburg im fernen stillen Meere floh. Und bis der Deutsche sich so weit erholte, um wieder heimisch in der Heimath werden zu können, kamen neue Stürme, die sie von Grund aus umwühlten. So war es ihm immer zu weh, um die heimischen Erinnerungen hegen und pflegen zu können, denn dazu gehört ein Behagen, das den Schotten nie ganz verlassen hat: dieses Behagen gesellt sich gerne zum Schauer, den ein abgebranntes Gehöft erregt, aber es weicht vor dem Jammer eingeäscherter Städte und Länder. Dafür haben unsre Dichter einen um so großartigeren Stoff. —

II.

Herzog Karl.

Es war dem Herzogthum Württemberg eine schwere Prüfung zugedacht, als das zweite Drittel des achtzehnten Jahrhunderts begann, und der Herzog Karl Alexander — eben, wie die protestantischen Prälaten und Stände des Landes fürchteten, sein vielleicht nur aus politischen Gründen angenommenes katholisches Glaubensbekenntniß durch eine gewaltsame Revolution in Württemberg einzuführen beschäftigt — eines plötzlichen Todes starb. Sieben Jahre nachher wurde sein Sohn Karl, in einem Alter, das zu jedem andern Ding geschickter ist als zu einem Scepter, für mündig erklärt. Diesen übereilten Schritt, dessen nächste Ursache in den Streitigkeiten der Landesadministration mit der ehrgeizigen Herzogin Wittwe lag, hatte Württemberg der Verwendung Friedrichs des Großen und den Bemühungen eines gewandten Unterhändlers am kaiserlichen Hofe, des fränkischen Freiherrn von Montmartin, der nur zu bald die Früchte von diesem vorzeitigen Baume erntete, zu verdanken. Die erste Sorge der Landschaft war, durch einen Revers die Landesreligion gegen ihren katholischen Fürsten, von dessen Denkungsart sie in dieser Hinsicht wohl nichts zu fürchten gehabt hätte, sicher zu stellen. Seine Regierung gewährte Anfangs glück=

liche Aussichten, so lang er als ein talentvoller Scholar an seiner Berliner Erziehung und an den Lehren zehrte, die ihm der große König eingepfropft hatte; ja er bewies sich sogar seiner Verwandtschaft mit dem Weisen von Sanssouci in noch höherem Grade würdig, indem er in jugendlichem Eifer ein philosophisches Buch über die Tugenden und Laster schrieb.

Aber bei einem Jüngling wie Herzog Karl, der von der Natur mit allen Eigenschaften der Selbständigkeit und mit einem durchdringenden, obwohl ungebildeten Verstand ausgerüstet war, konnte diese angelernte Weisheit nicht lang vorhalten. Leidenschaften, die bei der Jugend gewöhnlich die Zeichen großer Anlagen sind, begannen unbezähmbar in ihm zu erwachen, die Schmeichelei des Hofes kam ihm auf mehr als halbem Weg entgegen, er fühlte die gefährliche Macht, die in seine Hände gegeben war, und adoptirte nur zu willig die orientalischen Regierungsgrundsätze, die sich um jene Zeit von Frankreich aus an den deutschen Höfen eingenistet hatten, die er vielleicht selbst an dem Hofe seines angestaunten Erziehers unter der Firma loyaler Redensarten gelegentlich hatte ausüben sehen. Eine Heirath, die seine besorgten Räthe als hergebrachtes Dämpfungsmittel vorschlugen, endigte mit einer Trennung, und nun begann für den Fürsten und sein Land eine traurige Schule der Erfahrung, in welcher diesem aller Druck einer zügellosen Regierung, jenem aber die Unlust und der innere Unfriede der im Genuß sich verzehrenden Despotie zu Theil wurde.

Zu beider Unglück fanden sich schnell geschickte Werkzeuge, die den Willen ihres Herrn oft in weiterem Umfang ausführten, als sein nicht immer erstickter natürlicher Edelmuth, ohne die Reizmittel der Schmeichelei und Aufhetzung, zu befehlen fähig gewesen wäre. Der derbste in diesem Kleeblatt war Wittleder, ein Abenteurer, der sich vom Handwerksburschen zum Kirchenrathsdirektor emporgeschwungen hatte und dem Diensthandel eine unerhörte Organisation gab. Er hatte zu Ludwigsburg eine eigene Bude errichtet, wo alle Landesämter vom höchsten Range bis herab zum Nachtwächtersdienst um verhältnißmäßige Geldsummen nicht blos zu haben

waren, sondern gekauft werden mußten, wenn einer nicht Gefahr laufen wollte, sich auf dem gesetzmäßigen Wege sein Leben lang vergebens zu bewerben. Er betrog den Herzog, der für seinen ungeheuren Aufwand und die Ansprüche seiner italienischen Maitressen immerwährend um jeden Preis Geld brauchte, auf eine empörende Art, aber dieser wußte auch hieraus seinen Vortheil zu ziehen; denn er wartete jedesmal geruhig ab, bis der unersättliche Schwamm sich recht vollgesogen hatte, und drückte ihn dann mit gelinder Manier wieder aus. Die beiden andern waren von einem vornehmeren Schlage. Montmartin, von dem man wissen wollte, daß er sich durch zweideutige Verdienste um den kaiserlichen Hof die Reichsgrafenwürde erschlichen habe, kam nicht lang nach der Thronbesteigung des Herzogs in das Land und wußte sich durch einschmeichelnde Feinheit und eine Dienstfertigkeit, die auch die niedrigsten Wege nicht scheute, seinem Herrn bald unentbehrlich zu machen. Ihm stand Rieger zur Seite, ein offener feuriger Charakter, der unter dem bescheidenen und doch für seine Jahre und seine bürgerliche Herkunft stolzen Titel eines Obersten in der Armee und in der Landesverwaltung unumschränkt, gewaltthätig, übermüthig schaltete und mit trotziger Unerschrockenheit alle die gehässigen Plane ausführte, die der verschmitzte und feige Minister in der Stille ausgebrütet hatte. Bald aber begann dieser seinen Einfluß zu fürchten, und der hochfahrende verblendete Mann war untergraben, ehe er es dachte. Sein Glanz und die furchtbare Katastrophe, die ihn in einen Abgrund des Elends schleuderte, sind durch Schiller's Novelle „Spiel des Schicksals“ Jedermann bekannt. Die Ursache seines Sturzes aber ist ein Geheimniß geblieben: ein Briefwechsel mit den feindlich gestellten Brüdern des Herzogs, nach andern Angaben mit einem hohen preußischen Offizier, Documente jedenfalls, die, wenn sie echt waren, groben Mißbrauch des fürstlichen Vertrauens beurkundeten, die aber von Montmartin angeblich aufgefangen worden waren, sollen den Herzog zu der grausamen Rache gestachelt haben, die er gegen das Ende des siebenjährigen Krieges über seinen Liebling ver-

hängte. Rieger wurde auf Hohentwiel mehrere Jahre lang in einer solchen Gefangenschaft gehalten, daß ihm selbst das Mitleid der Patrioten dahin folgte; nach seiner Befreiung mußte er das Land meiden und trat erst spät, als die Zeit die schroffsten Spuren seiner Leiden und des fürstlichen Grolls ausgelöscht hatte, wieder in die herzoglichen Dienste, wo wir im Verlauf unserer Begebenheiten mit ihm zusammentreffen werden.

Kurz nach seinem Falle ging der Krieg mit Friedrich dem Großen zu Ende, woran Karl, nicht blos als Reichsfürst und vermöge eines wenig ehrenhaften, übrigens schon während seiner Minderjährigkeit von dem gepriesenen Minister Hardenberg abgeschlossenen Subsidienvertrags mit Frankreich, sondern thätig und in eigener Person Antheil genommen: er folgte hierin einer merkwürdigen Abneigung gegen den Erzieher, der ihn durch ein Verwendungsschreiben in der Majorennitätsangelegenheit an Kaiser Karl VII. für fähig erklärt hatte, „noch größere Staaten zu regieren, als diejenigen, welche die Vorsicht seiner Sorgfalt anvertraut," und mit dessen Vorschriften er in einen so schneidenden Widerspruch getreten war; aber er bewies nur, daß er ihm in der Hauptsache nichts abgelernt hatte und brachte sehr traurige Lorbeern nach Hause. Die unverhältnißmäßige Truppenmacht, welche dieser Krieg auf die Beine gestellt, blieb nach dem Frieden auf dem Lande lasten, und der Herzog vergnügte sich lange Zeit an einem kleinlichen Soldatenspiel, das ohne Nutzen war und unerschwingliche Summen kostete. Er hatte es im Luxus so weit gebracht, daß Ludwigsburg mit Paris wetteifern konnte, in der Mode den Ton anzugeben. Die Feste, die er veranstaltete, waren nach den Einkünften eines Kaiserthums zugemessen, und wenn auch die Residenz mit den stolztönenden Namen der Künstler und Fremden, welche durch diese unerhörten Schauspiele in's Land gezogen wurden, sich brüsten konnte, so warf doch all dieser Glanz einen düstern Schatten auf das Land, und der Bauer vornehmlich konnte die Größe der fürstlichen Pracht nur nach dem Druck seiner Frohnen und des Wildschadens berechnen,

durch dessen Ueberhandnehmen es dem Herzog möglich wurde, auf der Jagd seinen Gästen eine solche Masse von Wild vor die Gewehre zu treiben, daß man ganz Württemberg für einen Thierpark hätte halten sollen. Um diese Zeit glänzte Wittleders Stern am hellsten; auch Montmartin wagte, auf den Schutz seines Gebieters trotzend, die Hörner kecker hervorzustrecken: die Landschaftskasse wurde angetastet, neue und einträglichere Steuerplane ersonnen, deren jeder ein Eingriff in die Landesgesetze war.

Aber diese Operationen, bei welchen der Haß des Volkes, wie es gewöhnlich geht, ein willenloses Werkzeug, den Kammerrath Gegel, wegen der unmittelbaren Berührung am stärksten traf, fanden plötzlich einen Widerstand, den man kaum mehr erwartet hatte. Das patricische Institut, der engere Landschaftsausschuß, der die Constitution in den oft langen Zwischenzeiten der Landtage vertrat, hatte es bisher bei mehr oder weniger lauen Protestationen bewenden lassen; nun aber erhob er sich und trat zu allgemeiner Verwunderung kräftig und mit entschiedenen Maßregeln auf, deren Werth freilich durch die nachher gewechselten Streitschriften in ein zweifelhaftes Licht gesetzt wurde, indem der Herzog als Beklagter vor dem Richterstuhle des Kaisers nachwies, daß die von ihm beabsichtigte Vermögens- und Einkommenssteuer (wenn sie nur nicht für die Ausgaben des Hofes bestimmt gewesen wäre) die Steuerlast im Lande gleichmäßiger vertheilt und von den bisher allein belasteten Grundstücken und Gewerben auf die reichen Herren der Landschaftspartei übergewälzt haben würde.

Jetzt begann nämlich zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen jener denkwürdige Prozeß, der durch die Verwendung Preußens, Englands und Dänemarks und durch den Spruch des Reichshofraths mit einem Vertrag endigte, dem sogenannten Erbvergleich, durch welchen die vielfach angegriffene Verfassung wiederhergestellt und befestigt wurde, jedoch nicht auf lang, da sie, kurze Zeit nach Karl's Ableben, ein neuer Sturm zu Boden warf. Zum Pfande des Friedens wurde Montmartin, gegen den die Stände besonders

erbittert waren, in Gnaden und mit einem reichlichen Gehalt entlassen, Wittleder um dieselbe Zeit zur günstigen Stunde noch einmal ausgepreßt und dann fortgeschickt. Karls letzte große Gewaltthat war die Verhaftung einiger Männer gewesen, an deren kühnem, von rühmlich vorleuchtenden Namen begleitetem Widerstande das neue, in seiner einseitigen Einführung jedenfalls verfassungswidrige Steuersystem vorzüglich gescheitert war: unter ihnen stand der berühmte deutsche Rechtslehrer, der Landschaftsconsulent Moser, oben an, der seinen Patriotismus durch eine harte Gefangenschaft zu Hohentwiel büßen mußte. Als aber der Herzog sah, daß der Bogen bis zum Zerbrechen gespannt, als die laute Stimme der Welt es ihm eindringlich sagte, daß das Nachgeben jetzt an ihn gekommen sei, da überkam ihn ein solcher Ueberdruß, daß alle seine Neigungen und Gewohnheiten auf einmal umschlugen: er entschloß sich zu Reductionen am Hof, Theater und Militär, wie man sie nie von ihm verlangt hatte, und sein Luxus machte einer Haushaltung Platz, die mit dem Leben eines begüterteren Privatmannes verglichen werden konnte.

Eine Leidenschaft war es vornehmlich, die er in diese ruhigere Periode mit hinüber nahm, der ewige Drang, etwas zu thun, etwas Neues zu unternehmen; derselbe äußerte sich am auffallendsten in der Baulust und in der Errichtung der bekannten Akademie, deren persönlicher Leitung der Herzog einen großen Theil seiner späteren Jahre aufopferte — ein Zug, der zu vielfachen psychologischen Betrachtungen Anlaß gibt; gewiß aber sollte man für die Erziehung der Jünglinge niemanden geeigneter glauben, als einen Mann, der sich selbst aus einer so wilden Jugend herübergerettet hat. Zwar kann auch diese Richtung von Selbstsucht, Selbstverherrlichung und Willkürherrschaft nicht freigesprochen werden, doch zeigte der unablässige Eifer des Herzogs, daß ihm sein übernommener Beruf ernstlich am Herzen lag; und wenn auch die Erziehung unter den steifen Formen äußerlicher, soldatischer Dressur beinahe verloren ging, so gewährten doch die Lehrmittel der Anstalt den Zöglingen eine vielseitige Bildung,

die selbst die Söhne des fernsten Auslandes anlockte, eine Bildung, die dem Gründer der Anstalt selbst da, wo sie ihm unwillkommene, aber der Nachwelt um so segensreichere Früchte trug, wenigstens in ihren ersten Keimen zum Verdienst angerechnet werden muß.

Unter den Ursachen dieser unglaublichen Umwandlung des Herzogs nannte die öffentliche Stimme eine Verbindung, glücklicher und, man darf sagen, würdiger als die vorhergehenden: seine Freundin Francisca von Leutrum, die er, noch einmal dem Feuer seiner Jugend gehorchend, ihrem Gemahl entführt hatte, und die ihm unter dem Namen einer Reichsgräfin von Hohenheim morganatisch angetraut bis an seinen Tod zur Seite blieb, führte ihn mit kluger Hand auf einem geräuschloseren und friedlicheren Lebenswege seinem Ziel entgegen. Ihren bescheidenen Verdiensten hat selbst die Nachwelt und die Geschichte, die mit unerbittlichem Griffel schreibt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ihr Einfluß begann zu der Zeit, mit welcher unsere Erzählung anhebt, sich geltend zu machen; und wenn auch die Wirkungen desselben keine Ueberschätzung ertrugen, so glaubte doch damals jeder Besorgte, der seinen Herrn liebte oder etwas von ihm zu fürchten hatte, ihn in der Hand seines guten Geistes geborgen hoffen zu dürfen. Wie viel oder wie wenig diese sogenannte zweite Periode des Herzogs solche Hoffnungen und die von ihm selbst in einem berühmten Manifest ausgesprochenen Verheißungen erfüllt hat, mag der Leser aus der nachfolgenden Darstellung entnehmen, wobei es ihm überlassen bleibt, zu beurtheilen, ob das Bild zu hell oder zu dunkel gerathen ist. Jedenfalls hat der Fürst, um welchen sich die Gestalten desselben bewegen, bei seinen Landsleuten einen bleibenden Eindruck hinterlassen, und das Volk führt noch heute seinen „Karl Herzog" sagenhaft im Munde. Gleich dem Kalifen der Tausend und Einen Nacht lebt er in wunderlichen Erzählungen fort, und sind auch die Züge, die sie von ihm geliehen haben, menschlich nicht blos in der schönen Bedeutung des Wortes, so ist doch Anhänglichkeit und ein gewisses Staunen der vorherrschende Charakter jener Erzählungen und Sagen, die noch

immer über ihn im Umlauf sind und von der patriarchalischen Anschauungsweise eines zu Grabe gegangenen Jahrhunderts zeugen. Seine Persönlichkeit scheint ungeachtet seiner Schattenseiten ein nicht leicht verlöschliches Gepräge gehabt zu haben: dafür bürgen die Mittheilungen glaubwürdiger Männer, die ihn gekannt haben. Nicht von gleichem Bestande wa. seine Wirksamkeit, denn ihr folgte unmittelbar eine Periode der heftigsten Umwälzung. Selbst seine vornehmste Schöpfung, die Akademie, das Ideal seines Lebens, überlebte ihn nicht: sie wurde gleich nach seinem Tode von seinem Bruder und Nachfolger aufgehoben. Und doch ist es gerade diese Pflanzstätte junger Geister, die Wiege Schillers und manches berühmten Zeitgenossen, welche dem Herzog Karl von Würtemberg eine über die engen räumlichen und geistigen Grenzen seines Machtgebots weit hinausreichende Bedeutung verlieh. Sie ist auch der Boden, auf welchem sich die folgenden Lebensbilder wiederholt bewegen, und ich hoffe daher, daß dieselben nicht blos den engeren Bezirk ihres einstigen Schauplatzes anziehen, sondern auch in weiteren Kreisen freundliche Aufnahme finden werden.

III.

Zigeuner und Vaganten.

Die amtlichen Gauner- und Vagantenlisten Deutschlands und der Schweiz weisen in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl von etwa vierzigtausend Individuen zigeunerischer und deutscher Abkunft nach, wovon die Mehrzahl auf den schwäbischen Kreis und ein bedeutender Antheil auf den Schwarzwald fällt. Diese Heimathlosen trieben sich theils einzeln, theils in kleineren oder größeren Banden umher, und ihr Leben durchlief alle Abstufungen vom lustigen Müßiggang bis zum verwegenen Handstreich auf wohlverwahrte Wohnungen, ja mitten in Dörfern und Städten. Eine vielleicht sechsmal so große Anzahl von Diebswissern, Diebshehlern und Unterhändlern gab ihnen einen starken Rückhalt. Will man sich auch nur die Möglichkeit solcher Zustände wieder vor die Augen bringen, so muß man sich erinnern, daß Verwaltung und Gericht in Einem Amt vereinigt, Polizei aber überall beinahe gar keine vorhanden war. Eine Sicherheitswache, welche mit den jetzigen Landjägern entfernte Aehnlichkeit hatte, waren die Hatschiere, meist ausgediente Soldaten, welche, ohne förmlich stationirt zu sein, vereinzelt an der Grenze streiften, wo es ganz von ihrem Naturell abhing, ob sie die Schwachen und Schüchternen tyrannisiren

oder aber ihr Gnadenbrod im Frieden verzehren wollten; ihre Uniform war so zufällig wie ihre Organisation. Die Orts=polizei bildeten die Amtsdiener des Oberamtmanns, die Stadt=knechte und Schaarwächter der Stadtgemeinde, in Dörfern der Flurschütz und bei gelegentlichen Fällen der Nachtwächter. Wurde ein Diebstahl angezeigt, so protokollirte man ihn sorg=fältig auf Kosten des Bestohlenen, knüpfte auch bei beson=derer Energie mitunter einen Unschuldigen dafür auf. Ließ ein Vagabund sich ergreifen, so wurde er ohne Federlesen ausgepeitscht und unter Auferlegung einer Urphede verwiesen, weil man nichts so sehr scheute, als unnütze Kostgänger; dann konnte er noch am selben Tage sein Handwerk fortsetzen, ge=wiß, die blinde Gottheit wieder auf geraume Zeit versöhnt zu haben. Daher kommt es, daß manche Gauner ihren Bio=graphen so starke Lebensläufe geliefert haben: Leben, Thaten und schreckliches Ende, da sie denn zuletzt, trunken von Sicher=heit und Uebermuth, auf eine unbegreifliche Weise der Justiz in ihr Spinnengewebe taumelten. Die größte Schwierigkeit für die Bestrebungen thätiger und durchgreifender Regenten, wie Herzog Karl und Markgraf Karl Friedrich von Baden=Durlach, war das heilige römische Reich, dessen Arterien mit ihrem matten Pulsschlag in tausend und aber tausend Ver=zweigungen durch einander liefen, so daß, wenn je einmal in einem Territorium der schlafenden Göttin die Augen unter der Binde geöffnet wurden, sie nur noch nachsehen konnte, wie ihre Beute mit ein paar großen Schritten auf ein klei=nes fremdes Gebiet entwischte und dort unter dem Schirm einer freundnachbarlichen Spannung gewöhnlich sicher wandeln konnte. Denn an Verfolgung fehlte es nicht: mitunter wur=den starke Streifmannschaften aufgeboten, zu welchem Dienst die Bauern so gut wie zu den Jagdfrohnen auf den Beinen sein mußten. Aber diese Miliz war nicht immer auf's Beste gewählt, denn die Bauern empfanden eine stille Sympathie für die Feinde: der Zigeuner that den Dörfern keinen Scha=den, er ließ vielmehr, wenn er just volle Taschen hatte, in den Schenken etwas aufgehen, wobei für den Bauer immer auch ein Brocken abfiel; und dann genoß er sein Brod zwar

unrechtmäßig, aber er erregte weniger Neid dadurch, da er es nicht ohne Gefahr und Mühe, also doch saurer erwarb als die „Herren" das ihrige. Zudem unterhielten diese Banden fortwährende Einverständnisse und geheime Geschäftsverbindungen auf Höfen und in Dörfern, und bei mancher Streiferei mochte es vorkommen, daß Achaier und Trojaner mit blinzelnden Augen an einander vorüberhuschten. Später jedoch wurden diese Streifzüge ernstlicher: einzelne wenige Edelleute, nach kriegerischen Thaten verlangend, handhabten im Gegensatze gegen ihre um so schlafferen und zum Theil den Zigeunern geradezu dienstbaren Nachbarn ihre Gerichtsbarkeit, oder ließen sich Patente geben, womit sie gegen diese innern Erbfeinde des Reichs zu Felde zogen. Ueberhaupt vertrat die Persönlichkeit in jener Zeit dasjenige, was jetzt in der Gliederung der Staatsgewalten bezweckt ist, und so stoßen wir mitten in der allgemeinen Zerbröcklung auf Beispiele von Tüchtigkeit, welche uns noch immer zum Muster dienen können. Nach diesem wird es begreiflich, wie auf einer Seite die größte Unordnung ohne Aussicht auf eine Abhilfe stattfinden konnte, während auf der andern Seite ein deutscher Graf, Schenk von Castell zu Oberdischingen, seine Fehdezüge gegen Raubgesellen bis nach Italien fortsetzte, und [illegible] württembergischer Oberamtmann, Schäfer in Sulz, mit [illegible] waffneter Hand nicht blos seinen eigenen Bezirk, sondern auch, die Aemter seiner unthätigeren Collegen durchstreifte. Natürliche Wirkung eines solchen Eifers, aber auch Eigenthümlichkeit der Zeit ist es dann ferner, daß dieser Beamte in dem selbstgeschaffenen Charakter von seinem Fürsten, vom In- und Ausland anerkannt wurde und gleich einer unabhängigen Macht Botschaften aus der Schweiz empfing, in Folge deren er mit einem stattlichen Gefolge feierlich dahin aufbrach, um verhaftete Uebelthäter persönlich in Empfang zu nehmen. Es ist noch ein Bericht von dieser Reise übrig, worin es auf eine ergötzliche Weise unbestimmt bleibt, ob die großen Ehrenbezeigungen, die ihm zu Theil wurden, mehr seiner Person oder dem Herzog, den er repräsentirte, gegolten haben. —

Durch ein Versehen bei der Correctur ist der Name des Landes, das den Schauplatz dieses Romanes bildet, in einer Form eingeführt worden, die jetzt freilich die allgemein angenommene ist, von H. Kurz indessen, da er sich von der historisch richtigeren (Wirtenberg) nicht trennen mochte, entschieden abgelehnt wurde. Wir werden daher von jetzt an auch in dieser Aeußerlichkeit den Willen unseres Freundes zur Geltung bringen.

Der Herausgeber.

